



MARC BLOCH
DIE SELTSAME
NIEDERLAGE:
FRANKREICH 1940

DER HISTORIKER
ALS ZEUGE

S. FISCHER

»Mit unvergleichlich klarer Stimme fordert er uns auf, zu erkennen, zu verstehen und unser Gewissen zu prüfen.«

Georges Duby über Marc Bloch

ISBN 3-10-021603-2



9 783100 216038

DM 42.00



Marc Bloch
**Die seltsame Niederlage:
Frankreich 1940**
Der Historiker als Zeuge

Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe
von Ulrich Raulff

Aus dem Französischen
von Matthias Wolf

S. Fischer

Die französische Ausgabe mit dem Titel 'L'étrange défaite.
Témoignage écrit en 1940' erschien 1990 bei Éditions Gallimard, Paris

© Éditions Gallimard, Paris 1990

Für die deutsche Ausgabe:

© 1992 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht mit Unterstützung
des Maison des Sciences de l'Homme, Paris,
und des französischen Kulturministeriums.

Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Walch

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Druck: F. Spiegel Buch GmbH, Ulm

Printed in Germany 1992

ISBN 3-10-021603-2

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Ulrich Raulff, Vorwort zur deutschen Ausgabe	7
I Die seltsame Niederlage	39
Vorstellung des Zeugen	41
Die Aussage eines Besiegten	70
Gewissensprüfung eines Franzosen	180
II Das Testament von Marc Bloch	233
III Schriften aus dem Untergrund	237
Warum ich Republikaner bin	239
Die wahre Zeit der Richter	245
Ein Philosoph in feiner Gesellschaft	252
Bemerkungen zu einem allzu unbekanntem Buch	259
Über die Reform des Erziehungswesens	268
Editorische Notiz	285



Marc Bloch ca. 1943

Ulrich Raulff
Vorwort zur deutschen Ausgabe

«Ich habe», schreibt Marc Bloch im Juli 1942 an Lucien Febvre, «dieser Tage wieder einige Seiten gelesen und überarbeitet, die ich im Sommer 1940 geschrieben hatte. Sie sollen sie eines Tages lesen. Die Erfahrungen, die wir als Historiker gemacht haben, gehen doch über das Lesen von Urkunden hinaus.»¹ In der Tat, von Urkunden und verstaubten Dokumenten handeln diese Seiten nicht. Die Quellen, welche der *Seltsamen Niederlage* zugrunde liegen, sehen anders aus. Die Schrift atmet nicht den Geist des historischen Seminars. Gleichwohl ist sie ganz unverkennbar das Werk eines Historikers und stellt ein Stück historiographischer Literatur dar, das seinesgleichen unter den grössten Texten dieser Gattung sucht – und nicht leicht findet. Aber war es nicht erklärte Absicht der seit 1929 bestehenden *Annales* und ihrer beiden Gründer gewesen, die Geschichte «bei offenem Fenster» zu schreiben und andere Lektüren – an Werkzeugen, Feldformen, Landschaften – zu praktizieren, als es ihre Vorgänger taten, die Historiographie als reine Textpraxis, als Unterart der Philologie betrieben? In dieser Form freilich, als Protokoll einer teilnehmenden Beobachtung der Niederlage des eigenen Landes, hatten sie sich die Geschichte, für die sie seit zehn Jahren plädierten, nicht vorgestellt.

Témoignage, Zeugnis oder Zeugenbericht, so sollte der Titel der Schrift ursprünglich lauten, und damit ist eine erste Funktion des Texts umrissen. Er ist eine schriftliche Zeugenaussage – in Erwartung eines Prozesses, der einstweilen vertagt werden muss. Bis auf Weiteres kann dieser Text nur wie ein Kassiber zirkulieren, unter der Hand. Doch bleibt es nicht beim Protokoll des Gesehenen und Erlebten. Der Text wirft Probleme auf und stellt eine

Reihe von Fragen. Sie zielen auf Regungen wie Ehrgefühl und Scham, auf Schuldempfinden und Willensstärke: Fragen nach den Triebkräften des Handelns – und nach den Gründen ihres Versagens. Mit all dem verfolgt die *Seltsame Niederlage* auch ein erzieherisches Ziel: die junge Generation soll davor bewahrt werden, die Fehler der Älteren zu wiederholen. Diese drei Motive – der Wille zur Gerechtigkeit, das Bedürfnis zu begreifen und der Wunsch nach Aufklärung der Nachgeborenen – durchdringen einander in diesem Text. Hinzu kommt die Tatsache, und dies verleiht ihm seine besondere, nicht sofort sichtbare Komplexität, dass er zwei sehr alte Gesprächspartner, die Historiographie und den Krieg, auf verschiedenen Ebenen miteinander kommunizieren lässt. Dies ist keine der üblichen historischen Studien über Krieg und Niederlage eines Landes. Es ist das Buch eines Autors, der sich selbst als «Krieger» bezeichnet. Es ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen, mit intellektuellen und historischen Mitteln.

Dem Blutvergiessen folgt das Vergiessen von Tinte. Jeder Krieg, erst recht der verlorene, setzt unzählige Federn in Bewegung. In jenem Sommer ihres Missvergnügens, 1940, während auf den Strassen noch die Millionen von Flüchtlingen, die vor dem Einfall der deutschen Armee zum grössten Exodus der französischen Geschichte aufgebrochen waren, langsam zurückfluteten, sassen bereits viele Franzosen, Politiker, Militärs, Intellektuelle, wieder am Schreibtisch und zogen Bilanz. Wie hatte es zu dieser Niederlage kommen können, und vor allem: wer trug die Schuld an ihr? Anders als für Bloch, den Zeugen, der sich im dritten Teil seines Berichts («Gewissensprüfung eines Franzosen») selbst auf die Anklagebank setzt, blieb für die Mehrzahl der Schreibenden das *mea culpa* eine rhetorische Übung, ein Ablenkungsmanöver.² Die meisten Schreiber dachten nicht daran, bei der eigenen Gruppe oder Schicht nach Ursachen des Desasters zu forschen, son-

dem klagten andere an. Ähnlich wie im Deutschland der Jahre nach 1918 gelang es auch im geschlagenen Frankreich von 1940 den am Debakel Hauptverantwortlichen, den führenden Militärs, ihre Schuld abzuwälzen. Zwar liess sich diesmal keine Dolchstoss-Legende bilden, wohl aber bot sich an, was ein anderer scharfsinniger Zeuge der Ereignisse, Jacques Maritain, die «Flucht in die Moral» nannte³: die Klage über die angebliche Dekadenz der Dritten Republik, welche nicht bei deren politischer Führung haltgemacht, sondern breite Schichten des Volkes, zumal der Arbeiterschaft erfasst habe. Von dort sei sie ins Heer und in die kämpfende Truppe gedrunen und habe deren Moral untergraben.⁴ Nicht strategische Fehler und Mängel der Führung, sondern Disziplinlosigkeit und Alkoholismus der Truppe hätten die Niederlage herbeigeführt.⁵ Die militärischen Chefs, soweit sie nicht, wie General Gamelin, mit der politischen Führung der Dritten Republik identifiziert und mit dieser im Prozess von Riom angeklagt wurden, sahen sich exkulpiert und blieben fortan, im Schatten von Marschall Pétain und General Weygand, den Sterbehelfern der Dritten Republik und Stiftern von Vichy, von etwaigen Untersuchungen und öffentlichen Anschuldigungen verschont. Für sie und die ihnen politisch nahestehenden Kreise schlug jetzt die Stunde der Abrechnung mit der Volksfront, mit ihren Politikern und Intellektuellen.⁶

So sieht die Konstellation aus, in der und gegen die Bloch schreibt: nicht der Autor ist polemisch, sondern die aktuelle Situation. Tatsächlich verläuft seine Kausalanalyse des Debakels konträr zur Stossrichtung von Vichy, das hinter der Truppe das Volk und hinter diesem die Volksfront anvisierte. Doch in Blochs Fall ist es nicht nur der moderate und längst enttäuschte Anhänger der Volksfront, der sich von dieser Art offiziöser Schuldzuweisung getroffen fühlt und schreibend zum Gegenangriff übergeht. Noch von einer zweiten Seite her sieht sich Bloch attackiert und diffamiert.

Eines der erklärten Ziele Vichys war es, «Frankreich den Franzosen» wiederzugeben, eine Politik, die sich gegen alle Ausländer im Allgemeinen («métèques») und gegen die Juden im Besonderen richtete. Mochte sich Pétain auch hüten, offen antisemitische Reden zu halten, so ergingen doch bereits wenige Tage nach seiner Installation als Staatschef mit gesetzgeberischer Macht am 12. Juli die ersten xenophoben und antisemitischen Massnahmen. Ihnen folgten am 27. August die Abschaffung des Gesetzes gegen Rassendiskriminierung in der Presse (*loi Marchandreau*) und am 3.10.1940 das sogenannte *Statut des Juifs*, welches die Juden rassistisch definierte, national und sozial degradierte und von öffentlichen Leitungsfunktionen ausschloss. Aber anders, als eine alte Schutzbehauptung wollte, kam die Rassen-gesetzgebung Vichys nicht auf deutschen Druck hin zustande, sondern wurde von der Führung des *État Français* selbst initiiert und ging der entsprechenden Politik in der deutschen Besatzungszone sogar zeitlich voran.⁷ Tatsächlich hatte sich der Antisemitismus, den Vichy jetzt zur offiziellen Politik erhob, schon in den dreissiger Jahren in weiten Teilen der französischen Bevölkerung ausgebreitet.⁸ Die Niederlage von 1940 und die allgemeine Suche nach Sündenböcken gaben ihm nur neuen Auftrieb.

Auch Marc Bloch hatte, wie aus seinem Briefwechsel mit Febvre hervorgeht, bereits in den dreissiger Jahren Erfahrungen mit dem Antisemitismus des Bürgertums gemacht, und zwar während seiner Versuche zu Bewerbungen am Collège de France und an der Ecole Normale. Besonders verhasst gewesen war ihm, wie er sich im August 1941 erinnerte, der schleichende Antisemitismus, der sich des *numerus*, also der Quotierung bediente: «Vor allem auf diese Weise vollzog sich bei uns die ganz beiläufige rassistische Osmose» – umso gefährlicher, als sie Milieus erfasste, die sich selbst keineswegs als antisemitisch begriffen.⁹

Gegenüber dem Rassismus und allen Anschlägen auf seine na-

tionale Identität und Solidarität kannte Bloch nur eine Antwort: das Bekenntnis zur Familientradition eines kämpferischen Patriotismus, der seine Genealogie bis auf die Soldaten der Jahre II und III, die Soldaten der Revolution, zurückführen konnte. Ein wichtiges Glied in dieser Kette bildete Blochs Vater, Gustave Bloch, der 1870 im belagerten Strassburg gekämpft und nach der Annexion des Elsass durch das Reich für Frankreich optiert, seine Heimat verlassen und sich nach Paris begeben hatte: die grosse Gruppe der exilierten elsässischen Juden war bekannt für ihren glühenden Patriotismus und hatte besonders unter dem Verdacht gelitten, einer der ihnen, der Hauptmann Dreyfus, könne ein Vaterlandsverräter sein.¹⁰ Vierzig Jahre nach dem Ende der Affäre, die der junge Marc Bloch als für seine Generation prägend erfahren hatte¹¹, sah sich nun der Kritiker des französischen Generalstabs gezwungen, vorab die Legitimität seiner Kritik zu erweisen, indem er dartat, dass es nicht ein Vaterlandsloser war, der hier kritisierte, sondern ein in der Tradition der *nation armée* und des Patriotismus Verwurzelter.¹²

Seit dem 25. Juni 1940 schweigen in Frankreich die Waffen. Der Krieg aber ist nicht beendet. Er wechselt seine Form. In der Suche nach den Verantwortlichen der Niederlage und in der Repression der «Metöken» deutet sich die neue Richtung an, die der politische Hass der Franzosen jetzt einschlägt. Der gegen den äusseren Feind verlorene Krieg wird sich als *guerre franco-française* fortsetzen, anfangs latent, dann mit zunehmender Heftigkeit. *Die seltsame Niederlage* spricht nur von dem soeben eingestellten, dem Krieg gegen den äusseren Oppressor. Doch in ihrer Anlage – zwischen Polemik und Rechtfertigung – spiegelt sich bereits die Situation eines drohenden Übergangs des einen Krieges in den anderen, den Bürgerkrieg.

Der Krieg ist nicht beendet. Frankreich hat eine Schlacht verloren, erklärt de Gaulle am 18. Juni über den britischen Rundfunk,

doch der Krieg geht weiter. Obwohl Marc Bloch den Namen des Generals selbst dort nicht erwähnt, wo er – am Schluss der *Seltsamen Niederlage* – von der möglichen Bildung einer Exilregierung spricht, bringt sein Text dieselbe Überzeugung zum Ausdruck. «Glauben Sie übrigens nicht», schreibt er Ende September an Febvre, «dass ich alle Hoffnung verloren habe. Der Hundertjährige Krieg ist nicht in Crécy zu Ende gegangen und auch nicht in Poitiers.»¹³ Nicht erst am Schluss der *Seltsamen Niederlage* gibt Bloch mit düsterem Pathos seiner Hoffnung Ausdruck, der Krieg möge fortgesetzt werden. Bereits sein Bericht über die militärischen Operationen in Nordfrankreich entwickelt den Plan eines von mobilen Gruppen geführten «kleinen Krieges», der den Gegner nicht mit einem grossen Schlag zu vernichten, sondern mit einer Vielzahl überraschender Nadelstiche zu zermürben und zu entnerven sucht – ganz ähnlich übrigens dem Konzept einer Guerilla, das Churchill angesichts der sich anbahnenden militärischen Katastrophe im Juni 1940 der französischen Führung (vergeblich) nahelegte.¹⁴ Bloch und mit ihm eine Reihe, meist jüngerer Militärs, aber auch einzelne Politiker der Dritten Republik wie Georges Mandel und Paul Reynaud wären im Juni 1940 bereit gewesen, den Krieg fortzuführen, auch in Form der Guerilla und auch, sollte das französische Territorium vollends verlorengehen, von Nordafrika und den überseeischen Kolonien aus. Doch konnten sich diese verstreuten Einzelnen gegen den vorherrschenden Defätismus der führenden Militärs nicht durchsetzen; sie blieben minoritär; manche von ihnen folgten früher oder später dem Aufruf de Gaulles und setzten den Kampf vom Ausland aus fort. Es ist dieser Defätismus der militärischen Chefs, in dem Bloch *das* Skandalon der französischen Niederlage erblickt. Seine gesamte Kritik an den militärischen Urhebern oder Mitverursachern des Debakels kreist um die Frage, wie es möglich gewesen sein konnte, dass die Chefs sich so bald geschlagen gaben. Was hatte

dazu geführt, dass Frankreichs obersten Soldaten der kämpferische Geist abhanden gekommen war?

Als Historiker hatte Bloch gelernt, dass Erklärungen nicht postuliert, sondern geduldig gesucht werden mussten. Deshalb setzt er, bevor er eine Antwort auf seine Frage wagt, zahlreiche Einzelbeobachtungen langsam zum Bild einer Armee zusammen, die, zumal an der Spitze ihrer Kommandopyramide, personell an Vergeisung, strukturell an Bürokratisierung, Routine und Organisationsmängeln leidet; hinzu kommen Reibungsverluste durch Kastengeist und Intriganz der Stäbe und endlich der ganze, durch Drill und Subordination geprägte Stil des militärischen Lebens, der kreativer Intelligenz wenig Chancen lässt. Das Resultat all dieser sklerotischen Momente in der französischen Armee Ende der dreissiger Jahre, die dem scharfen Blick des alten Forschers und Nachrichtenoffiziers nicht entgingen, war eine eigentümliche militärische Beamtenmentalität, die auch der drohende, ja selbst der eintretende Krieg nicht aufzubrechen vermochte. «Es ist», schreibt ein anderer Historiker Jahre später, «immer dieselbe Tendenz zur Routine, zum Formalismus, zur geistigen Abstumpfung. Das grosse Drama der französischen Armee am Vorabend des letzten Weltkriegs liegt wohl in dem, was Trochu bereits als die ‘Schultradition’ des französischen Offiziers bezeichnete, das heisst in einer Geisteshaltung der Unterwürfigkeit, des Wirklichkeitsverlusts, der Vermeidung von Initiativen und Verantwortung.» Und resigniert schliesst Raoul Girardet: «Vielleicht wird eine Armee mit einem Sieg schlechter fertig als mit einer Niederlage.»¹⁵

Niemand wird ernsthaft behaupten, der Sieg von 1918 habe die französische Armee in die Niederlage von 1940 geführt. Freilich sind die Strukturprobleme in der Erneuerung von Personal und Material, die eine siegreiche Armee zu bewältigen hat, in der Regel grösser als diejenigen einer geschlagenen; das gilt auch für die französische Armee nach 1918, und manche der Mängel, die in

Blochs Bericht erwähnt werden, lassen sich hierauf zurückführen. Gravierender aber war, dass die französischen Militärs aus dem Sieg von 1918 die falschen strategischen Konsequenzen zogen. Nicht das Erfolgsrezept der «surprise», des überraschenden Angriffs, das Foch von Ludendorff übernommen hatte, wurde zur Doktrin der französischen Armee erhoben, sondern Pétains «méthode» der zähen Verteidigung, die zwar 1916-1917 die Katastrophe verhindert, aber letzten Endes nicht den Krieg siegreich beendet hatte.¹⁶ Dass in den zwanziger Jahren Pétain seine strategischen Auffassungen durchsetzte und nicht Foch, mochte Altersgründe haben; Foch starb 1928. Im Grunde jedoch ging es nicht um Generäle und Ideen. Auf natürliche Weise neigte das erschöpfte Frankreich eher defensiven Konzepten zu und suchte sein Heil lieber im Schatten eines gewaltigen Schutzwalls als in neuartigen, riskant wirkenden Konzeptionen eines von gepanzerten und mechanisierten Verbänden mit Luftunterstützung getragenen Bewegungskriegs, Konzeptionen, die – ähnlich wie Guderian und Fuller – de Gaulle vertrat.

Sicherlich stand der Mediävist und Wirtschaftshistoriker Bloch diesem Streit zweier strategischer Schulen in der französischen Verteidigung praktisch fern. Doch sein Interesse an den sozialen und mentalen Bedingungen für den Einsatz einer Technik, wie es sich in seiner berühmten Abhandlung über die Wassermühlen des mittelalterlichen Europa äusserte, schuf die Voraussetzung, um gegenüber den Debatten der Technologen und Militärs der Gegenwart nicht gleichgültig zu bleiben. In der Tat scheint Bloch die Argumente de Gaulles für eine Umrüstung und Kaderung der französischen Armee gekannt und – zumindest in ihren technisch-strategischen Aspekten – geteilt zu haben; er zitiert aus Paul Reynauds Buch von 1937, *Le problème militaire français*, das in allen wesentlichen Punkten der Linie de Gaulles folgt. Der aber war zu jener Zeit noch ein politisch unbedeutender

Oberst, und die offizielle, defensive Doktrin der französischen Militärführung wurde weder durch intellektuelle und politische Herausforderungen aus den eigenen Reihen noch durch die – immerhin möglichen – Lehren aus dem Spanischen Bürgerkrieg oder aus dem Stil der deutschen Wiederaufrüstung ernsthaft erschüttert. Das Buch des Generals Chauvineau, das 1938 erschien und mit einem langen Vorwort von Pétain abgesegnet war, gab, wie Bloch in einem seiner Artikel aus dem Untergrund feststellte («Bemerkungen zu einem allzu unbekanntem Buch»), die Orthodoxie der militärischen Führung vor 1940 wieder. Offenkundig war man in diesen Kreisen nicht bereit einzusehen, dass das, was man – fälschlich – für das Erfolgsrezept von 1918 hielt, keineswegs den Erfolg in einem neuen Feldzug garantierte. Die Niederlage von 1940 war deshalb, de Gaulle hat es wieder und wieder verkündet, eine Niederlage der Doktrin.¹⁷ Noch lapidarer sagt es Bloch: 1940 bezeichnete eine intellektuelle Niederlage. Wir waren geistig nicht auf der Höhe der Zeit. Unsere militärischen Führer waren unfähig, *den Krieg zu denken*. Und als sie sahen, dass der Krieg, den sie gedacht hatten, im Begriff war, verlorenzugehen, gaben sie auf. Ihr Denkvermögen, ihre intellektuelle Vorbereitung erlaubte ihnen keine Anpassung an die veränderte Situation.

Für Bloch ist diese intellektuelle, rationale Erklärung aber noch nicht das letzte Wort. Der mangelnde Kampfeswille der Chefs und so vieler Offiziere, dieses besorgniserregende Symptom, verweist auf Störungen in der politischen Mentalität, ja Affektivität. «Wirklichkeitsverlust», hiess es bei Girardet. Bloch benennt die Richtung, in der sich dieser Verlust vornehmlich auswirkte: es ist der Kontakt zum Volk, zu den breiten Schichten der Arbeiter, Bauern, Handwerker, der der Kaste der Offiziere – und mit ihr einer ganzen gesellschaftlich führenden Schicht – abhanden gekommen ist. Eine Woche vor dem Ausbruch der Kämpfe, am 3. Mai 1940, schreibt er an Febvre: «Im Grunde stösst man hier auf eine ungeheure Ignoranz – Unkennt-

nis des ‘Volkes’, wie Ihr Meister Michelet sagte. Wobei ich nicht etwa behauptete, ich wüsste. Ich weiss, dass wir nicht wissen.»¹⁸ Für Bloch lag der Grund des Übels darin, dass die militärische Führung den Kontakt zum Volk (bzw. zur Truppe) verloren hatte und nun wähnte, dieses sei genauso kampfesunwillig wie sie selbst – nach Blochs Eindruck ein schwerwiegender Irrtum. Dass man aber selbst so wenig kampfbereit war, beruhte auf einem zweiten, nicht minder schweren Missverständnis: allzu lange hatte man den Hauptfeind auf der Linken, im Kommunismus gesehen. Das französische Offizierskorps, dies zeigte sich etwa an der Presse, die es bevorzugte¹⁹, neigte in seiner überwiegenden Mehrzahl der politischen Rechten zu und war somit nur schwach motiviert, den Kampf gegen rechte Diktatoren zu führen – zu schwach jedenfalls, um militärische Rückschläge mit der stoischen Haltung eines Joffre hinzunehmen.

Keine Armee der Welt existiert im luftleeren Raum. Zahllose soziale, intellektuelle, affektive Fäden verbinden sie mit der Gesellschaft, von der sie getragen oder vielleicht auch nur ertragen wird. In den Stärken und Schwächen ihrer Armeen lesen die Demokratien des Westens wie unter einer Lupe alle Tugenden und Laster der zivilen Gesellschaft. Doch erst der Krieg, jene furchtbarste Bewährungsprobe des Einzelnen ebenso wie des Kollektivs, bringt an den Tag, ob die bürgerlichen Tugenden ausreichend stark sind, um die Gesellschaft vor der Anomie zu bewahren, oder ob die Laster überwiegen und zum Zerschlagen des Gemeinwesens führen. So besagt es ein altes, seit der Antike bekanntes Schema. Ein einfaches Schema. Falsch ist es deswegen nicht.

Die *Seltsame Niederlage* sieht die Armee als Teil der Gesellschaft und muss folglich die Auseinandersetzung mit jener auf diese erweitern. Der dritte Teil des Buches bietet nicht nur eine bemerkenswert knappe und doch umfassende Definition des Bür-

gertums, sondern unterzieht auch diese Klasse und die ihr assoziierten Schichten, etwa die politischen und gewerkschaftlichen Führer der Arbeiterschaft, beissender Kritik. Wiederum ausgehend von eigenen Beobachtungen und Erlebnissen, beschreibt Bloch das Versagen der zivilen Gesellschaft Frankreichs sowohl im Krieg als auch in den Jahren davor, den «kleinbürgerlichen» Geist der Gewerkschaften, den miserablen Informationsstand durch die Presse, das Denken nach Parteiinteressen, den verbreiteten Mangel an intellektueller Neugier, die Arroganz der alten Korporationen der Wissensmacht... 150 Jahre nach der Revolution, die es an die Macht gebracht hat, beansprucht das Bürgertum in Frankreich zwar immer noch, die geistig und moralisch führende Schicht der Gesellschaft zu sein. Doch die verängstigte, verbitterte Haltung, die es bekundet, entzieht diesem Anspruch die Rechtfertigung. Hinter der militärischen Niederlage wird eine andere, zivile und soziale Niederlage sichtbar: die des französischen Bürgertums.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, hier spräche ein Sozialist, und in diesen Sätzen, die den Stab über eine historisch verbrauchte Klasse brechen, träfe sich Marc Bloch mit Léon Blum.²⁰ Bloch indes kennt keine Teleologie des Klassenkampfes; er glaubt nicht an die notwendige Ablösung der einen Klasse durch die andere. Ob eine Klasse zur gesellschaftlichen Führung berechtigt ist oder nicht, entscheidet sich für ihn nicht nach ökonomischer Gesetzmäßigkeit. Der entscheidende Satz in der *Seltsamen Niederlage*, der Satz, in dem sich der Kern der Blochschen Geschichtsauffassung zu erkennen gibt, lautet: «Es gibt zwei Kategorien von Franzosen, die nie die Geschichte Frankreichs begreifen werden: diejenigen, welche sich von der Erinnerung an die Königsweihe von Reims nicht anrühren lassen, und diejenigen, welche den Bericht über das Bundesfest ohne innere Anteilnahme lesen.»²¹ Führung – und mithin politische Herrschaft – rechtfertigt sich für ihn nicht nur durch die Fähigkeit zur rationa-

len Überzeugung der Geführten, so entscheidend diese auch ist, sondern auch durch die Bereitschaft, eine affektive Bindung mit ihnen einzugehen: Bereitschaft, ihre Begeisterung aufzunehmen, zu teilen und auf gemeinsame Ziele zu lenken, dem Enthusiasmus des Volkes eine Richtung zu weisen und ihm in kollektiver Symbolisierung eine Form zu geben. Nicht eine historische Ablösungsautomatik entscheidet über die Legitimität des Sturzes einer führenden Klasse, sondern – zumindest in diesem Fall – ihr offenkundiges Versagen in der Bearbeitung kultureller und politischer Leidenschaften. Als Erzieherin hat die Bourgeoisie versagt – weil sie aufgehört hat, Selbsterziehung zu betreiben.

Die beiden politisch-symbolischen Höhepunkte der französischen Geschichte, die Bloch nennt und die nur wirklich *begreift*, wer sie mit dem Herzen *nach empfindet*, bezeichnen zwei Momente der Verbündung. Im ersten, im Akt der Königsweihe, verband sich das französische Königtum mit seinen Untertanen und mit Gott: der alte Bund. Im revolutionären Bundesfest auf dem Marsfeld verband sich am Altar des Vaterlandes das Volk mit dem Volke: der neue Bund. Blochs Geschichte ist eine Geschichte der Bündnisse, auf denen die französische Geschichte ruhte und denen es zu danken war, dass diese Nation und diese Gesellschaft ihre schwersten Zerreißproben, den Hundertjährigen Krieg und den Grossen Krieg von 1914 bis 1918, überstanden hatte. In seinem Buch über die wundertätigen Könige, *Les Rois thaumaturges*, das Bloch nach dem Ersten Weltkrieg schrieb und in dem er eine scheinbar marginale Episode jenes ersten ‘Bundesfests’ untersuchte, die Heilung Skrofulöser durch die Hand des Königs, hatte er dem ältesten Bündnis Frankreichs, den frühesten, religiösen Impulsen des französischen Nationalbewusstseins, ein Denkmal gesetzt: das Bündnis, in der *Union sacrée* des Weltkriegs aktualisiert, hatte gehalten und das gefährdete Vaterland gerettet. Jetzt, im Jahre 1940, war der andere, der neue Bund zerfallen, gebrochen von der Klasse, die ihm ehemals ihr Glück

verdankt hatte. Auch *Die seltsame Niederlage* ist in gewisser Weise ein Denkmal, doch seine Tafeln sind zerbrochen.

Das französische Bürgertum hat nicht nur seinen Sinn für die nationale Einheit und sein Herz für das Volk verloren. Es ist zum Feind des Volkes geworden. Das ist der Gegenstand des grossen «Missverständnisses», von dem Bloch gegen Ende des Buches spricht. Verbittert über seinen gesellschaftlichen Niedergang, hat das französische Bürgertum gewähnt, es könne seine inneren Feinde besiegen, indem es sich auf eine verdeckte Kumpanei mit dem äusseren Feind einliess. Darum war es so rasch bereit, seine äussere Niederlage hinzunehmen, darum ist es jetzt bereit, sich auf einvernehmliche Zusammenarbeit mit dem Unterdrücker einzulassen.²² In vollständiger Perversion seines nationalen Empfindens hoffte das französische Bürgertum, es könnte seine Niederlage nach aussen in einen Sieg nach innen verwandeln.²³ «C'est un vaincu qui accepte sa défaite» – als ein Besiegter, der seine Niederlage akzeptiert, so erschien einst Alexis de Tocqueville dem Sänger des siegreichen Bürgertums, François Guizot. Es sind fast dieselben Worte, in denen im Sommer 1940 Marc Bloch die siegreiche Klasse von damals richtet.

«Unsere Chefs [...] waren unfähig, den Krieg zu denken»: so lautet ein anderer Schlüsselsatz dieses Buches. *Die seltsame Niederlage* betreibt Kritik des Denkens. Ihren Auftakt bildet eine Kritik der intellektuellen Fähigkeiten einer sozialen Gruppe, nämlich der führenden Militärs: Oberkommando, Stäbe, Kommandeure. Einen entscheidenden Augenblick lang hatte das Schicksal des Landes in den Händen dieser Gruppe gelegen, und eben da hatte sich gezeigt, dass ihre intellektuelle Schulung unzulänglich war. Blochs Auseinandersetzung mit der Armee handelt wenig von Quantität und Qualität des Kriegsmaterials, aber umso mehr von

der geistigen und mentalen Präparation der Truppe, zumal derjenigen ihrer Führer. *Die seltsame Niederlage* ist, Bloch sagt es selbst, das Buch eines Erziehers. Fast zwangsläufig leitet die Bilanz der Niederlage über zur Abrechnung mit den Mängeln im System der intellektuellen Bildung.

Diese Wendung ist als solche nicht neu. Es handelt sich um eine Argumentationsfigur, die die politische Kultur Frankreichs spätestens seit dem 19. Jahrhundert kennt. «Die Geschichte zeigt uns», schreibt der Sprachwissenschaftler Michel Bréal 1872, «dass nach den grossen Kriegen, vor allem nach den unglücklich ausgegangenen, sich die öffentliche Aufmerksamkeit der Erziehung zuwendet.»²⁴ Als Beispiel nennt Bréal die intellektuellen und pädagogischen Anstrengungen, die das geschlagene Preussen seit 1807 zu seiner Wiedererhebung unternommen hat. Doch eben diese kulturpolitische Umkehr des Besiegten, die Wendung hin zur Überprüfung seines Erziehungswesens, ist nicht, wie Bréal meint, ein allgemeines Gesetz der Geschichte, sondern eine Eigenart der französischen Geschichte im 19. Jahrhundert, in besonderem Masse der Zeit nach 1870/71. Und kaum einer der vielen, die zu dieser Zeit schreibend der besagten Argumentationsfigur folgen, lässt das preussische Beispiel unerwähnt. Seit Sedan und für die nächsten zwei, drei Jahrzehnte herrscht die Bereitschaft, dem Beispiel von damals zu folgen und vom Sieger zu lernen.²⁵ Der preussische Schulmeister, so erscheint es den Zeitgenossen der Campagne von 1870/71, ist der eigentliche Gewinner dieses Krieges gewesen. Auf der anderen Seite haben Analphabetismus, mangelhafte Ausbildung und fehlender kritischer Sinn die Schwäche des französischen Soldaten begründet: «Fürchtete ich nicht, meiner Überzeugung allzu absolute Form zu geben, so würde ich sagen, dass verglichen mit den französischen Soldaten die deutschen Soldaten Männer waren, welche gegen Kinder kämpften.»²⁶ Man meint, ein fernes Echo der Worte Gabriel Monods zu hören, wenn man bei Bloch liest, der Krieg

von 1940 habe in militärischer Hinsicht dem Zivilisierten von einst, dem Franzosen, die Rolle des unterlegenen Wilden aufgezungen. Immerhin sind, das zeigen die volkserzieherischen Anstrengungen in den ersten Jahrzehnten der Dritten Republik, die Mahnungen der Kritiker von 1871 nicht ungehört verhallt. Wer den nächsten Krieg gewinnen wollte, daran bestand kein Zweifel, musste sich um das elementare geistige Rüstzeug kümmern. «Der Volksschullehrer und der Offizier sind die beiden Säulen, auf denen Frankreichs Grösse ruht», verkündete 1889 Ernest Lavisse, Erneuerer des französischen Erziehungswesens und einflussreichster Gestalter französischer Geschichtskultur und -Vermittlung vor 1914.²⁷

Auch nach 1918 lassen sich Spuren einer Kritik am französischen Erziehungswesen erkennen, aber man muss sie mit der Lupe suchen. Wo sich nach 1870 eine Flut von Schriften in reformerischer Absicht ergoss, verlaufen nach 1918 nur Rinnsale. Wohl gibt es sie, verstreute Aufrufe zur Reform des Schul- und Bildungswesens, häufig anonym veröffentlicht wie die Broschüren der «Compagnons», zu denen auch ein späterer Kollege Blochs in Strassburg, der Germanist Edmond Vermeil, und der Historiker Jules Isaac zählten.²⁸ Doch der Sieg, zumal der so teuer erkauften, war der Kritik nicht günstig, schien er doch im Gegenteil das Bestehende zu rechtfertigen. Im geistigen Klima der Nachkriegszeit wurde jede kritische Bemerkung, wurde jeder Hinweis auf Versäumnisse während der Kriegszeit bald erstickt. Auch die Historiker liefen, wie Jean de Pierrefeu (den Bloch 1940 zitiert) im Jahr 1923 bemerkte, am Gängelband der Militärs.²⁹ Sie wagten nicht zu sagen, was doch alle wussten: dass die militärische Führung in diesem Krieg katastrophale Fehler begangen hatte, insbesondere in den Jahren 1915-1917, als ihr starrsinniges Beharren auf der Doktrin der Offensive à l'outrance Hekatomben von Toten hinterlassen hatte. Anders als 1871 wäre diesmal nicht die Un-

bildung der Gemeinen zu beklagen gewesen. 1918 hätte man das intellektuelle Defizit der höheren Offiziere anprangern müssen, und das überstieg das gewöhnliche Mass an intellektuellem Mut. Vielleicht musste man Engländer sein, um sich Sottisen wie diese erlauben zu können: «Wenn es zutrifft, dass Waterloo auf den Spielfeldern von Eton gewonnen wurde, so trifft es noch weit mehr zu, dass der Weltkrieg beinahe in den Schulstuben Frankreichs verloren gegangen wäre.»³⁰ Denn dieser Satz Liddell Harts stand nicht in einem Bericht über den französischen «poilu», sondern in einer Biographie von Marschall Foch.

Die Waffen schweigen, und das Wort hat der Kulturpolitiker. Den Titel der berühmtesten Programmschrift nach 1870, *La réforme intellectuelle et morale*, könnte auch Blochs Zeugnischrift von 1940 tragen, jedenfalls wenn man sie um die Reformvorschläge aus der Résistancezeit («Über die Reform des Unterrichtswesens») ergänzt. Politisch konträr – Renans antidemokratischer Traktat enthält die notorische Sentenz, Frankreich habe an dem Tag, als es seinen König köpfte, Selbstmord begangen –, treffen sich die beiden Schriften doch in dem Willen, Frankreichs Bildungswesen an Haupt und Gliedern zu erneuern, Rhetorik durch wissenschaftliche Bildung zu ersetzen und die Macht der Grandes Ecoles zu brechen. Musste Renan noch hauptsächlich um die Verbesserung der wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen kämpfen, so kann sich Bloch siebenzig Jahre später auf die Mängel der Hochschulausbildung und des Sekundarunterrichts konzentrieren. Diese Kritik setzt aber nicht erst mit der Niederlage von 1940 ein. Bereits 1935 äussern sich Bloch und Febvre in ihren Briefen besorgt über «einige intellektuelle Gefahren», die dem Lande drohen, und im Frühjahr 1937 erscheint ein von beiden unterzeichneter Aufruf «Für die Erneuerung des Geschichtsunterrichts» in den *Annales*.³¹ Die Hauptgefahr, so scheint es den

Autoren, droht Frankreichs Geistesleben vom «intellektuellen Konformismus», Resultat des sturen Büffeln («bachotage»), das seinerseits einer «Mystik der Prüfungen»³² entspringt, die unbeschadet aller kritischen Einwendungen dem französischen Bildungswesen bis auf den heutigen Tag einen merkwürdigen Anhauch von Scholastik verleiht.

Der Reformvorschlag von 1937 steht im polemisch-reformatorischen Kontext der *Annales* der dreissiger Jahre nicht isoliert. Das gesamte Programm dieser – wie Bloch selbst später sagt³³ – «heterodoxen» Zeitschrift steht in strategischer Gegnerschaft zu den traditionellen Bildungsidealen, wie sie vom Pariser Schullestablishment verkörpert und von den Lyzeen in ganz Frankreich verbreitet werden. Implizit, bisweilen auch explizit, üben die Historiker, Geographen und Sozialwissenschaftler der Awmz/es-Gruppe praktische, aufs Angebot von Alternativen gestützte Kritik am literarisch-rhetorischen Charakter der französischen Bildung, ihrer «passéistisch» und «hexagonal» verengten Sicht, an ihrer jegliche Veränderung scheuenden Dogmatik und an ihrem Unvermögen, der modernen technischen Kultur forschend, lernend und wissend zu begegnen. Dagegen setzt die Gruppe der *Annales* auf Zeit- und Gegenwartsgeschichte, Vergleiche im europäischen und globalen Massstab, Erschliessung neuer Stoffgebiete mittels neuer Erkenntnistekniken und die Erforschung der Entstehung und Entwicklung der technischen Zivilisation.³⁴ Dies ist der Kontext, in dem man den Reformaufruf von 1937 sehen muss. Vor allem aber ist es der Hintergrund, vor dem man Blochs Kritik am geistigen Habitus der französischen Offizierskaste und darüber hinaus des französischen Bürgertums lesen muss. *Die seltsame Niederlage* steht somit nicht als bizarrer Monolith in der Landschaft der Azm/es-Produktion. In ihr bündeln, aktualisieren und überspitzen sich kulturpolitische Tendenzen, die für das Programm der Zeitschrift und der Gruppe essentiell waren.³⁵

Gegen Ende des langen zweiten Kapitels der *Seltsamen Niederlage*, als Bloch zur eigentlichen Kritik der militärischen Vernunft ansetzt, erinnert er sich der Lektüre der berühmten Vorlesungen Fochs über Napoleon an der Ecole de Guerre³⁶: analytisch grossartig (in der Untersuchung der napoleonischen Gefechtsweise), historisch wertlos, intellektuell fragwürdig. Historisch wertlos insofern, als Foch in eklatanter Verkennung der veränderten Zeitumstände und also in vollständiger Ahistorizität das napoleonische Beispiel zum Vorbild der Gegenwart erhoben habe. Selten, schreibt Bloch, habe ihn eine Lektüre mehr schockiert.

Nicht zum ersten Mal geschieht es, dass ein prominenter Historiker den Mangel an historischem Sinn im Unterricht der Kriegsakademie beklagt. Bereits 1896 äusserte Ernest Lavisse Befremden und Besorgnis angesichts des stumpfsinnigen Paukens von Namen, Daten und Zahlen, das in Saint-Cyr der schlechte Brauch war. Am Ende wüssten zwar die Kandidaten lange Reihen von Bahnhofsnamen und Höhenangaben auswendig, verfügten aber über keinerlei Einsicht in die Zusammenhänge und Entwicklungen von Historie und Geographie.³⁷ Bloch beklagt nicht die Inkohärenz in Fochs Denken (der hier stellvertretend für die Mentalität der ganzen Kaste steht). Ihn stört das Unbewegliche daran, der fehlende Verstand für Unterschiede, das mangelnde Gespür für Wandel. Vor allem anderen, Bloch sagt es in der *Seltsamen Niederlage* und wird es an zentraler Stelle in der *Apologie der Geschichte* wiederholen, schult die Historie den Sinn für Veränderung. Vor allem Wissen von etwas ist die Historie Wissen vom Wechsel der Dinge und vom Wandel der Bedeutungen. Und niemand, so lautet die Botschaft des Buches von 1940, bedarf des Sinnes für Veränderung nötiger als der Erforscher der Vergangenheit und der Planer militärischen Handelns: der Historiker und der Offizier.

Das klingt, mag man einwenden, als sei es pro domo gesprochen, immerhin entstammt es der Feder eines Historikers, der

eben erst den Hauptmannsrock abgelegt hat. Für Bloch indes ging es um mehr als um persönliche Rollenkoinzidenz. In einem 1937 publizierten Vortrag vor Studenten hat er die tiefere Gemeinsamkeit zwischen dem Metier des Historikers und dem Kriegshandwerk zur Sprache gebracht³⁸: in beiden Fällen handelt es sich um empirische Wissenschaften, denen die Möglichkeit praktischen Experimentierens in der Gegenwart fehlt. Weder der Historiker noch der Offizier kann das Geschehen, das er denken soll, experimentell erproben; man legt keine Gesellschaft unters Mikroskop und schlägt keine Schlachten im Labor. Beiden Wissenschaften steht somit nur die vergangene Erfahrung, also das Wissen von Dingen, die bereits einmal vorgekommen sind, zur Verfügung. «Die Geschichte», sagte Liddell Hart, «bietet uns Erfahrung auf Flaschen gezogen, gefüllt mit den besten Lagen, die nur darauf warten, entkorkt zu werden.»³⁹ Ein hübsches, aber trügerisches Bild. Historische Erfahrung, das zeigt Bloch im Falle Foch, kann nur dann nützen, wenn sie mit der nötigen Vorsicht wahrgenommen wird: mit dem Bewusstsein der zeitlichen Differenzen und der sich ändernden Handlungsmöglichkeiten. Gemeinsam ist historischer und militärischer Intelligenz also die Notwendigkeit eines intellektuellen Probehandelns an Gegenständen und in Relationen der Vergangenheit – verbunden mit dem Wissen, dass diese sich wandeln, sobald das Erkenntnissubjekt seinen Standort auf der Zeitachse wechselt. Während nun das Probehandeln des Historikers auf die Erkenntnis vergangener Möglichkeiten und Bedingungen des Handelns geht, sucht dasjenige des Militärs künftige Handlungsspielräume und -Optionen zu ertasten. Beide müssen, von bereits erkannter Vergangenheit ausgehend, über den Kreis des Bekannten hinausdenken. Das Vermögen, welches ihnen dies erlaubt, trägt den Namen «imagination»: die Vorstellungs- oder Einbildungskraft, die somit für Bloch ins Zentrum dieser Erkenntnisweisen rückt.⁴⁰ Dasselbe Vermögen der Imagi-

nation ist in historischer und in militärischer Intelligenz am Werk. Die Richtung des Zeitpfeils unterscheidet sie: der Historiker ist gleichsam ein rückwärtsgewandter Strategie. Darum trifft sich für Bloch die Kritik der historischen und die der militärischen Intelligenz in der Kritik einer erstickten oder nur unzulänglich entwickelten «imagination»⁴¹.

Unbestreitbar nimmt *Die seltsame Niederlage* im Werk Blochs eine Sonderstellung ein. Zu gross erscheint die Kluft, die dieses Stück politischer Gegenwartsgeschichte von den strukturalen und komparativen, von den Langzeit-Studien des Mediävisten und Wirtschaftshistorikers trennt. Schulterzuckend haben sich die meisten Kommentatoren damit abgefunden, nach dem gemeinsamen Nenner der Schriften einzig im Dunstkreis des Biographischen oder im staatsbürgerlichen Tugendkatalog des Autor-Subjekts zu fahnden: biographische Reduktion eines theoretischen Problems. Den umgekehrten Weg – einer Vergrösserung der Kluft – hat unlängst der Historiker Bryce Lyon beschritten, der die Behauptung aufstellt, mit der *Seltsamen Niederlage* habe Marc Bloch der bis dato, also bis 1940, praktizierten *Annales-Historiographie* die Absage erteilt. Von Stil und Anlage her eher ein Werk der herkömmlichen politischen Geschichte, bemühe *Die Seltsame Niederlage* wieder Kategorien wie Ereignis, Zufall, Schicksal und rehabilitiere die aus der *Annales-Historie* verbannten Individuen. Nach 1940 habe Blochs historisches Denken die Richtung gewechselt, meint Lyon und mutmasst, Bloch hätte, wäre er am Leben geblieben, seine Anw^{es}-Auffassung von Geschichte verworfen.⁴²

Der latente Konflikt zwischen Marc Blochs leidenschaftlicher Auseinandersetzung mit einer Vergangenheit, die noch keine Zeit hatte, abzukühlen, und den Warnungen vor jeglicher Gegenwartsgeschichte, wie sie Jahre später Fernand Braudel ex cathedra verkündete, ist auch anderen aufgefallen.⁴³ Engangen ist hin-

gegen den meisten, allen voran Bryce Lyon, dass Bloch selbst den anscheinenden Konflikt zwischen der strukturalen und langzeitlichen Betrachtungsweise der Humanwissenschaften und dem kurzfristigen Wissens- und Erklärungsbedarf eines Individuums in aktuellen Handlungszwängen thematisiert hat: dies ist ein Teil jener Verhandlung in eigener Sache, welche *Die seltsame Niederlage* auf ihren letzten Seiten führt. Erstaunliche Seiten allerdings, denn sicher kommt es selten vor, dass ein Historiker öffentlich sein schlechtes Gewissen bekennt. Dass er, statt über die Schuld anderer zu richten, selbst auf der Anklagebank Platz nimmt, um eigene politisch-ethische Fehler einzugestehen. *Die seltsame Niederlage* hat mehr als nur metaphorische Verwandtschaft mit einem Gerichtsverfahren. Tatsächlich steht hier ein Fall zur Verhandlung – und vielleicht ist es gar nicht mehr oder nicht mehr ausschliesslich der des französischen Bürgertums. Jedenfalls ist hier, bei der Form der Schrift, einzusetzen und weiterzufragen, will man den Reduktionen des Biographismus oder der Opposition von Ereignis und Struktur entkommen. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis dessen, was Marc Bloch seit dem Sommer 1940 schreibt, von der *Seltsamen Niederlage* angefangen bis zu den letzten Zeilen aus dem Untergrund.

Neben den Verfahren der medizinischen Diagnose gehören diejenigen der juristischen Wahrheitsfindung zu den ältesten «Modellen», die zum Vergleich herangezogen werden, wann immer Historiker darangehen, die spezifische Differenz ihrer Erkenntnisweise zu markieren. Der Hinweis auf die Tätigkeit eines Untersuchungsrichters, eines «juge d'instruction» nach den Bestimmungen des *Code Napoléon*, durchzieht die methodologischen Äusserungen Marc Blochs über einen Zeitraum von drei Jahrzehnten. Wobei der Akzent freilich auf «instruction» liegt: um Untersuchung geht es, um Forschung und Prüfung, nicht um Schuldsprüche oder wertende Urteile. Ein «juge d'instruction»

urteilt nicht selbst, sondern arbeitet nur dem Urteilenden, dem eigentlichen Richter, zu.⁴⁴ Wenn Bloch dergestalt Vergleiche anstellt, spricht er stets von den ausübenden Personen, vom Untersuchungsrichter bzw. vom Historiker. Nur einmal, im Briefwechsel mit Febvre, erhebt er die Historie selbst in den (Untersuchungs-)Richterstand. Doch auch hier legt Bloch grössten Wert auf die Klarstellung, dass die Historie forscht und nicht richtet, dass sie nicht wie ein Richter sagt: «Dort ist das Gute, und dort das Böse.»⁴⁵ Täte sie dies, fällte sie also, wie es im praktischen Leben fortwährend geschieht, Werturteile, so hörte sie auf, Wissenschaft zu sein. Die Differenz ist unaufhebbar. Man kann sich bemühen, sie zu verringern; beseitigen darf man sie nicht. Sie ist die Voraussetzung wahrer Wissenschaft. Schlechte Historie erkennt man nach Bloch gerade an ihrer Neigung, moralische Zensuren zu verteilen.⁴⁶ Folglich gibt es zwei wesensverschiedene Stellungen zur Wahrheit: die des Wissenschaftlers, welche auch die des Historikers ist, und die des praktischen Menschen, der die Welt nach Utilität und Moralität bewertet.

Doch bei dieser Feststellung will oder kann Marc Bloch es nicht bewenden lassen. Die Frage, die den Auftakt zur *Apologie der Geschichte* bildet: «Papa, erklär mir doch mal: Wozu dient eigentlich die Geschichte?» mag zwar aus Kindermund stammen, ist aber – in Blochs Verständnis – alles andere als kindisch. Unbeschadet aller Objektivitäts- und Wertfreiheitspostulate, die er keinen Augenblick in Zweifel zieht, hat Bloch eine pragmatische Auffassung von der Historie. Beides schliesst sich nicht aus. Im Gegenteil, der Historiker muss richtiges Wissen schaffen, die Historie richtiges Wissen sein, damit der praktische Mensch, der *homo politicus* zumal, richtig handeln kann. Richtige, d.h. wissenschaftlich richtige, kritische Historie ist sozusagen Bedingung der Möglichkeit richtigen Handelns. Vor diesem Hintergrund erklärt sich die spürbare Beunruhigung, mit der Bloch jene andere Frage, die eines besiegt Soldaten, aufnimmt: «Sollte die Ge-

schichte uns getäuscht haben?» Eine Frage, die nicht nur in der *Seltsamen Niederlage* auftaucht, sondern auch in der *Apologie der Geschichte* ... In dieser Frage wird greifbar, was für Marc Bloch im Sommer 1940 auf dem Spiel steht. Sicherlich ist es nicht allein, wie für Léon Blum, die Regierungsform der Republik als solche⁴⁷ – obwohl Bloch jetzt und in der Folgezeit keinen Zweifel daran lässt, dass er nur diese für legitim hält. Und gewiss ist es auch nicht ein historisch-teleologisches Weltbild der Dritten Republik, das jetzt Risse zeigte und zerfiel – hätte es ein solches je gegeben, es hätte das letzte Jahrzehnt dieser Republik kaum überstanden. Nein, für den Historiker Bloch steht etwas anderes in Frage: die Fähigkeit der Historie, richtiges Wissen zu liefern – und ergo richtiges Handeln zu ermöglichen. Wenn nun das Handeln derart versagt hat wie in diesen letzten Monaten und Jahren, muss dann nicht auch das Denken versagt haben? Und zwar in seiner ganzen Tiefe, bis hinein in seinen Gedächtnis-Sockel und dessen wissenschaftliche Garantiemacht: muss also nicht *die Historie* versagt haben? Hätte somit der Krieg, der furchtbarste Prüfstein der Legitimität, der Historie ihren Anspruch auf geistige Führung bestritten? Wäre also am Ende die «seltsame Niederlage» nicht bloss eine der französischen Waffen oder ihrer herrschenden Klassen, sondern eine der französischen Historie – verstanden als richtiges Wissen vom vergangenen Leben dieser Nation? Fast scheint es, als hätte die Geschichte selbst über die Historie zu Gericht gesessen – und man begreift die Unruhe, die sich eines Historikers bei diesem Gedanken bemächtigt.

Bloch muss, nachdem er von dieser seltsamen Niederlage Zeugnis abgelegt hat, die Wahrheitsfähigkeit der Geschichte unter Beweis stellen. Er muss den Nachweis führen, dass die Historie aus sich heraus, allein mit den Mitteln kritischer Wissenschaft, richtiges Wissen zu liefern imstande ist. Deshalb, und nicht, weil er zeitweise nichts Besseres zu tun oder keinen Zugang zu seinem

wissenschaftlichen Apparat hat⁴⁸, schreibt Bloch im Anschluss an *Die seltsame Niederlage eine Apologie der Geschichte*. In einem Notizbuch aus den Studentenjahren Blochs findet sich unter dem Stichwort «Apologétique» die «chose curieuse» vermerkt, «dass seit dem 18. Jahrhundert niemand mehr versucht hat, die Religion durch ihre innere Wahrheit zu beweisen».⁴⁹ Vierzig Jahre später wird der reife Historiker den Versuch unternehmen, die Historie wenn nicht durch ihre innere Wahrheit, so doch durch ihre innere Wahrheitsfähigkeit zu beweisen. «Getrieben von einem inneren Bedürfnis, dessen Berechtigung ich aufgehört habe zu bestreiten», schreibe er dieses Buch, teilt er Febvre im September 1942 mit.⁵⁰ Zwar hat sich unterdessen, die diversen Manuskriptfassungen der *Apologie* zeigen es an, seine Unruhe ein wenig gelegt, und Bloch hebt nun die propädeutischen Züge der Abhandlung mehr hervor, wendet sich stärker der historischen Arbeit zu, dem *Metier* des Historikers, wie es der zweite Titel dieser Schrift formuliert. Doch der ursprüngliche Schreibanlass ist nicht vergessen, das 1940 mit der *Seltsamen Niederlage* eröffnete Verfahren noch nicht abgeschlossen. Zur Verhandlung steht weiterhin die Legitimität der Historie.

Die Niederlage hatte bei diesem Mann, der beides gewesen war, Theoretiker, Wissenschaftler, Historiker *und* Praktiker, Organisator, Offizier, einen kritischen Prozess in Gang gesetzt. Für Bloch funktionierte die Historie gewissermassen als ein Diskurs oder eine Erkenntnis, welche die Möglichkeit einer Verbindung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft schuf. Versagte jener Diskurs, versagte die Wahrheitsmächtigkeit jener Erkenntnis, so musste auch diese Verbindung Schaden nehmen. Seit 1940, seitdem die Fähigkeit zu richtigem Wissen und die Fähigkeit zu richtigem Handeln ihre mangelnde Solidarität offenbart haben, geht es in fast allen Schriften Blochs um eine Kritik der historischen Urteilskraft.

Die seltsame Niederlage eröffnet einen politisch-ethischen Reflexionsprozess, der sich über die *Apologie der Geschichte* und die Schriften aus dem Untergrund bis hinein in die Aktionen des Résistance-Angehörigen fortsetzen wird. Liest man die Schrift aus dem Sommer 1940 im Licht des Junimorgens 1944, an dem Marc Bloch unter den Kugeln eines deutschen Hinrichtungskommandos starb, so könnte man meinen, Blochs Weg bis hin zu jener letzten Station bereits in diesem Text vorgezeichnet zu sehen. Natürlich ist dies eine retrospektive Täuschung. Sie verkennt die Kontingenzen eines Lebens, das allerdings unter immer stärkeren äusseren Druck geriet, verkennt aber auch das Mass an Hoffnung, das der Getriebene lange Zeit den Umständen seiner Existenz abzutrotzen vermochte.⁵¹ Vor allem jedoch übersieht sie die – gewiss nicht weniger sprunghafte und durch Widerstände skandierete – innere Entwicklung, die dazu führte, dass Bloch endlich Konsequenzen zog, die diese Schrift bereits zu fordern schien. Mag auch für den Historiker der Schritt vom kontemplativen zum aktiven Leben kürzer sein als für andere Geisteswissenschaftler, im konkreten Fall ist er immer noch sehr weit.

Vorbereitet und möglich gemacht wurde dieser Schritt für Bloch durch eine Bewegung der Ablösung, des «détachement», die zunächst ganz äusserlich verlief und von dem Subjekt, das sie erfuhr, keineswegs gewünscht wurde: Bloch erlitt materielle Verluste. Betrafen diese zunächst nur seine Habseligkeiten als Soldat, die er in Flandern einbüsste, so liess die Okkupation härtere Schläge folgen, den Verlust seiner Pariser Wohnung und mit ihr den seiner Bibliothek. Zur selben Zeit, als er das Manuskript der *Seltsamen Niederlage* abschloss, beschrieb Bloch gegenüber Febvre den erlittenen Verlust in Worten, aus denen mehr und anderes als Ironie anklingt: «Ich muss wohl gestehen: bei allem Wert, den ich natürlich all diesem Arbeitsmaterial beimesse, ganz wie dem Rahmen, den meine Frau und ich einem ehemals glückli-

chen Leben gegeben hatten, empfinde ich letzten Endes gegenüber all dem eine Art Gleichgültigkeit, die ich mir nie zugetraut hätte. Ich begreife den Heiligen Franz – und bedaure nur, dass es kein Armer ist, der seinen Mantel hat. Seit Steenwerk in Flandern habe ich begonnen, meine irdischen Güter über alle Strassen des Krieges zu verstreuen.»⁵² Ebenfalls zu dieser Zeit legte er ein Notizbuch mit der Aufschrift *Mea* an, das eine Sammlung von Zitaten enthält, die zumindest teilweise memorative und meditative Funktion gehabt zu haben scheinen. An ihrem Beginn stehen, gleichsam als Motto, drei Sentenzen – von Corneille, Descartes und Lamennais –, die den Gedanken der antiken Weisheit variieren, wonach richtiges Leben nichts anderes heisst als sterben lernen. Jahre später fügte Bloch am Fuss der Seite eine Ergänzung hinzu, nämlich jenen «Satz von Lamennais, der heute (im Juni 1943) so aktuell klingt: ‘Mein Kind, es klebt ein Mangel an jedem schönen Leben, das nicht auf dem Schlachtfeld, auf dem Schafott oder im Gefängnis endet.’»⁵³ Im selben Masse, wie Bloch gleichgültig wurde gegen die materiellen Güter und die Formen seines früheren, bürgerlichen Lebens, wandte sich sein Denken der Gegenwart des Todes zu. Doch der Tod, auf den er sich in stoischer Weise vorzubereiten begann, war nicht der natürliche, der biologische Tod. Nicht als sterbliches Wesen erwartete Bloch den Tod; er ging ihm als Citoyen und Krieger entgegen. Als er vom Tode Boris Vildés, Schwiegersohn seines Freundes Ferdinand Lot und Haupt der Widerstandsgruppe um das Musée de l’homme⁵⁴, berichtete, fand er das alte Wort vom «schönen Tod».⁵⁵

Da Bloch nicht bereit war, die Niederlage zu akzeptieren, machte er sich bereit, das höchste Opfer für sich zu akzeptieren – und nötigenfalls auch von anderen zu fordern⁵⁶, so wie er es in der *Seltsamen Niederlage* von einem militärischen Führer verlangt hatte, der «sowohl für diejenigen, die er befiehlt, als auch für sich selbst lieber das nutzbringende Opfer auf sich nimmt als

die nutzlose Schande». Hatte er nicht auch dort bereits verkündet, es gäbe kein Heil ohne ein entsprechendes Opfer? Was aber damals, im Sommer 1940, noch Text gewesen war, das reifte jetzt, Ende 1942 oder Anfang 1943, zur Tat. Bloch war bereit, noch einmal Zeugnis abzulegen, ein Zeugnis diesmal, das sich nicht länger beim Wort aufhielt. Er war bereit zum Martyrium. Bereit, Zeugnis zu geben für jenen unauslöschlichen Willen zur Freiheit, der die Geschichte dieser Nation, die Geschichte Frankreichs, geformt hatte. Das Zeugnis eines Historikers und eines Kriegers: ein Akt, der die zwei Seiten eines Wesens, welche auseinanderzufallen drohten, *Geschichte* und *Historie*, einen Moment lang wieder miteinander verbinden würde.

Es gibt nicht viele Texte in der historiographischen Literatur, in denen sich gedanklich gefasste und existentiell ausgestandene Geschichte derart dicht durchdringen wie in der *Seltsamen Niederlage*; es kann sie wohl auch gar nicht geben. Im Deutschland des 20. Jahrhunderts, das seine absoluten und seine relativen Niederlagen erlebt und mehr als einen Historiker im Krieg gesehen hat, wird man vergeblich nach Texten Ausschau halten, die nach Einsicht und Ethos dem Blochschen vergleichbar wären. Dergleichen hätte, jedenfalls was Einsicht in die Schuldverstrickung auch des eigenen Standes angeht, nach 1945 geschrieben werden müssen; es wurde aber nicht, wie Winfried Schulze gezeigt hat.⁵⁷ Genausowenig, wie es nach 1918 geschrieben wurde und wie es nach 1989 zu erwarten ist. Sucht man einen historisch-politischen Text in deutscher Sprache, der in die Nähe von Blochs *Seltsamer Niederlage* kommt, so muss man wohl bis auf die Zeit der Befreiungskriege zurückgehen. Die «Bekanntnisdenschrift», die Carl von Clausewitz im Jahre 1812 verfasste, atmet einen ähnlichen Geist. Auch sie verbindet Analyse der militärischen Lage, patrio-

tisches Empfinden und desperate Mut zu einem Appell von seltener Intensität. Und auch sie bekennt sich, angesichts der Fremdherrschaft, zum «totalen Widerstand aus der Tiefe des Raumes der politisch-sozialen-emotionalen Antriebskräfte».⁵⁸ Zwar fehlt ihr – muss man es erwähnen? – jene Affirmation der Republik, die einer der Leitgedanken des Blochschen Texts ist. Doch in der Unbedingtheit eines Freiheitswillens, welcher eher den Tod erleiden als die Unterdrückung ertragen will, begegnen sich, über den Graben der Zeit hinweg, der französische und der preussische Patriot. Ebenfalls von Clausewitz stammt der Satz, in grossen Krisen handelten die Menschen nicht eher vernünftig, «als bis sie auf die Spitze der Verzweiflung gestellt, gar keinen anderen Rettungsweg mehr sehen, als einen gewagten Sprung zu tun».⁵⁹ Bevor er sich noch zum gewagten Sprung zur Tat entschliessen konnte, hat, auf die Spitze der Verzweiflung gestellt, Marc Bloch *Die seltsame Niederlage* geschrieben.

Anmerkungen

- ¹ Bloch an Febvre, 26.7.1942, Archives Nationales MI 318; eine Publikation des Briefwechsels zwischen Bloch und Febvre wird derzeit von Bertrand Müller vorbereitet.
- ² Vgl. Léon Blum, *A V échelle humaine*, in: L'œuvre de Léon Blum (1940-1945), Paris 1955, S. 412.
- ³ Jacques Maritain, *A travers le désastre*, New York 1941, S. 43.
- ⁴ Als typisch für diese Argumentation vgl. Jean Montigny, *La Défaite. Heures tragiques de 1940*, Paris 1941, Kap. «Le moral», S. 117 ff.
- ⁵ Vgl. zu diesen Vorwürfen die neueren Forschung, wie sie vor allem die umfangreiche Studie zur französischen Gesellschaft im Jahr 1940 von Crémieux-Brilhac bietet: Jean-Louis Crémieux-Brilhac, *Les Français de Van 40*, 2 Bde., Paris 1990; hier besonders Bd. II, Kap. 11,2: «Le moral dans l'armée», S. 426 ff.
- ⁶ Vgl. dazu die spätere Darstellung eines Zeitgenossen: Emmanuel

- Berl, *La fin de la III^e République*, Paris 1968, hier vor allem S. 126 ff. und S. 130: »Im Frankreich des Jahres 1940 war es ein Gemeinplatz, das Übermaß an Intelligenz zu beklagen, das zum Verlust des Vaterlandes geführt haben sollte.« Und Berl berichtet von Bekannten, die diesen Gemeinplatz zu der Formel verdichteten: »Wir sind zu intelligent gewesen.« (S. 131)
- 7 Vgl. Jean-Pierre Azéma, *De Munich à la Libération. 1938–1944*, Paris 1979, Kap. 3, S. 78 ff.; Michael R. Marrus und Robert O. Paxton, *Vichy et les juifs*, Paris 1981, Kap. I, S. 17 ff.
- 8 Vgl. Marrus und Paxton, *Vichy ...*, Kap. II, S. 44 ff.
- 9 Bloch an Febvre, 27. 8. 1941, AN MI 318.
- 10 Vgl. Michael R. Marrus, *Les juifs de France à l'époque de l'affaire Dreyfus*, Paris 1972, Kap. III, S. 43 ff.
- 11 Vgl. Marc Bloch, *Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers*, München 1985, S. 142: »Wir [...] waren die letzten Ausläufer einer Generation, die man wohl als die Generation der Affäre Dreyfus bezeichnen könnte. Die Lebenserfahrung hat diesen Eindruck nur bestätigt.«
- 12 Daß tatsächlich, wenn Bloch vom »Kult des Vaterlandes« spricht, religiöse Töne hörbar werden, bestätigt sich spätestens bei der Lektüre seines Testaments. Die Behandlung der »citations«, also der Begründungstexte militärischer Auszeichnungen, als quasi »ersatzkultischer« Texte (Bloch verfügt ihre Verlesung im Anschluß an sein Testament) schildert auch Pierre Vidal-Naquet, *Les Juifs, la mémoire et le présent*, Paris 1981, S. 81 f.
- 13 Bloch an Febvre, 26. 9. 1940, AN MI 318.
- 14 Vgl. Winston S. Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Bd. 2: *Englands größte Stunde*, Hamburg 1950, S. 189, 192 f., 220.
- 15 Raoul Girardet, *La Société militaire dans la France contemporaine (1815–1939)*, Paris 1953, S. 321 (General Trochu schrieb als Kritiker der französischen Armee nach 1870/71); in ähnlichem Sinne äußerte sich auch Raymond Aron, *De l'amistice à l'insurrection nationale*, Paris 1953, S. 187 f. und 196; vgl. neuerdings auch Crémieux-Brilhac, Bd. 2, Kap. II.
- 16 Vgl. die knappe Zusammenfassung bei Jean-Baptiste Duroselle, »1940: la France sans stratégie«, in: *Etudes sur la France de 1939 à nos jours*, hg. von der Zeitschrift *L'histoire*, Paris 1985, S. 9–21.
- 17 Vgl. Crémieux-Brilhac, Bd. 2, S. 609.
- 18 Bloch an Febvre, 3. 5. 1940, AN MI 318.
- 19 Vgl. übereinstimmend mit Bloch auch Jacques Maritain, *A travers ...*, S. 21.

- 20 Vgl. Léon Blum, *A l'échelle ...*, S. 437 ff.
- 21 Bis in den – fast identischen – Wortlaut hinein findet sich die gleiche Aussage bereits in einem der Notizbücher Blochs aus dem Ersten Weltkrieg. Unter der Überschrift »Über die Geschichte Frankreichs und warum ich nicht konservativ bin« heißt es dort: »Es gibt zwei Kategorien von Menschen, die nichts von der Geschichte Frankreichs begreifen: diejenigen, welche die Weihe von Reims nicht ›fühlen‹ – diejenigen, welche die Bewegung des Bundesfests nicht ›fühlen‹.« (*Carnet de guerre*, Juli 1915–Januar 1916; im Besitz von Etienne Bloch).
- 22 Im Unterschied zu Febvre war Bloch nicht bereit, gegenüber der deutschen Okkupation irgendwelche Zugeständnisse zu machen. Am 16.4.1941 schreibt Bloch an seinen konzessionsbereiten Freund: »Man hält mich mit Gewalt davon ab, weiterzumachen. Nun gut. Dafür kann ich nichts. Aber ich werde nicht das Geringste unternehmen, was auch nur entfernt nach Billigung aussieht.« (Bloch an Febvre, AN MI 318)
- 23 Mit dieser Anklage der französischen Bourgeoisie steht Bloch nicht allein; andere Zeitgenossen formulieren ganz ähnlich, vgl. Cévennes (= Jean Guéhenno), *Dans la prison*, Paris 1944, S. 15; Charles Rist, *Une saison gâtée. Journal de la guerre et de l'Occupation, 1939–1945*, Paris 1983, passim; Jean Cassou, *La mémoire courte*, Paris 1953, S. 44 f.
- 24 Michel Bréal, *Quelques mots sur l'instruction publique en France*, Paris 1872, S. 2.
- 25 Vgl. Claude Digeon, *La Crise allemande de la pensée française (1870–1914)*, Paris 1959; speziell für die Historiker: Charles-Olivier Carbonell, *Histoire et historiens. Une mutation idéologique des historiens français, 1865–1885*, Toulouse 1976.
- 26 Gabriel Monod, *Allemands et Français. Souvenirs de campagne, Metz – Sedan – La Loire*, Paris 1872, S. 70.
- 27 Vgl. Robert Minder, *Leçon terminale*, Paris 1973, S. 6; zu Lavissee vgl. auch Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990, S. 34 ff., hier vor allem S. 38 ff.
- 28 Vgl. *Les Compagnons de l'Université nouvelle*, Paris 1920; darin J.-M. Carré, »L'histoire des ›Compagnons‹«.
- 29 Vgl. Jean de Pierrefeu, *Plutarque a menti*, Paris 1923, S. 14 ff., 21 ff.
- 30 Basil Henry Liddell Hart, *Through the Fog of War*, New York 1938, S. 49.
- 31 Marc Bloch und Lucien Febvre, »Pour le renouveau de l'enseigne-

- ment historique», in: *Annales d'histoire économique et sociale*, IX. Jg., Nr.44, 1937, S. 113-129.
- ³² Das Wort stammt nicht von Bloch und Febvre, sondern von Robert Minder, *Leçon terminale*, S. 13.
- ³³ In seinem Brief-Vorwort zu A.-V. Jacquet, *Refus de parvenir*, Blainville-sur-Mer o.J., S. 12.
- ³⁴ Zur *Annales*-Historiographie in den dreissiger Jahren vgl. François Dosse, *L'histoire en miettes*, Paris 1987, Kap. 2, S. 54 ff.; Massimo Mastrogregori, *Il Genio dello storico*, Neapel 1987, Kap. V, S. 161 ff.
- ³⁵ Von hier führt nun wieder der Weg zurück zur Kritik der mangelhaften technischen Bildung der französischen Militärs, wie sie neben Bloch übrigens auch Raymond Aron äussert; vgl. R. Aron, *De l'armistice ...*, S. 196. Anonym wurde diese Kritik bereits am Ende des Ersten Weltkriegs geübt; vgl. *Les Cahiers de Probus*, Heft 3, Nov. 1919, *La «Nation armée» nouvelle*, das als Autoren eine Gruppe namens «Viri» nennt.
- ³⁶ Zu Fochs Napoleon-Deutung vgl. auch B.H. Liddell Hart, *Foch. Der Feldherr der Entente*, Berlin 1938, sowie ders., *The Ghost of Napoleon*, Westport 1933; vgl. auch Raymond Arons Bemerkungen zur Clausewitz-Rezeption der französischen Generalstäbler im Anhang zu seiner Studie *Sur Clausewitz*, Brüssel 1987, S. 171 ff.
- ³⁷ Vgl. Ernest Lavisse, «L'Examen de Saint-Cyr», in: *La Revue de Paris*, 15.4.1896 und 4.6.1896.
- ³⁸ Marc Bloch, «Que demander à l'histoire», in: Centre polytechnicien d'études économiques, *Bulletin*, Nr. 34, Jan. 1937, S. 15-22.
- ³⁹ B. H. Liddell Hart, *The Ghost...*, S. 181.
- ⁴⁰ Vgl. *Die seltsame Niederlage*, S. 166 ff.
- ⁴¹ Vgl. ganz ähnliche Annäherungen zwischen wissenschaftlicher Forschung und militärischem Genius – hier verknüpft über «l'audace», Kühnheit – bei Jean Jaurès, *L'Armée nouvelle*, Paris 1915, S. 327 ff., 335 ff.
- ⁴² Bryce Lyon, «Marc Bloch: did he repudiate *Annales* history?» in: *Journal of Medieval History*, 11, Sept. 1985, S. 181-191.
- ⁴³ So etwa John C. Cairns, «Some Recent Historians and the 'Strange Defeat' of 1940», in: *Journal of Modern History*, 46, 1/1974, S. 60-85, hier S. 70 f.
- ⁴⁴ Vgl. zur Rolle des «juge d'instruction» bei Marc Bloch: Ulrich Raulff, «Der Zeuge der Schlacht. Marc Bloch», in: H. Eggert, U. Profitlich und K. Scherpe (Hrsg.), *Geschichte als Literatur. For*

- men und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*, Stuttgart 1990, S. 196–206, hier S. 201 ff.
- 45 Bloch an Febvre, 27. 1. 1936, AN MI 318.
- 46 Laut Auskunft seines Sohnes, Etienne Bloch.
- 47 Vgl. Léon Blum, *A l'échelle ...*, S. 413, 426, 435 f.
- 48 Was zwar ein Hindernis für andere Arbeiten darstellte, aber deswegen noch keinen ausreichenden Grund für die Abfassung einer »Apologie der Geschichte«.
- 49 In dem Notizbuch mit der Aufschrift »Notes diverses N° 1« von 1903; im Besitz von Etienne Bloch.
- 50 Bloch an Febvre, 29. 9. 1942, AN MI 318. Nach Auskunft von Etienne Bloch begann sein Vater unmittelbar nach der Niederschrift der *Seltsamen Niederlage* mit der Arbeit an der *Apologie* – und nicht erst, wie allgemein angenommen und u. a. von Febvre (im Nachwort zur *Apologie*) behauptet wird, im Mai 1941.
- 51 Über die äußeren Umstände dieses Lebens informiert zuverlässig Carole Fink, *Marc Bloch. A Life in History*, Cambridge 1989; für die hier angesprochene Zeit vgl. Kap. 10 und 11, S. 241 ff.
- 52 Bloch an Febvre, 26. 9. 1940, AN MI 318.
- 53 Diese erste Seite der *Mea* ist abgedruckt in der jüngsten französischen Ausgabe dieses Buches: Marc Bloch, *L'étrange défaite*, Paris 1990, S. 302.
- 54 Zu Boris Vildé vgl. Yves Lelong, »L'heure très sévère de Boris Vildé«, in: *La liberté de l'esprit*, 16, »Visages de la Résistance«, Lyon 1987, S. 329–341.
- 55 Bloch an Febvre, 8. 5. 1942, AN MI 318.
- 56 Über Blochs Tätigkeiten in der Résistance als Organisator, Planer, Führungsoffizier und Verbindungsmann informiert Carole Fink, *Marc Bloch ...*, Kap. 11, S. 293 ff.; vgl. außerdem ihren Vortrag »Marc Bloch: l'historien et la Résistance«, in: Hartmut Atsma und André Burguière (Hrsg.), *Marc Bloch aujourd'hui. Histoire comparée & Sciences sociales*, Paris 1990, S. 51–64.
- 57 Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945 (Historische Zeitschrift, Beiheft NF Bd. 10)*, München 1989.
- 58 Vgl. Carl von Clausewitz, *Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe*, hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1966, S. 682 ff.
- 59 In der fragmentarischen »Betrachtung über Politisches Rechnen«, zit. nach Hans Rothfels, *Carl von Clausewitz. Politik und Krieg*, Berlin 1920, S. 146.

1 Die seltsame Niederlage

Vorstellung des Zeugen

Werden diese Seiten je veröffentlicht werden? Ich weiss es nicht. Wahrscheinlich ist jedenfalls, dass sie für lange Zeit über meine engste Umgebung hinaus nur unter der Hand bekannt werden können. Gleichwohl habe ich mich entschlossen, sie niederzuschreiben. Es wird ein beschwerliches Unterfangen werden: Wieviel bequemer wäre es doch, der Erschöpfung und der Entmutigung nachzugeben! Allein, eine Zeugenaussage taugt nur etwas, sofern sie unter dem ersten, unmittelbaren Eindruck gemacht wird, und ich kann mir nicht vorstellen, dass diese hier völlig wertlos sein soll. Früher oder später wird der Tag kommen, darauf baue ich, da sich auf dem alten Boden Frankreichs, der schon so viele reiche Ernten hervorgebracht hat, von Neuem die Freiheit des Gedankens und des Urteils wird entfalten können. Dann werden die Dokumente sprechen, die heute verborgen sind; der Dunst, der die schrecklichste Katastrophe unserer Geschichte umhüllt und unter dem sich bereits heute Ignoranz oder Unaufrichtigkeit häufen, wird sich allmählich lichten; und vielleicht werden dann die Forscher, wenn sie darangehen, den Nebel zu durchdringen, mit einigem Gewinn in diesem Vernehmungsprotokoll des Jahres 1940 blättern, sofern sie es denn aufzuspüren wissen.

Es sind nicht meine Erinnerungen, die ich hier zu Papier bringe. Die kleinen persönlichen Abenteuer eines Soldaten unter vielen zählen wenig in diesem Augenblick, und wir haben andere Sorgen, als den Kitzel des Pittoresken oder des Launigen zu suchen. Indes, ein Zeuge muss sich ausweisen können. Bevor ich also darlege, was ich gesehen habe, muss ich wohl sagen, mit welchen Augen ich es gesehen habe.

Geschichte schreiben und lehren: das ist seit nahezu vierund-

dreissig Jahren mein Metier. Aufgrund dieses Berufs habe ich zahlreiche Dokumente verschiedenster Zeiten studiert, um nach bestem Wissen Wahres von Falschem zu unterscheiden; darüber hinaus hat er mich gelehrt, genau hinzuschauen und zu beobachten. Denn ich war stets der Meinung, dass die erste Pflicht eines Historikers darin besteht, sich «für das Leben» zu interessieren, wie mein Lehrer Pirenne zu sagen pflegte. Die besondere Aufmerksamkeit, die ich in meinen Arbeiten den Aspekten des Landlebens gewidmet habe, hat mich davon überzeugt, dass es unmöglich ist, die Vergangenheit zu verstehen, ohne sich mit der Gegenwart zu beschäftigen; der Historiker, der das Land erforscht, bedarf guter Augen, um die Formen der Felder zu erkennen, ebenso sehr wie der Fähigkeit, alte Folianten zu entziffern. Eben diese Gewohnheiten des kritischen Blicks, der Beobachtung und der – wie ich hoffe – Redlichkeit habe ich auf die Erforschung jener tragischen Ereignisse anzuwenden versucht, die ich als handelnde Person – wenn auch nur in sehr bescheidener Funktion – miterlebt habe.

Der Beruf, den ich gewählt habe, gilt normalerweise nicht als sonderlich abenteuerlich. Doch mein Schicksal, das sich hierin mit demjenigen fast meiner gesamten Generation deckt, hat mich im Abstand von einundzwanzig Jahren zweimal aus diesen friedlichen Bahnen geworfen. Zudem hat es mir, was die Vielfalt der Aspekte der Nation in Waffen angeht, ein Mass an Erfahrung vermittelt, das wohl ziemlich ungewöhnlich ist. Ich habe an zwei Kriegen teilgenommen. Den ersten begann ich im August 1914 als Sergeant der Infanterie, das heisst inmitten der Truppe und nahezu der einfachen Soldaten. Im Verlauf des Krieges wurde ich zum Zugführer befördert, war Nachrichtenoffizier bei einem Regimentsstab, und schliesslich, im Rang eines Hauptmanns, Adjutant meines Korpskommandeurs. Meinen zweiten Krieg habe ich grösstenteils am anderen Ende der Hierarchie miterlebt: bei einem Armeestab, in häufiger Verbindung zum Generalstab. Der

Querschnitt durch die Institutionen und die verschiedenen Personenkreise entbehrt also, wie man sieht, durchaus nicht der Vielfalt.

Ich bin Jude, wenn auch nicht aufgrund der Religion, die ich so wenig praktiziere wie irgendein anderer, so doch aufgrund meiner Geburt. Diese Tatsache gibt mir weder Anlass zu Stolz, noch schäme ich mich ihrer, denn ich bin, so hoffe ich wenigstens, Historiker genug, um zu wissen, dass die Rassenanlagen ein Mythos sind und dass der blosse Begriff einer reinen Rasse eine besonders augenfällige Absurdität ist, wenn er, wie in diesem Falle, auf etwas angewandt wird, was in Wirklichkeit eine Gruppe von Gläubigen war, die sich irgendwann einmal aus der gesamten mediterranen, turko-chaasarischen und slawischen Welt rekrutierten. Es gibt nur einen einzigen Fall, in dem ich mich bewusst zu meiner Herkunft bekenne, nämlich gegenüber einem Antisemiten. Doch vielleicht werden diejenigen, die mein Zeugnis anfechten wollen, versuchen, es dadurch unglaubwürdig zu machen, dass sie mich zum «Metöken» erklären. Diesen Leuten möchte ich schlicht und einfach erwidern, dass mein Urgrossvater im Jahre '93 Soldat gewesen ist¹; dass mein Vater 1870 im belagerten Strassburg gedient hat; dass meine beiden Onkel und er das Elsass, ihre angestammte Heimat, freiwillig verliessen, nachdem es vom Deutschen Reich annektiert worden war; dass ich selbst erzogen worden bin in der Verehrung für diese patriotischen Traditionen, die gerade von den Israeliten des elsässischen Exodus immer mit besonderer Treue hochgehalten wurden; dass schliesslich Frankreich, aus dem mich manche heute gern vertreiben würden und es vielleicht (wer weiss?) auch schaffen werden, für mich, was immer kommen mag, doch stets die Heimat bleiben wird, von der ich mein Herz nie werde losreissen können. In diesem Land bin ich geboren, seine Kultur habe ich in mich aufgesogen, seine Vergangenheit ist die meine, nur unter seinem Himmel kann ich atmen, und ich für

mein Teil habe mich bemüht, Frankreich nach besten Kräften zu verteidigen.

Ein junger Offizier sagte mir, als wir im bombardierten Malo-les-Bains unter einer Tür miteinander plauderten: «Durch diesen Krieg habe ich viel gelernt. Unter anderem, dass es Berufsmilitärs gibt, die nie Krieger sein werden; dass es andererseits Zivilisten gibt, die von Natur aus Krieger sind.» Und er fügte hinzu: «Ich muss Ihnen gestehen, dass ich es mir vor dem 10. Mai* nie hätte träumen lassen – aber Sie, Sie sind ein Krieger.» Die Formel mag naiv erscheinen, aber für ganz falsch halte ich sie nicht, weder in ihrer allgemeinen Gültigkeit, noch, wenn ich mich ehrlich befrage, in dem, was mich betrifft. Ein Stabsarzt, mit dem ich im 4. Büro** des Generalstabs Dienst tat, pflegte mich gerne ein wenig damit zu hänseln, dass ausgerechnet ich, der alte Professor, «mehr als irgendjemand sonst einen Sinn fürs Militärische» hätte; was im Übrigen wohl nichts weiter heissen sollte, als dass ich im Befehlswesen stets eine gewisse Ordnung geschätzt habe. Aus dem ersten Krieg bin ich mit vier Auszeichnungen zurückgekehrt; ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, dass, hätte der unvermutete Einmarsch der Deutschen nach Rennes nicht alle Vorhaben der 1. Armee zunichte gemacht, ich auch nach dem letzten Krieg nicht ohne ein weiteres Ordensband am Rock entlassen worden wäre. 1915 habe ich mich nach einem Lazarettaufenthalt vorzeitig freiwillig an die Front zurückgemeldet. 1939 habe ich mich wieder zum aktiven Dienst einziehen lassen, trotz meines Alters und meiner sechs Kinder, die mir schon längst das Recht gegeben hätten, die Uniform an den Nagel zu hängen. Auf diese Tatsachen und diese Urteile über meine Person bilde ich mir nicht das geringste ein: Dafür habe ich zu viele rechtschaffene und einfache Leute gesehen, die, ohne Aufhebens,

* Tag des Überfalls der deutschen Truppen auf die Niederlande, Belgien und Luxemburg. *A.d.Ü.*

** Zuständig für Nachschub und Transport. *A.d.Ü.*

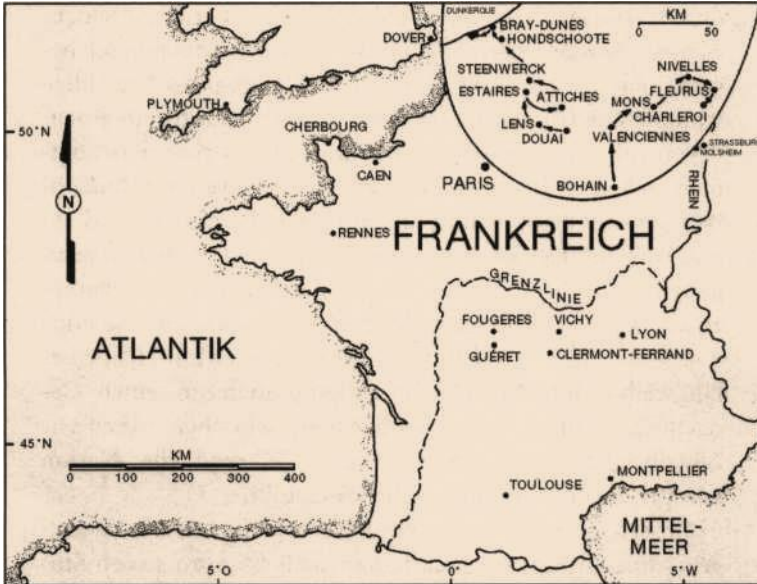
sehr viel besser als ich und unter viel schwierigeren Bedingungen ihre Pflicht erfüllten. Ich möchte nur, dass der Leser, wenn er angesichts mancher freimütiger Äusserungen in diesem Text versucht sein sollte, den Vorwurf der Parteilichkeit zu erheben, sich bitte daran erinnern möge, dass dieser Beobachter, dem jede lasche Nachsicht zuwider ist, nicht etwa wider Willen Dienst tat und von seinen Vorgesetzten oder Kameraden nicht als schlechter Soldat beurteilt wurde.

Hier also der genaue Rechenschaftsbericht dessen, was ich im letzten Krieg zu tun und folglich mit anzusehen hatte.

Wie bereits erwähnt, habe ich mich in der Zwischenkriegszeit immer wieder konsequent geweigert, mir die gesetzlichen Bestimmungen zunutze zu machen, die es mir erlaubt hätten, mich jeglicher militärischen Verpflichtung zu entziehen. Aber obwohl ich seit 1919 als Reservist für den Stabsdienst eingeteilt war, machte ich mir nie die Mühe, irgendeinen der sogenannten «Fortbildungskurse» zu besuchen. Ich gebe zu, dass das im Grunde ein Fehler war. Zu meiner Entschuldigung kann ich anführen, dass diese Jahre genau mit jener Phase meines Lebens zusammenfielen, in der ich schlecht und recht den Hauptteil meiner historischen Arbeiten verfasst habe und deshalb nur sehr wenig freie Zeit zur Verfügung hatte. Was mich über dieses Versäumnis hinwegtröstet, sind die Erfahrungen, die ich während des Feldzugs machen konnte: Der Unterricht an der Kriegsakademie, dem ich mich auf diese Weise entzog, hätte mir sicherlich nur wenig Gescheites vermitteln können. Da aber die damalige Armee vor allem ordentliche Schüler schätzte, säumte sie nicht, mich für mein beharrliches Schwänzen zu bestrafen, und zwar gleich auf doppelte Weise. Als ich 1918 aus dem Kriegsdienst entlassen wurde, hatte ich es zum Hauptmann gebracht, und dabei ist es dann geblieben: 1938, bei meiner ersten Mobilmachung, war ich wiederum Hauptmann, und denselben Grad bekleidete ich auch noch

im August 1939, obwohl meine Vorgesetzten, die meine Tätigkeit zu beurteilen wussten, mich für eine Beförderung vorgeschlagen hatten; Hauptmann war ich schliesslich auch noch, als ich am 11. Juli 1940 die Uniform ablegte. Dies war meine erste Bestrafung, die mich freilich weder verbittert noch betrübt hat. Die zweite wurde mir zuteil, als ich bei der Mobilmachung zum Dienst eingeteilt wurde.

Zuerst gehörte ich, wenigstens auf dem Papier, zum 2. Büro eines Armeekorps, also zu einer Nachrichtenabteilung, was ja für einen Historiker nicht unbedingt die schlechteste Stelle ist; dann, bescheidener, zum Stab einer Infanteriedivision. Doch schon bald entliess man mich aus den aktiven Armeeverbänden und steckte mich in die eher ruhmlose Territorialverteidigung, genauer gesagt: in den Stab eines Wehrbereichskommandos. Diese Gruppe hatte ihren Sitz in Strassburg, das jeder als das erste Opfer der deutschen Bomben ansah. Es wäre, so schien mir, nicht sonderlich nobel gewesen, sich von einem derart exponierten Posten einfach wegzustehlen. Dieses Gefühl, das noch verstärkt wurde durch eine natürliche Trägheit, welcher ich leicht verfallte, wenn es um mich selbst geht, hinderte mich daran, Schritte zu unternehmen, die mir vielleicht erlaubt hätten, etwas Besseres zu finden. Allerdings hatte ich einen Freund, der mich kurz vor dem Krieg im 2. Büro des Generalstabs unterzubringen versuchte; seine Bemühungen kamen leider zu spät. Nachdem ich zwei kurze Lehrgänge absolviert hatte, wurde ich also zum Bereitschaftsdienst beim Wehrbereichskommando Strassburg einberufen, und zwar insgesamt dreimal: das erste Mal im September 1938, bei dem Alarm vor der Unterzeichnung des Münchner Abkommens; zum zweiten Mal im März des folgenden Jahres, allerdings nur für wenige Stunden (meine Einberufung hatte mich in Cambridge erreicht, von wo ich in aller Eile zurückkehren musste); und schliesslich am 24. August dieses schicksalhaften Jahres 1939.



Quelle: Carole Fink, *Marc Bloch – A Life in History*, Cambridge 1989

Im Grunde habe ich diese Tätigkeit nicht allzu sehr bedauert. Die Arbeit, die man im Stab eines Wehrbereichskommandos zu leisten hat, ist als solche ziemlich öde. Aber bei Kriegseintritt befindet man sich hier auf einem guten Beobachtungsposten. Zumindest in den ersten zwei oder drei Wochen war dies der Fall. Die eigentliche Mobilmachung fand weitgehend unter unserer Kontrolle statt. Und was passierte dann in den anderen Stäben dieser Art im Innern des Landes? Ich vermute, dass sie, nachdem die erste Hektik abgeklungen war, eine gewisse Aktivität aufrechterhielten, die sich in Papierschlachten und Kleinkram erschöpfte. Unser Stab, der Strassburg bald verlassen hatte, um sich nach Molsheim am Fuss der Vogesen zurückzuziehen, befand sich auch dort mitten in der militärischen Zone. Nachdem sich die 6. Armee nach erstaunlich langem Zögern endlich dazu durchge-

rungen hatte, ihre eigenen Führungsorgane einzurichten, wurde unsere Rolle, die ohnehin zunehmend beschnitten worden war, praktisch bedeutungslos. Unzählige stumpfsinnige Tage folgten. Wir waren zu fünf: ein Brigadegeneral, ein Oberstleutnant, zwei Hauptleute, ein Leutnant. Ich sehe uns noch, wie wir uns in unserem Schulzimmer gegenüber sitzen und alle auf dasselbe hoffen: dass ein unerwarteter Kurier käme, um uns irgendein Papier zu bringen, das uns die Gelegenheit verschaffte, ein weiteres Papier zu verfassen. Der jüngere der beiden Hauptleute war noch am besten dran – er gab Passierscheine aus! Ein Historiker langweilt sich nicht so leicht: Er kann immer in seinem Gedächtnis kramen, kann beobachten, schreiben. Aber zur Nutzlosigkeit verdammt zu sein, während die Nation kämpft, das ist ein unerträgliches Gefühl.

Unser General gehörte dem Reservekader an. Diesen ausgezeichneten Mann schickte man schliesslich zu seinen Studien zurück, das heisst im Wesentlichen zum Angeln. Der Rest des Stabes wurde mit demjenigen des Wehrbereichskommandos Saverne zusammgelegt. Ich selbst verbrachte indes nur zwei Tage in diesem reizenden Städtchen, das damals ziemlich überfüllt war. Ich hatte nämlich eine Möglichkeit ausfindig gemacht, an eine hochgestellte Persönlichkeit des Generalstabs heranzukommen. Sich «durch Beziehungen» einen besseren Posten zu ergattern, gehört nicht unbedingt zu denjenigen Taten, auf die man besonders stolz sein darf. Aber war es meine Schuld, dass sich kein geeigneteres Mittel bot, um meinen guten Willen unter Beweis zu stellen? Dank diesem einflussreichen Fürsprecher erhielt ich Anfang Oktober einen Versetzungsbescheid. Man hatte mich dem Stab der 1. Armee zugeteilt, und ich begab mich unverzüglich nach Bohain in der Picardie, um mich dort zu melden.

Der Befehl des Generalstabs legte meine neue Funktion genau fest: Ich sollte als Verbindungsoffizier Kontakt zu den britischen Streitkräften halten. In dieser Aufgabe hätte ich eigentlich dem

2. Büro unterstanden. Doch bald erschienen zwei weitere Hauptleute, und was ihre Funktionen betraf, so waren diese in den Notizen, die ihnen vorausgingen, wortwörtlich so definiert wie die meinigen. Offensichtlich glaubte der Stabschef, aus dem vollen schöpfen zu können: Er hielt es für besser, wenn die wichtigsten Organe der Armee jeweils über ihre eigenen Verbindungen zu unseren Nachbarn vom Expeditionskorps verfügten. So verteilte er uns auf die verschiedenen Büros, mit Ausnahme des ersten, dessen Rolle darin besteht, über die Truppe und die Disziplin zu wachen, und das insofern kaum Verbindungen nach aussen hat. Ich wurde zum 4. Büro abgestellt, das für die Logistik zuständig ist. Im Prinzip tat ich hier denselben Dienst wie schon zuvor, eine Mischung aus Information und Diplomatie. Im weiteren Verlauf wird man sehen, wie sich diese Aufgaben sehr zu meinem Leidwesen in der Praxis als zunehmend bedeutungslos erwiesen. Sollte ich wieder in jenes Nichtstun zurückfallen, unter dem ich schon einmal so sehr gelitten hatte? Ich hatte mich schon mit meinem tristen Los abgefunden, als der für die Treibstoffversorgung verantwortliche Offizier auf einen anderen Posten berufen wurde und man mich dazu bestimmte, an seine Stelle zu treten.

So war ich denn über Nacht zum obersten Spritherrn geworden, und zwar in der am stärksten motorisierten Armee der gesamten französischen Front. Meine erste Reaktion war panischer Schrecken, denn mir war bewusst, dass mit dieser Funktion im Fall aktiver Operationen äusserst schwerwiegende Verantwortungen verbunden waren und dass ich nicht die leiseste Ahnung von meiner Aufgabe hatte. «Hoffentlich», schrieb ich an meine Frau, «bleibt Hitler noch ein paar Wochen brav!» Indes gibt es wohl keine Führungsposition, die nicht jeder Mann von einigermaßen klarem Verstand, wenn er sich nur gründlich hineinkniet, ordentlich auszufüllen imstande wäre. Ich gab mir alle Mühe, mein neues Metier zu erlernen. Ein glücklicher Umstand kam mir

dabei zu Hilfe: der für die Treibstoffreserven der Armee zuständige Offizier stand mir als ausserordentlich sicherer und selbstloser Ratgeber zur Seite. An dieser Stelle erwähne ich zum ersten – und bestimmt nicht zum letzten – Mal den Namen des Hauptmanns Lachamp. Der bittere Nachgeschmack, den dieser schlecht geführte und noch schlechter beendete Krieg bei mir hinterlässt, macht mir die wenigen erfreulichen Erinnerungen nur umso lieber. Einem wahren Mann zu begegnen, ist immer eine Freude; mit ihm in vollkommener Übereinstimmung zu arbeiten und zu spüren, wie sich aus dieser Zusammenarbeit nach und nach eine feste Freundschaft entwickelt, ist ein Lohn, wie es im Felde kaum einen höheren gibt.

Viel zu tun hatte ich in meinen neuen Funktionen eigentlich nur während der Phase der Einarbeitung. Nachdem diese abgeschlossen war, geriet ich wie alle meine Kameraden in das gemächliche Leben eines Armeebürokraten. Zwar gab ich mich keineswegs dem Müssiggang hin, aber ich war auch nicht gerade überlastet, und meine alltäglichen Verpflichtungen bescherten mir nur eine sehr mässige zerebrale Anregung. Glücklicherweise gelang es mir, eine zusätzliche Aufgabe zu finden, die mich für ein paar Wochen ausfüllte. Ich hatte nämlich festgestellt, dass unsere Informationen über die Kraftstoffreserven, die auf belgischem Territorium lagerten, lächerlich gering waren: ein gravierender Mangel für eine Armee, die, wie uns allen bekannt war, den Auftrag hatte, nach Belgien vorzudringen, sobald die Deutschen ihrerseits die Grenze verletzt hätten. Gewisse persönliche Beziehungen gestatteten mir, diese Informationslücke erheblich zu verringern. Dazu bedurfte es zahlreicher Demarchen, bei denen ich wertvolle Erfahrung mit Stabsstellen sammelte. Insbesondere lernte ich auf diese Weise, wie Bürokraten – sofern sie höflich sind – das umschreiben, was in der normalen Umgangssprache heisst «sich nicht in Angelegenheiten mischen, die einen nichts angehen»; denn so nützlich die Ergebnisse der Untersu-

chung, die ich auf eigene Initiative durchführte, auch sein mochten, sie gehörte nun einmal nicht in meinen regulären Aufgabenbereich. So etwas nennt man – mit einem diskreten Lächeln – «persönlichen Einsatz zeigen».

Allein, diese Beschäftigung währte nicht ewig. Fortan war ich dazu verdammt, Tag für Tag Kanister zu zählen oder mit dem Tropfenzähler Benzinzuteilungen vorzunehmen, und wieder einmal hatte ich, vielleicht zu Unrecht, das Gefühl, meine intellektuellen Fähigkeiten und mein Unternehmungsgeist kämen nicht so recht zum Zuge. Die Langeweile dieser endlosen Winter- und Frühlingsmonate 1939-1940, die so viele Köpfe zermürbt hat, lastete schwer auf dem öden Bohain. Auch ich begann die Wirkung ihres subtilen Gifts am eigenen Leib zu verspüren, und ich gestehe, dass ich mir allen Ernstes überlegte, ob ich mich nicht nach etwas anderem umsehen sollte. Ja, ich dachte sogar schon daran, mich am Ende des Sommers wieder auf meine Stelle an der Sorbonne zurückversetzen zu lassen – da traf uns aus heiterem Himmel der Blitzschlag des 10. Mai.

Wie unerwartet er kam, lässt sich gut anhand einer kleinen persönlichen Erinnerung demonstrieren. Ich war am 9. Mai in Paris angekommen, um von dort aus am nächsten Morgen in aller Frühe nach Meaux weiterzufahren. Dort sollte ich mir bei der Treibstoffverwaltung des Generalstabs einige Blocks mit jenen Benzingutscheinen besorgen, die ich anschliessend an die verschiedenen Einheiten auszugeben hatte, damit diese ordnungsgemäss das von ihnen benötigte Quantum Benzin beziehen konnten. Bei meiner Ankunft in Meaux hatte ich von den Ereignissen der vergangenen Nacht noch nicht die geringste Ahnung. Natürlich waren die Herren vom Generalstab einigermaßen erstaunt darüber, in einer solchen Situation einen Offizier vor sich zu sehen, der eigens von einer an der belgischen Front stationierten Armee gekommen war – noch dazu in einer so wenig kriegerischen Mis-

sion. Nach einigen Minuten der Verwirrung begriff ich den Grund für diesen eher gequälten Empfang: Sofort eilte ich zum Bahnhof, fuhr zurück nach Paris, konnte gerade noch auf einen total überfüllten Zug aufspringen und erreichte so endlich wieder meinen Posten.

Ich versage es mir, die Ereignisse der drei Wochen, die dann folgten, hier im Detail zu schildern. Allerdings will ich weiter unten die Schlüsse daraus ziehen. Einige wenige Bilder unter den vielen, die mein Gedächtnis überschwemmen, sollen genügen, um den Ablauf jener Tage und Nächte zu skizzieren, die erfüllt waren von der grossen Tragödie des Feldzugs im Norden.

Da ist zunächst das Mädchengymnasium von Valenciennes, das uns als erste Kommandostelle zugewiesen worden war, ehe wir, wie es die Einsatzplanung vorgesehen hatte, unseren Standort in Belgien beziehen würden, wozu es freilich nicht mehr kommen sollte. Hier hatten wir Gelegenheit, vom ersten Bombenangriff zerstörte Häuser zu betrachten – ein Anblick, der für uns noch völlig ungewohnt war. Zweimal konnte ich mich absetzen und zu Erkundungstouren in Belgien aufbrechen. Meiner nomadenhaften Veranlagung, die von meinen Vorgesetzten nicht immer geschätzt wurde, kam das sehr entgegen. Am 11. fuhr ich nur bis Mons. Am 12. viel weiter, bis nach Nivelles, Fleurus und Charleroi. Unterwegs sahen wir immer wieder Bergarbeiter aus dem Borinage, die vor den Türen ihrer Häuser standen – es war Pfingsten – und den französischen Wagen zujubelten. Die sanft gewellte, frühlingshaft begrünte Landschaft um Ligny und Quatre-Bras, wo einst die Armee des Marschalls Ney gekämpft hatte, wirkte überaus anmutig. Doch am Fahrbahnrand zogen bereits lange Flüchtlingstrecks entlang, Zivilisten aus der Gegend um Lüttich, die den klassischen Kinderwagen des Evakuierten, beladen mit den verschiedensten Habseligkeiten, vor sich herschoben. Ein beunruhigenderes Symptom war indes die Tatsache,

dass versprengte belgische Soldaten in die Dörfer kamen. Dann, nach den ersten Hoffnungen, machten sich die ersten Befürchtungen breit. Man fing an, vom Durchbruch an der Maas zu sprechen, und es musste unbedingt versucht werden, die Divisionen, die sich im Gefecht aufgerieben hatten, auf diesem Weg mit Nachschub zu versorgen. Nachdem die Armee in Richtung Südwesten zurückgeworfen worden war, zog sich der Stab am 18. Mai nach Douai zurück.

Das Quartier, das wir hier für nicht einmal zwei Tage bezogen, befand sich wiederum in einer Schule vor den Toren der Stadt: Offensichtlich waren wir auf pädagogische Stätten abonniert, denn schon in Bohain hatten wir ja in der Mädchenschule logiert. Ringsum hagelten die Bomben auf den Bahnhof, die Hauptstrassen, das Flugfeld herab. Unterdessen erhielt ich fast täglich die Nachricht, dass wieder einmal eines der rückwärtigen Benzinlager den Deutschen in die Hände gefallen war. Unsere schönen Fässer in Saint-Quentin und Cambrai, die wir eifersüchtig gehütet hatten, um sie den kämpfenden Einheiten an der Front schubweise zukommen zu lassen, unsere grossartigen Vorratslager in irgendwelchen Kaffs, wo wir die Kanister raffiniert unter Parkbäumen oder den Dächern ehemaliger Ziegeleien versteckt hatten – all das war für die Armee verloren. Schon bald mussten wir wieder die Koffer packen. Zunächst war beschlossen worden, mich zusammen mit zwei Kameraden in Douai auf vorgeschobenem Posten zu belassen. Doch auch dieser Auftrag war, wie so viele andere, nur von wenigen Stunden Dauer; und so zog ich quer durch das schwarze Land, vorbei an Schlackehalden, von denen viele unter dem Bombenhagel zusammengestürzt und kaum noch als solche kenntlich waren, bis ich schliesslich am 19. Mai in Lens meine vierte und letzte Schule bezog.

Diesmal war es eine Vorschule für Kleinkinder mit dem entsprechenden Mobiliar, das uns nur die Wahl zwischen zwei Arten

von Gliederschmerzen liess: Ermüdung durch endloses Stehen oder Kontorsionen durch eine verkrampfte Sitzhaltung, bei der sich die bis zum Bauch angezogenen Knie am Pultrand wundrieben. Und selbst diese Wahl fiel oft nicht leicht: Waren wir etwa gezwungen gewesen, uns zu setzen, weil wir ein Schriftstück abzufassen hatten, so bedurfte es anschliessend allergrösster Mühe, uns wieder aus der Folterbank herauszuwinden. Diese seltsame Tortur, die Hässlichkeit der Landschaft, der allgegenwärtige Schmutz des Kohlestaubs, alles in dieser tristen Umgebung schien unserer wachsenden Angst zu entsprechen. Wenn es einen angemessenen Ort für eine Niederlage gab, dann, weiss Gott, dieses grauenhafte Stabsquartier im Schulgebäude von Lens! Werde ich je den Abend des 20. Mai vergessen? Als die Dunkelheit hereinbrach und man in der Ferne den Widerschein des brennenden Arras erkennen konnte, sah ich meinen Chef auf mich zukommen. Er ging zu einer im Klassenzimmer hängenden Wandkarte, und indem er mit dem Finger auf die Mündung der Somme wies, sagte er halblaut: «Da sind die Boches!» Dann drehte er sich wieder zu mir um und murmelte: «Aber erzählen Sie es nicht überall herum.» Ich war gerade dabei gewesen, eine telefonische Verbindung zum Generalstab herzustellen; offen gestanden wurde mir erst, nachdem ich meinen Versuch mehrmals wiederholt hatte, das ganze Ausmass der Katastrophe bewusst, die sich hinter der tragischen Bezeichnung «eine eingeschlossene Armee» verbirgt.

Kurz darauf (am 22. Mai) zogen wir in Richtung Norden weiter, nach Estaires-sur-la-Lys. Doch dieser Knotenpunkt war nicht besonders sicher. Die deutschen Bomberpiloten hatten es wohl kaum auf die Stäbe der französischen Armee abgesehen, aber freilich wäre es auch anmassend gewesen, von ihnen zu verlangen, sie sollten einen Bogen um uns machen. Gleich am ersten Nachmittag traf eine Bombe den Gasthof, in dem wir untergebracht waren, zwar nicht direkt, doch wurden der Kamin und die

Mauern durch die Detonation so stark erschüttert, dass unsere Kleider, unsere Papiere und unsere Gesichter über und über von Russ bedeckt waren. Die Warnung blieb nicht ungehört. Mitten in der Nacht riss mich ein Marschbefehl aus dem Bett, in dem ich zum ersten Mal seit vielen Tagen und zum letzten Mal während des Feldzugs den süßen Schlummer genoss, den nur richtiges Bettzeug gewährt. Völlig unnötig, denn tatsächlich setzten wir uns erst lange nach Tagesanbruch in Bewegung; aber die wichtige Kunst der Erholung war etwas, das unser Stab nie beherrschte. Im Laufe des Vormittags erreichte ich, nachdem ich auf ziemlich langen Umwegen wie üblich meine verschiedenen Benzinvorräte eingesammelt hatte, das Château d'Attiches südlich von Lille, wo meine Kameraden bereits alle eingetroffen waren (23. Mai).

Dieses von einem schönen Park umgebene Schloss war ein schwerfälliger Bau mit scheusslichen Keramikverzierungen an der Fassade und einer protzigen, düsteren Einrichtung mit mittelalterlichen Reminiszenzen: ein typisches Beispiel dafür, wie sich das Grossbürgertum am Ende des vorigen Jahrhunderts den obligaten Rahmen einer vermeintlich herrschaftlichen Existenz vorgestellt hatte. In einer Ecke des Speisesaals, der uns als Arbeitsraum diente, hatte der Schlossherr einen ganzen Stapel von Totenkränzen aufgeschichtet, eine Aufmerksamkeit, die wir als verfrüht empfanden. Hier in Attiches wurde am Nachmittag des 23. unser 4. Büro endgültig in zwei Sektionen geteilt. Die eine begab sich als Nachhut unverzüglich an die Küste, um hier den Nachschub über das Meer zu organisieren. Die andere, zu der ich gehörte, blieb mit dem Befehlshaber der Armee an Ort und Stelle. Tatsächlich sollte gerade diejenige, die am weitesten von der Front entfernt war, den Bombardierungen am stärksten ausgesetzt sein – eine Ironie des Schicksals, die zu diesem Zeitpunkt wohl niemand vorausgesehen hatte. Wir auf Vorposten glaubten in al-

ler Unschuld, natürlich wären wir am meisten durch Luftangriffe gefährdet – tatsächlich gingen in unserer Umgebung auch pausenlos Bomben nieder – und hätten am ehesten mit Gefangennahme zu rechnen. Und da es bei der hinteren Einheit neben Männern von unbestreitbarem Mut auch solche gab, die über diesen Rückzug nicht unglücklich zu sein schienen, hatten wir das Gefühl, hier, in der Nähe der Gefechtslinie, eine kleine auserwählte Gesellschaft zu bilden, in der beständig eine ausgezeichnete Atmosphäre von Herzlichkeit und Hilfsbereitschaft herrschte. Das ging so weit, dass einer unserer Kameraden, ein einfacher Reserveleutnant, aber im Zivilleben Präsident einer grossen Handelskammer in Nordfrankreich, der an die Küste beordert worden war, sich rundheraus weigerte, dem Befehl Folge zu leisten. Unser stellvertretender Chef, der, entgegen allen militärischen Usancen, den Chef in die rückwärtige Stellung begleitete, war über diese, seiner eigenen so konträre Haltung gründlich empört. Bleich vor Wut schleppte er den Rebellen vor die höchste Stelle des Stabes – und musste zu seiner grossen Überraschung erleben, dass die tapfere Befehlsverweigerung gebilligt wurde.

Noch eine andere Szene steht mir vor Augen, wenn ich mich an den Speisesaal von Attiches erinnere, ein tief erschütterndes menschliches Schauspiel, wie ich es nur selten erlebt habe. Einen ganzen Vormittag lang sahen wir hier einen Menschen, der, auf einem Stuhl nahe der Tür zusammengesackt, mit stumpfem Gesichtsausdruck und erloschenem Blick eine Zigarette nach der anderen rauchte. Auf seinen Ärmeln trug er keinerlei klar erkennbare Abzeichen, die Leute drängelten sich achtlos an ihm vorbei, als wäre er irgendein gemeiner Soldat. Dabei handelte es sich um einen Divisionsgeneral, der noch tags zuvor eine unserer hervorragendsten Einheiten befehligt hatte. Jetzt aber war er seit einigen Stunden seines Kommandos enthoben. Wegen Trunkenheit, wie zu Recht oder zu Unrecht gemurmelt wurde. Er wartete darauf, dass ihn der Armeechef zu einer letzten, immer wieder verscho-

benen Aussprache empfangen würde. Gegen Mittag endlich liess man ihn vor. Die Unterredung dauerte nur wenige Minuten, und wir bekamen die klägliche Gestalt nie wieder zu Gesicht.

Unsere letzte Stabsstelle bezogen wir ab dem 26. in Steenwerk, nordwestlich von Lille, und zwar in einer hellen, angenehm eingerichteten Villa. Im Nachbarhaus logierte General Prioux. Er hatte soeben das Armeekommando übernommen, an Stelle von General Blanchard, der zur Heeresgruppe gewechselt war. Nachdem der Druck des Gegners immer stärker wurde, musste man jetzt allmählich daran denken, die umfangreichen Benzinlager von Lille durch Feuer zu vernichten.

Ich verbrachte einen ganzen Tag (den 27.) und die folgende Nacht mit dem Versuch, in dieser Sache eine Entscheidung zu erwirken. Es gab nicht weniger als vier aufeinanderfolgende Befehle und Gegenbefehle. Der letzte, welcher besagte, dass alles zu vernichten sei, wäre beinahe ergebnislos geblieben. Mein Kradmelder brach in der Nacht auf. Er kam nie an. Was ihm auch zugestossen sein mag, ich habe kein Recht, mir deshalb Vorwürfe zu machen. Meine Pflicht war, dafür zu sorgen, dass das Schreiben weitergeleitet wurde. Es wäre gegen meinen Auftrag gewesen, hätte ich es selber überbracht. Und doch überkommt mich ein Gefühl der Beklemmung, wenn ich daran denke, dass – auf meine Anordnung hin – vielleicht ein braver Kerl in den Tod gegangen ist. Schon der vorangegangene Krieg hatte mir einige Erinnerungen dieser Art eingetragen: Das wird mir wohl noch so manche schlaflose Nacht bereiten, bis es völlig aus meinem Bewusstsein geschwunden ist. Glücklicherweise konnte ich den Befehl noch einmal hinausgeben, und das grosse Feuer entzündete sich noch rechtzeitig.

Keinen Augenblick zu früh. Denn die Armee zog sich bereits hinter die Lys zurück und von dort aus an die Küste. Allerdings nicht die gesamte Armee. Am Abend des 28. Teilte uns General

Prioux mit, dass er die Hoffnung aufgegeben habe, den Rückzug von wenigstens zwei seiner Divisionen zu bewerkstelligen, und deshalb beschlossen habe, selbst in Steenwerk zu bleiben, um hier den Feind zu erwarten. Er wollte nur einige wenige Offiziere bei sich behalten und forderte die meisten anderen von uns auf, sich nachts bis zur Küste durchzuschlagen und dort einzuschiffen. Kurz darauf suchte ich ihn noch einmal auf, um mir den Befehl von ihm bestätigen zu lassen, die Tankfahrzeuge zu entleeren, unbrauchbar zu machen und zurückzulassen. Das bedeutete, dass die Armee ihrer letzten Tropfen Benzin beraubt wurde, und eine solch schwerwiegende Entscheidung glaubte ich nicht allein auf mich nehmen zu können, obwohl sie sich eindeutig aus den übrigen Anordnungen ergab. Melancholisch schritt unser grosser Chef in der Vorhalle seines Hauses auf und ab: Welch trauriges Schicksal für einen Mann, der aus einem Kavalleriekorps, das er meines Wissens sehr ehrenvoll geführt hatte, abkommandiert worden war, um in letzter Minute die Führung einer in Auflösung begriffenen Armee zu übernehmen und an Stelle des für die Niederlage eigentlich Verantwortlichen in Gefangenschaft zu gehen!

Dann kehrte ich in unsere Villa zurück. Im Lauf des Tages hatte ich bereits, gemäss unseren Instruktionen, meine Archive verbrannt, darunter auch das Heft, in dem ich über meine gesamte Diensttätigkeit Tagebuch geführt hatte. Was gäbe ich darum, wenn ich jenes kostbare grüne Heft heute in Händen hielte! Auch meine persönliche Korrespondenz stopfte ich in den Küchenherd – denn es war uns verboten, uns mit unnötigem Gepäck zu belasten – und wählte einige wenige, besonders wertvolle oder nützliche Dinge aus, die ich in meiner Kiste mitnehmen wollte. Den grössten Teil davon vergass ich ohnehin. Immerhin konnte ich dabei meinen alten Arbeitsrock gegen ein besser erhaltenes Stück austauschen. Insofern war ich noch besser dran als der kommandierende General der Artillerie. Dieser verdiente Mann, der aus

vielleicht übertriebenem Ehrgefühl darauf bestanden hatte, bei General Prioux auszuharren, stand ohne seine Kisten da, die vorzeitig nach Dünkirchen expediert worden waren. Er besass nur noch den Rock, den er am Leibe trug, und der war am Ellbogen durchgescheuert. Darüber klagte er heftig: «In Gefangenschaft zu geraten mag ja noch angehen – aber in Lumpen!» Manchem mag das lächerlich erscheinen, aber ich finde, dass dieses Gefühl einer gewissen Noblesse nicht entbehrt.

Wir brachen also in der Nacht auf, in einem langen Konvoi, der sich langsam über belgisches Territorium voranbewegte, denn die französischen Landstrassen waren bereits abgeschnitten. Bei Tagesanbruch hatten wir nicht mehr als knapp zehn Kilometer zurückgelegt. Bis heute ist mir unerklärlich, wie es uns gelingen konnte, von der motorisierten Aufklärung des Feindes unbemerkt zu bleiben. Tatsache ist jedenfalls, dass ich, teils im Wagen, teils zu Fuss, am späten Vormittag in Hondshoote ankam. blieb noch das letzte Stück bis zur Küste. Gemeinsam mit Hauptmann Lachamp, den ich dort wiedertraf, versuchte ich, zum Tross der Benzintransporter aufzuschliessen, die lange vor uns zum angegebenen Sammelpunkt, Bray-les-Dunes, aufgebrochen waren. Wir versuchten es mit dem Wagen über die Strasse nach Furnes, stiessen aber bald auf bereits zerstörte Brücken und dann, auf der Hauptstrasse, in einen unvorstellbaren Stau von Lastwagen, die Stossstange an Stossstange in Dreierreihen standen. Hinter uns verlangte ein Panzeroffizier lautstark, man solle ihn durchlassen, da er in dringendem Auftrag unterwegs sei. Über eine Stunde lang bemühten wir uns, wenigstens eine Lücke zu schaffen. Ein Divisionsgeneral, der zufällig vorbeikam, fragte mich, was ich da machte. Nachdem wir ihn aufgeklärt hatten, fand er sich bereit, uns zu helfen, und tat das, wie man sagen muss, mit bemerkenswertem Eifer. Unsere vereinten Anstrengungen hatten schliesslich Erfolg. Doch inzwischen war es zu spät geworden, als dass

an eine Fortsetzung unseres Weges zu denken gewesen wäre, und wer sagte uns denn, dass wir weiter vorn nicht auf neue Hindernisse stossen würden? So blieb uns nichts anderes übrig, als un-
verrichteter Dinge nach Hondschoote zurückzukehren.

Von hier aus machten wir uns bei Anbruch der Nacht erneut auf den Weg. Diesmal gingen wir zu Fuss und wählten einen direkteren Weg: Ein Fussgänger konnte auch dort durchkommen, wo ein Auto nicht die geringste Chance gehabt hätte. Es war ein scheusslicher Marsch, zumindest während der letzten zehn Kilometer, als wir über wahre Berge von Lastwagen klettern mussten, die in der immer dichteren Finsternis kaum zu erkennen waren. Der Fuhrpark war tatsächlich in Bray eingetroffen. Hier fand ich Unterschlupf in einem verlassenem Haus und sogar etwas zu trinken. Unglücklicherweise – und die Ärzte des nahegelegenen Hospitals von Zuydcoote wussten ein Lied davon zu singen – gab es in dieser ganzen Küstengegend, deren Hinterland salzwasserhaltige Marschen und Polder bildeten, aufgrund der unterbrochenen Kanalisationen damals so gut wie kein Trinkwasser. Das Einzige, was wir hatten, um unsern Durst zu löschen, war ein Glas Champagner. Wieviel wohler hätte meiner Kehle ein guter Schluck aus einer frischen Quelle getan!

Nachdem die Armee als solche nicht mehr existierte, war auch ich aller Stabsaufgaben enthoben. Aber ich musste mich noch um meine Leute kümmern. Zwar unterstanden weder das Benzinlager noch die Tankzugkompanien meinem Kommando. Doch angesichts der engen Zusammenarbeit, die mich mit diesen braven Leuten verbunden hatte, fühlte ich mich nicht berechtigt, für mich selbst zu sorgen, ehe ich nicht ihre Einschiffung sichergestellt hatte. Das nämlich war die einzige Frage, die jeden von uns beschäftigte: von dieser verfluchten Küste wegzukommen, ehe der Feind die letzten Verteidigungslinien durchbrochen hatte; sich

der Gefangenschaft auf dem einzigen Wege zu entziehen, der noch frei war, nämlich über das Meer. Ein regelrechtes Fluchtfieber hatte all diese Männer gepackt, die sich, inzwischen nahezu unbewaffnet, zu Massen an den Stränden drängten und mit ansehen mussten, wie die Engländer – vor ihnen – in See stachen. Am 30. war ich fast den ganzen Tag über damit beschäftigt, meinen Schutzbefohlenen einen festen Platz auf einer der Abfahrtslisten zu verschaffen. Zunächst verbrachte ich einen Teil des Vormittags in Bray-les-Dunes, wo ein heilloses Durcheinander herrschte: Soldaten, die nach ihren Einheiten fahndeten, dazwischen Lastwagen, chauffiert von irgendwelchen Gelegenheitsfahrern, die sie manchmal nach einigen hundert Metern wieder stehenliessen. Einmal mehr betätigte ich mich als Verkehrslenker, indem ich mich, wenn auch ohne grossen Erfolg, bemühte, die hilflosen Gendarmen, die sich absurderweise mitten auf den Strassenkreuzungen zu Grüppchen versammelten, zu wirksamerem Eingreifen zu bewegen. Meinen nächsten Auftritt hatte ich im «Papagei», einer Kneipe an der belgischen Grenze, die für wenige Stunden Sitz eines ephemeren Bezirkskommandos war; und endlich in Malo-les-Bains, wo ich den grössten Teil meines 4. Büros wiederfand. Die Nacht verbrachte ich biwakierend in den Dünen. Deutsche Granaten skandierten unseren Schlummer. Glücklicherweise beharkten diese gründlichen Kanoniere immer nur denselben Punkt, links vom Bahnhofshotel von Malo. Bei den ersten Salven gab es zahlreiche Opfer. Daraufhin zog sich alles aus dieser Gefahrenzone zurück oder durchquerte sie im Laufschrift. Wäre der Beschuss weniger präzise gewesen, welches Massaker hätte er ange richtet unter uns, dort in unseren Dünen!

Am nächsten Morgen hatte ich endlich die Gewissheit, dass meine Leute sich einschiffen würden. Wie hätte ich ahnen können, dass eine Bombe ihr Schiff versenken würde? Die meisten von ihnen – leider nicht alle! – konnten indes wieder aufgefischt

werden. Fortan gab es also nichts mehr, was mir untersagt hätte, mich um mein eigenes Schicksal zu kümmern. Unser ehemaliger stellvertretender Stabschef, der uns jetzt kommandierte, hatte es nicht sonderlich eilig damit, seine Adjutanten ziehen zu lassen. Immerhin gestattete er mir, mich auf eigene Faust durchzuschlagen. Die Wortwahl stimmte mich skeptisch. Hiess das, ich sollte einem anderen den Platz wegnehmen? Glücklicherweise erhielt ich, zusammen mit zwei weiteren Kameraden, dank der Freundlichkeit des Kavalleriekorpskommandeurs am frühen Nachmittag einen regulären Marschbefehl. Wir brauchten nur noch das Schiff zu suchen, das uns zugewiesen worden war.

Aufgrund einer missverständlichen Auskunft mussten meine beiden Weggefährten und ich Dünkirchen zweimal durchqueren, einmal von Ost nach West und dann in umgekehrter Richtung. Noch immer sehe ich die zerstörte Stadt deutlich vor mir: die durchlöcherten Fassaden, aus denen Rauchschwaden stiegen, und die Strassen, in denen Fetzen menschlicher Körper herumlagen, die man kaum noch als Leichen bezeichnen konnte. In den Ohren klingt mir immer noch das unvorstellbare Getöse, das, dem Finale einer grossen Oper gleich, unsere letzten Minuten an den Küsten Flanderns mit seinen Klängen erfüllte: Krachen von Bomben, krepierende Geschosse, Rattern der Maschinengewehre, Feuer der Luftabwehr und, um die Symphonie im Takt zu halten, der Dauerrhythmus der Bordkanonen. Und doch sind es gar nicht so sehr diese Bilder des Schreckens und der Gefahr, die meine Erinnerung an den Tag des 31. Mai am nachhaltigsten geprägt haben. Vor mir sehe ich vor allem den Moment, als wir von der Mole ablegten. Ein wunderbarer Sommerabend hatte das Meer in seinen Glanz getaucht. Ein Himmel von purem Gold, der ruhige Spiegel des Wassers, die aus der brennenden Raffinerie aufsteigenden schwarzen und fahlen Schwaden, die sich über der Küste zu Arabesken von solcher Schönheit wanden, dass man darüber

ihren tragischen Ursprung vergass, ja sogar der orientalischemärchenhafte Name auf dem Heck unseres Schiffes: *Royal Daffodil* – alles in dieser Atmosphäre der ersten Minuten auf See schien sich dazu verschworen zu haben, die egoistische und überwältigende Freude eines Soldaten, der der Gefangenschaft entronnen war, noch zu steigern.

Unserer Landung in Dover schloss sich eine ganztägige Eisenbahnfahrt durch den Süden Englands an. Ich erlebte sie wie in einem lang anhaltenden Trancezustand, nur hie und da unterbrochen von zusammenhanglosen Empfindungen und Bildern, die, Traumepisoden gleich, kurz ins Bewusstsein drangen, um alsbald wieder zu entschwinden: der Genuss, die mit Schinken und Chester belegten Sandwichs hinunterzuschlingen, die uns durch die Wagentür entgegengestreckt wurden, mal von «Girls» in bunten Kleidern, mal von Priestern mit derselben Würde, als teilten sie die Kommunion aus; der leicht süßliche Duft der Zigaretten, die uns genauso verschwenderisch angeboten wurden; die Säure der Limonaden, der fade Geschmack eines mit zu viel Milch verdünnten Tees; liebliches Grün von Rasenflächen, Parklandschaften, Türme von Kathedralen, Hecken und Felsen in Devon; Hurrageschrei von Kindern, die sich an Bahnübergängen aufgestellt hatten. «Wirklich ganz reizende Leute!» sagten meine Kameraden angesichts der Aufmerksamkeiten. Gegen Abend schifften wir uns aufs Neue in Plymouth ein – diesmal nahm uns ein französischer Passagierdampfer an Bord –, um im Morgengrauen vor Cherbourg vor Anker zu gehen. Dort mussten wir zunächst lange Stunden auf Reede liegen. «Wissen Sie», klärten uns die Bordoffiziere auf, «die Herren von der Marinepräfektur pflegen nicht vor neun Uhr ins Büro zu kommen.» Das militärische Frankreich der Etappe hatte uns wieder. Keine Hochrufe mehr, keine Sandwichs und auch keine Zigaretten. Stattdessen ein ziemlich offizieller, nüchterner und ein wenig misstrauischer Empfang an Land;

zum Ausruhen ein unwirtliches, verdrecktes Lager, in dem einzig und allein ein paar Damen vom Roten Kreuz einen Hauch von Wohlwollen verbreiteten. Nach einer weiteren Rütteltour in unbequemen Eisenbahnwaggonen erreichten wir schliesslich mitten in der Nacht Caen, wo uns niemand zu erwarten schien, wo es aber immerhin gute Hotels und sogar Badezimmer gibt.

Wie man versuchte, aus den Überresten einer Armee noch etwas halbwegs Brauchbares zu schaffen, wie und warum das nicht gelang, über diese wahrhaft traurige Geschichte wird künftig noch nachzudenken sein. Nach einem ziemlich langen Aufenthalt in der Normandie landeten wir am 16. Juni in Rennes. Die 1. Armee existierte nicht mehr. Doch ihr Stab oder das, was davon noch übrig war, wurde dem General unterstellt, der die «Gruppierung» befehligte, die man, wie es hiess, zur Verteidigung der Bretagne aufgestellt hatte. Am 17. wurde Rennes aus der Luft bombardiert. Wir lagen weit ausserhalb der Abwurfzone, und nur einmal liess mich die ungeheure Erschütterung, die durch die Explosion eines doch weit entfernten Sprengstofflagers verursacht wurde und die so stark war, dass selbst in unserer unmittelbaren Nähe die Fensterscheiben zu Bruch gingen, einen Augenblick lang an meiner Fähigkeit, Entfernungen abzuschätzen, zweifeln, doch ich fasste mich schnell wieder. Ich musste an den Ausspruch des lateinischen Dichters denken: «Süss ist es, dem Unwetter zu lauschen, dieweil man am ruhigen Gestade sitzt.» Ein banales Zitat, ein vielleicht verabscheuungswürdiges Geständnis. Und doch: Welcher Soldat, der auf eine Gefahr horcht, von der er weiss, dass sie ihm selbst nichts anzuhaben vermag, hat nicht schon im tiefsten Innern jene animalische Erleichterung verspürt?

Am Morgen des 18. verbreitete sich das Gerücht, der Feind sei im Anmarsch. Unser Büro lag an einem Boulevard im oberen Teil der Stadt. Von seiner gegenüberliegenden Seite führte eine Strasse ins Stadtzentrum hinunter. Dort hatte meine Ordonnanz Quar-

tier bezogen. Gegen elf Uhr vormittags begab ich mich zu ihm und wies ihn an, schnell meine Koffer zu packen. Nachdem ich ihn verlassen hatte, ging ich die Strasse wieder hinauf. Da sah ich, dass auf dem Boulevard, also zwischen meinem Büro und mir, eine deutsche Kolonne marschierte. Es fiel kein einziger Schuss. Französische Soldaten und Offiziere schauten einfach zu. Später erfuhr ich, dass die Deutschen, wenn sie zufällig einem bewaffneten Soldaten begegneten, ihn lediglich zwangen, sein Gewehr zu zertrümmern und seine Patronen wegzuworfen. Ich war seit Langem finster entschlossen, alles daranzusetzen, mich nicht gefangennehmen zu lassen. Wäre ich mir noch irgendwie nützlich vorgekommen, hätte ich, so hoffe ich, den Mut besessen, auf meinem Posten zu bleiben. Wo aber nicht mehr der geringste Widerstand geleistet wurde, war es offensichtlich, dass meine Funktion jeden Sinn verloren hatte bzw. dass mir nur ein einziges Mittel blieb, meinem Land und den Meinen weiterhin in irgendeiner Weise zu dienen: Ich musste entkommen, ehe die Falle endgültig zuschnappte.

Ein Fluchtversuch in Richtung Westen schied von vornherein aus, denn selbst, wenn ich überhaupt noch eine passierbare Strasse entdeckt hätte, wäre ich schon bald in die Sackgasse der Halbinsel geraten. Nicht anders nach Süden hin, denn die Aussicht, über die Loire zu kommen, war nicht gross. So zumindest meine Überlegung in dieser Situation. Inzwischen weiss ich, dass die Deutschen wider mein Erwarten Nantes erst am nächsten Tag besetzten. Aber hätte ich es geschafft, diese Stadt zu erreichen? Und wie? Manchmal ist mir auch in den Sinn gekommen, dass ich vielleicht in Brest Mittel und Wege gefunden hätte, mich nach England einzuschiffen. Aber hätte ich mich berechtigt gefühlt, auf unbestimmte Zeit ins Exil zu gehen und meine Kinder zurückzulassen? Wie auch immer, nachdem ich einige Minuten lang auf dem Trottoir der ansteigenden Strasse nachgedacht hatte, ent-

schied ich mich für die Möglichkeit, die mir am einfachsten und mithin am sichersten erschien. Ich kehrte in mein Quartier zurück. Dort zog ich meinen Uniformrock aus; meine Hose aus grobem Leinen wirkte nicht sonderlich militärisch. Mein Vermieter, der sich ebenso wie sein Sohn in dieser Situation als sehr beherzt erwies, war sogleich bereit, mir ein Jackett und eine Krawatte zu leihen. Dann ging ich, nachdem ich mich mit einem meiner Freunde in Rennes, einem Professor, in Verbindung gesetzt hatte, in ein Hotel und liess mir ein Zimmer geben. Da man sich meines Erachtens nirgends besser verstecken kann als hinter der eigenen Person, trug ich auf dem Anmeldeformular meinen wirklichen Namen und meinen richtigen Beruf ein. Angesichts meiner grauen Haare war ich überzeugt, dass niemand hinter dem Akademiker den Offizier vermuten würde. Es sei denn, die «Kommandantur» käme auf die Idee, die Melderegister der Hotels mit den Namenslisten der Armee zu vergleichen. Doch daran scheint man nie gedacht zu haben. Offenbar war der Bedarf unserer Herren an Kriegsgefangenen bereits gestillt.

So verbrachte ich etwa zwölf Tage in Rennes. Ständig fand ich mich in Berührung mit deutschen Offizieren, sei es auf der Strasse, im Restaurant, ja sogar im Hotel. Und jedesmal war ich aufs Neue zwischen den unterschiedlichsten Empfindungen hin und her gerissen: einerseits der stechende Schmerz, mit ansehen zu müssen, wie sich in den Städten meines Landes der Eroberer breitmachte; dann wieder die Verwunderung über das friedliche Nebeneinander mit Männern, denen ich wenige Tage zuvor nur mit gezogenem Revolver begegnet wäre; schliesslich die boshafte Freude, die es mir bereitete, diesen Herren, ohne dass sie es ahnten, ein Schnippchen zu schlagen. Freilich war diese Befriedigung nicht ganz ungetrübt. Es hat nach meinem Empfinden immer etwas Störendes, mit Verstellungen zu leben. Zwar hätte diese wohl auch vor den strengsten Moralisten Gnade gefunden,

aber dennoch wunderte es mich zuweilen, mit welcher Konsequenz es mir gelang, sie aufrechtzuerhalten.

Nachdem die Zugverbindungen wiederhergestellt waren, fuhr ich zunächst nach Angers, wo ich Freunde habe, und von dort aus weiter nach Guéret zu meiner Familie. Eine Schilderung dieser Glücksmomente des Wiedersehens wird man hier vergeblich suchen. Viel zu sehr bewegen sie mich, als dass ich darüber sprechen könnte. So bedecke sie der Mantel des Schweigens.

Aus dem bisher Gesagten lässt sich somit der Umfang meiner militärischen Erfahrungen erkennen. Ich meine in diesem letzten Krieg; denn der vorangegangene soll hier nur als Hintergrund dienen. Ich habe an der Arbeit und am Leben ziemlich hoher Stäbe teilgenommen. Gewiss habe ich nicht alles erfahren, was hier vor sich ging. Bisweilen ist es sogar vorgekommen, dass ich, wie man sieht, nicht einmal über die für meinen eigenen Aufgabenbereich nötigsten Informationen verfügte. Aber ich habe tagtäglich die Methoden und die Menschen beobachten können. Den eigentlichen Kampf hingegen habe ich selbst nie aus unmittelbarer Nähe miterlebt. Zur kämpfenden Truppe hatte ich nur selten Kontakt. Was diese Seite angeht, bin ich also weitgehend auf Zeugnisse anderer angewiesen, die mir aber aufgrund meiner Stellung zugänglich waren und die ich zu beurteilen vermochte. Zwar kann das weder die Authentizität noch das sinnliche Erlebnis der unmittelbaren Beobachtung ersetzen, doch es reicht aus, gewisse Überlegungen zu rechtfertigen. Ohnehin kann niemand von sich behaupten, er habe alles gesehen oder alles erfahren. Jeder möge freimütig sagen, was er zu sagen hat; aus der Konvergenz der verschiedenen aufrichtigen Aussagen wird sich die Wahrheit ergeben.

Anmerkungen

¹ *Anmerkung zur französischen Ausgabe von 1990:* Nachfolgend die Wiedergabe eines ursprünglich in Jiddisch geschriebenen Briefs des Urgrossvaters von Marc Bloch; die Richtigkeit der französischen Übersetzung wurde von N. Tsatskin, vereidigter Gerichtsdolmetscher im Département Seine, am 13. Oktober 1941 bestätigt.

«An den Citoyen Wolf Bloch, ansässig zu Wintzenheim, Bezirk Colmar, Département Haut-Rhin, über Colmar.

[...]

Mainz, Donnerstag, am 5. Tag des Monats Tamuz des Jahres 5554 (Juni 1793). Einen Gruss meinem sehr lieben Herrn Vater, geheissen Wolf, einem Manne von bedeutendem Ruf, sowie meiner lieben Mutter, seiner würdigen Gattin Saralé (Sarah), denen Gott ein langes Leben bescheren möge.

Ich will nicht versäumen, Euch mitzuteilen, dass ich bei guter Gesundheit bin; möge es dem Ewigen gefallen, dass es Euch ebenso ergehe auf lange Jahre. [Es folgen zwei unleserliche Zeilen.] Wir waren die ersten – die Freiwilligen, und die Deutschen haben das Feuer auf uns eröffnet. Wie haben wir da vor Schrecken gezittert... und [zwei unleserliche Wörter] das hat uns zehntausend [?] Mann gekostet. Und dieses Mal war es nicht ein einziger, sondern [mehrere unleserliche Wörter]. Dass ich dabei unverehrt blieb, habe ich gewiss Euren guten Taten und denen unserer Ahnen zu verdanken. Ihr könnt Euch vorstellen, in welchem Zustand wir uns befanden. [Es folgen mehrere unleserliche Zeilen] Ich muss Euch berichten, dass uns in zwei Dörfern die Leute Bier und Brot anboten. Wir konnten hier nicht länger verweilen, denn wir haben mit Eifer die Höhen von Mainz gestürmt. Ich hätte mir nicht gewünscht, Ihr wäret dabei gewesen. Und Gott, gepriesen sei Sein Name, hat uns den richtigen Weg gewiesen. Möge Er stets die Juden vor allem Unglück bewahren.

Wir liegen vor Mainz. Nicht alle von uns durften in die Stadt hinein. Heute sind wir dort mit unserem Hauptmann promeniert und haben uns Halstücher gekauft. Wenn sie jemand verdient hat, dann wir.

Wir hoffen, dass wir, so Gott uns erhört und uns gestattet, nach Hause zurückzukehren, nicht mit leeren Händen kommen werden. Wenn wir auch kein Geld haben, so fehlt es uns doch nie an Läusen; doch Gott sei Dank benötige ich kein Geld. Ich kann Euch mitteilen, dass wir, während Ihr unsere Gärten [zwei unleserliche Wörter], hier Gärten haben. Solch hübsche gibt es in Colmar nicht. Wir hausen nicht übel darin. Jeden Tag

reissen wir Erbsen, Zwiebeln und schöne grüne Spargel [?] aus. Wir können sie gar nicht verwenden. Ich wollte, Ihr hättet sie. Auch muss ich Euch sagen, dass ich hier viele Israeliten kenne, denen es an Fleisch fehlt. Wir können auf Fleisch verzichten. So Gott will, werden wir bald zurückkehren [*drei unleserliche Zeilen*], und dann wird sich alles zum Besseren wenden.

Wenn wir wieder daheim sind, werden wir Euch alles aufs Genaueste berichten. Ihr werdet bald wieder von mir hören. Inzwischen dürft Ihr Euch keine Sorgen machen.

Ich hoffe, bald eine Antwort von Euch zu erhalten, so Gott will. Spart nicht an den Kosten für die Post, denn auch ich spare nicht daran. Meine Adresse könnt Ihr diesem Brief entnehmen.

Getschel, Sohn von WOLF BLOCH

Herzliche Grüsse auch an meine Brüder Abram, Aron und Herzelé und Vogel; sie sollen mir alle schreiben. Herzliche Grüsse an meinen Schwager Mayer Hersch sowie an meine Schwester Frau Gitel, denen Gott ein langes Leben schenken möge, und Grüsse an alle guten Freunde.»

Anmerkung des Übersetzers: «Das Original befindet sich in schlechtem Zustand, so dass manche Passagen kaum oder gar nicht zu lesen sind.»

² Die Auszeichnung erfolgte auf Anordnung des Armeekorps (Juli 1942).

Die Aussage eines Besiegten

Wir haben soeben eine verheerende Niederlage erlitten. Wer trägt die Schuld daran? Das parlamentarische Regime, die Truppe, die Engländer, die fünfte Kolonne, antworten unsere Generäle. Mit einem Wort: alle ausser ihnen. Wieviel weiser war da doch der alte Joffre! «Ich weiss nicht», sagte er, «ob ich die Marneschlacht gewonnen habe. Aber eines weiss ich sicher: Hätten wir sie verloren, wäre es mein Fehler gewesen.» Was er damit sagen wollte, war, dass ein Befehlshaber für alles verantwortlich ist, was unter seinem Kommando passiert. Dabei spielt es kaum eine Rolle, ob nun jede einzelne Entscheidung auf ihn selbst zurückgeht, ob er von jeder einzelnen Aktion Kenntnis besitzt. Da er der Chef ist und diese Funktion akzeptiert hat, muss er auch die Verantwortung für das Ergebnis tragen, im Guten wie im Schlechten. Jene grosse Wahrheit, die dieser einfache Mann auf so einfache Weise formulierte, ist heute gültiger denn je. Nach Einstellung der Feindseligkeiten gab es in meiner Umgebung kaum einen Offizier, der daran zweifelte: Wie immer man die tieferen Ursachen dieser Katastrophe beurteilen mochte, die unmittelbare Ursache – die als solche zu analysieren sein wird – war die Unfähigkeit der militärischen Führung.¹

Ich fürchte, diese Äusserung wird durch ihre Rücksichtslosigkeit viele, die sich an eingewurzelte Vorurteile halten, vor den Kopf stossen. Denn fast unsere gesamte Presse und der Akademismus in unserer Literatur haben in der öffentlichen Meinung unseres Landes den Kult des Konformismus verbreitet. Ein General ist von Natur aus ein grosser General, und wenn er seine Armee in die Katastrophe geführt hat, dann kommt es vor, dass man ihn dafür mit dem Band der Ehrenlegion belohnt. Indem man

so die schlimmsten Fehler schamhaft verschleiert, glaubt man vermutlich, sich das Vertrauen der Nation erhalten zu können; in Wirklichkeit tut man nichts anderes, als unter den Empfängern der Befehle eine gefährliche Irritation zu erzeugen. Aber es steckt mehr dahinter, auch Ehrenwertes.

Das Verhältnis zwischen den Staaten und ihren militärischen Führern scheint einem eigenartigen historischen Gesetz zu gehorchen. Sind letztere siegreich, bleiben sie fast immer von der politischen Macht ausgeschlossen; sind sie hingegen geschlagen, wird ihnen diese von eben dem Lande anvertraut, dem zum Triumph zu verhelfen sie unfähig waren. Sowohl Mac-Mahon als auch Hindenburg wurden, trotz Sedan und trotz dem Zusammenbruch von 1918, an die Spitze der Regimes berufen, die aus ihren Niederlagen hervorgegangen waren; und es waren nicht der Pétain von Verdun oder der Weygand von Rethondes*, die Frankreich an seine Spitze gestellt hat. Natürlich weiss ich wohl, dass derlei Entscheidungen nicht ausschliesslich von Spontaneität diktiert sind. Gleichwohl verbirgt sich hinter ihnen eine Art Psychose des kollektiven Empfindens. In den Augen besieger Völker symbolisieren diese mit Orden und Medaillen übersäten Uniformen – neben den auf dem Schlachtfeld erbrachten Opfern – den Glanz der Vergangenheit und vielleicht auch der Zukunft. Ich glaube, einer Meinung, die die Wahrheit verletzt, sollte man in jedem Fall entschieden entgegnetreten. Mit Pascal finde ich jenen Eifer merkwürdig, «der sich wider diejenigen erzürnt, welche öffentliche Fehler brandmarken, und nicht wider diejenigen, welche sie begehen». An anderer Stelle hat er geschrieben: «Die Heiligen haben nie geschwiegen.» Das ist keine Devise für die Zensur. Dennoch sollte jeder sie bedenken, der sich, ohne deswegen

* Als Stabschef des Marschalls Foch war Weygand mitverantwortlich für den Abschluss des Waffenstillstandsabkommens mit Deutschland, das am 11. November 1918 bei Rethondes im Wald von Compiègne unterzeichnet wurde. *A.d.Ü.*

gleich ein Heiliger sein zu wollen, um die schlichte Moral des ehrlichen Mannes bemüht. Soweit aber das Gefühl aufrichtig ist, wird man ihm nicht ohne einen Anflug von Bedauern widersprechen.

Ich sprach soeben von der «militärischen Führung». Doch kaum ist mir das Wort aus der Feder geflossen, da empört sich auch schon der Historiker in mir über eine solche Formulierung. Denn es gehört zum ABC unseres Handwerks, dass wir diese grossen abstrakten Begriffe meiden und uns darum bemühen, einzig und allein die konkreten Realitäten aufzuspüren, die sich hinter ihnen verbergen, nämlich die Menschen. Die Fehler der militärischen Führung waren im Wesentlichen diejenigen einer bestimmten Gruppe von Menschen.

Mit den grossen Chefs hatte ich nur wenig zu tun, dazu waren mein Dienstgrad und meine Aufgaben zu bescheiden. Der einzige, den ich bisweilen aus der Nähe erleben konnte, war General Blanchard. An ihn erinnere ich mich vor allem als an einen sehr wohlherzogenen Mann. Das letzte Mal, dass er mir die Ehre erwies, mich anzusprechen, war, als wir uns nach meiner Rückkehr aus Flandern in der Normandie begegneten. In verbindlichem Ton sagte er zu mir: «Na, Sie haben dieses Abenteuer also auch unbeschadet überstanden.» Eine reichlich ungenierte Formulierung, wie ich fand. «Preisen wir unsere glückliche Zukunft!» ruft auch Félix in der letzten Szene von Corneilles *Polyeucte* aus. Was Voltaire zu dem Kommentar veranlasste: «Nachdem er soeben seinem Schwiegersohn den Hals abgeschnitten hat, klingen diese Worte ein wenig lächerlich.» Bei dem Abenteuer in Flandern hatte Blanchard seinerseits mehr als die Hälfte seiner Armee verloren und als freiwilligen Gefangenen neben seinem Stabschef auch den Offizier, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zurückgelassen. Doch ich weiss, dass man einen Menschen nicht aufgrund einer beiläufigen Bemerkung beurteilen darf. Im Château d'Attiches war ich eines frühen Morgens herbeigeholt

worden, um den britischen Generalstab anzurufen, und musste deshalb mehr als eine Stunde im Arbeitszimmer des Generals zubringen: wortlos, fast ohne eine Geste, in tragischer Reglosigkeit versunken, starrte er fortwährend auf die zwischen uns liegende Karte, als suchte er hier die Entscheidung, zu der er sich nicht durchringen konnte. In Attiches war es auch, wo ich, ganz unbeabsichtigt, einige Worte aus seinem Munde aufschnappte, auf die ich noch zurückkommen werde. Insgesamt aber habe ich ihn eigentlich nur aufgrund seiner Handlungen als Befehlshaber kennengelernt. Wieweit diese nun in seiner persönlichen Verantwortung lagen oder in derjenigen seiner Umgebung, vermag ich nur schwer einzuschätzen.

Weit vertrauteren Umgang hatte ich selbstverständlich mit den Kreisen der Staboffiziere, meinen unmittelbaren Vorgesetzten oder Kameraden, in der Mehrzahl Aktive und Absolventen der Kriegsakademie.

Tatsächlich ging diese Vertrautheit so weit, dass ich von vornherein gegen die Versuchung gefeit bin, hier ein Porträt des Staboffiziers per se zeichnen zu wollen, ein Porträt, das natürlich ganz willkürlich wäre. Gehe ich mit geschlossenen Augen meine Erinnerungen durch, so sehe ich vor meinem inneren Auge eine Galerie von Figuren mit ganz individuellen Zügen: die einen, die ich stets nur belächeln können, die anderen, deren ich mich gern erinnere.

Hauptmann B. vom 3. Büro, der seinen leeren Kopf hoch erhoben trug, wirkte ewig so, als wollte er seine Bücherweisheit, die er einst im Taktikunterricht erworben hatte, wie ein Sakrament den Massen zur Verehrung darbieten. Hauptmann X., einer aus unserem Büro, ein Held des Mauls, nicht des Gefechts, hatte es innerhalb weniger Monate geschafft, sich den Hass der gesamten Schreiberschaft zuzuziehen, die er aufgrund einer angeborenen Berufung zum Befehlen glaubte «auf Trab bringen» zu müssen: Wie wurde hinter seinem Rücken gelästert, wenn er sich im

Souterrain zum Schlafen legte! Wie anders als diese Aufschneider war da unser lebenswürdiger Kasinooffizier, so dienstbereit, so unauffällig tapfer, so unaufdringlich effizient in seinen Aufgaben als Adjutant des Bürochefs, dann als Verbindungsoffizier, und dem ich wirklich nur eines vorzuwerfen habe: den Anfall von Mutlosigkeit oder physischer Depression, der ihn, als seine Träume von einem Bilderbuchkrieger zerrannen, eines Abends in der dumpfen Atmosphäre von Steenwerk dazu verleitete, sich unnützerweise gefangennehmen zu lassen. Wie sehr muss er gelitten haben, dass es so weit mit ihm kommen konnte – und wieviel mehr noch, als er aus irgendeiner deutschen Zeitung vom Waffenstillstand erfuhr! Die eben Genannten wussten wir schon zur Zeit von Bohain richtig einzuschätzen. Aber die heisse Phase des Feldzugs sollte uns noch so manche Offenbarung nach der einen oder anderen Seite hin bescheren.

Da war etwa jener höhere Offizier, der bereits am Krieg 1914-1918 teilgenommen und sich damals ein paar schöne Auszeichnungen erworben hatte. Neben seinen gewiss nicht zu unterschätzenden Qualitäten lernten wir bald auch seine katastrophalen Schwächen kennen: seinen Sinn für das Konkrete, aber auch seine Unordnung; seine Fähigkeit zur geschickten Improvisation, aber auch seinen Abscheu gegen jede Vorausplanung; seine Freundlichkeit, aber manchmal auch seine mangelnde Offenheit. Wie hätten wir ahnen können, dass er im Einsatz völlig versagen würde? Ehrlich gesagt glaube ich heute, dass wir ihm damals Unrecht getan haben. Die Art von Nervosität, die er an den Tag legte und die ihren Erscheinungsformen nach der Angst so ähnlich sieht, legten wir ihm böswillig als Feigheit aus; dabei war sie doch vor allem intuitive Vorahnung der drohenden Katastrophe, Beklemmung angesichts einer übergrossen Verantwortung, auch übertriebene Sentimentalität: Hatte er mir nicht in Attiches gestanden, er bringe es nicht über sich, diejenigen seiner Mitarbeiter zu bestimmen, welche auf dem Posten ausharren sollten, der als

der exponierteste galt? Eins aber ist sicher: Abgestumpft durch die Jahre seiner Büro- und Lehrtätigkeit, hatte dieser Berufssoldat die Befähigung zu einem Chef – mit allem, was dieses Wort an Selbstbeherrschung und gebieterischer Strenge impliziert – vollständig eingeübt.

Mit welchem Vergnügen rufe ich mir andererseits die hochgewachsene, blonde Gestalt jenes hochgeschätzten Artilleriehauptmanns in Erinnerung, der während der verworrenen Stunden von Attiches und Steenwerk in herausgehobener Stellung das Kommando über unser Büro führte! Zuvor in Bohain, wo er die Transportstaffel unter sich gehabt hatte, hatten wir ihn für einen Pedanten und bisweilen launischen Menschen gehalten. Er machte keinen besonders geistreichen Eindruck, und als passionierter Reiter, der er war, brüstete er sich gern damit, die intellektuelle Arbeit zu verachten. Die Offenheit, mit der er, notfalls auch gegenüber Vorgesetzten, die Standpunkte vertrat, die er für richtig hielt, gewann ihm Anerkennung, doch seine Querköpfigkeit ging einem auf die Nerven. Mit seiner Vorliebe für skatologische Scherze, die vielleicht ein wenig aufgesetzt war, langweilte er die weniger Prüden. Er entstammte der Grossbourgeoisie, und seine politischen, gesellschaftlichen und – vermutlich – auch rassischen Vorurteile waren meiner eigenen Weltanschauung diametral entgegengesetzt. Wir pflegten korrekten Umgang miteinander, das heisst, wir begegneten einander ohne übertriebene Herzlichkeit.

Dann kam der Nordfeldzug. Als nichts mehr zu retten war, bestimmte auf Anweisung von General Prioux jedes Büro einen Offizier, der mit ihm zusammen den Feind erwarten sollte. Wie bereits gesagt, war T. damals unser Chef. In dieser Eigenschaft, so beschied er uns, komme er allein für diesen Opfergang in Frage. Im Übrigen vertrat er die sehr dezidierte Auffassung, dass es keinesfalls zu den Ehrenpflichten eines Soldaten gehöre, sich widerstandslos in eine unnötige Gefangenschaft zu begeben, weshalb

er sich, wie er mir später anvertraute, am darauffolgenden Abend in Lauerstellung vor ein Heckenloch legte, durch das er bei Ankunft der Deutschen mit gezogenem Revolver zu springen gedachte, um sich ihrem Zugriff zu entziehen. Gewiss hätte er es versucht, wäre nicht im letzten Moment ein unerwarteter Zwischenfall eingetreten, der ihm seine Bewegungsfreiheit zurückgab. In der Nacht tauchte plötzlich der kommandierende General des 4. Korps in der Stabsstelle auf; da fast allen ihm unterstehenden Einheiten der Rückzug über die Lys abgeschnitten war, hatte er beschlossen, sich dem Befehlshaber der Armee anzuschliessen und sein Schicksal zu teilen. Unser Kasinooffizier, der ihm als Verbindungsoffizier diente, begleitete ihn. Wie bereits erwähnt, lehnte dieser arme Kerl es ab, die ihm gebotene Chance zu nutzen und sich zur Küste durchzuschlagen. Seine Selbstaufgabe rettete T. Denn der General hatte ja nur einen Gefangenen vom Dienst pro Büro angefordert. T. erhielt die Erlaubnis zu gehen. Zu unserer freudigen Überraschung tauchte er am nächsten Morgen mit nur unwesentlicher Verspätung an unserem ersten Treffpunkt unweit von Hondschoote auf, und zwar auf einem schönen neuen Fahrrad, das er unterwegs in den verlassenen Strassen von Bailleul aufgegebelt hatte. Wir beide aber hatten uns schon am Vorabend voneinander verabschiedet. Wir waren beide einigermassen bewegt; es gab etwas zwischen uns, das wir in dieser Situation nicht aussprachen, etwa dass wir uns früher gegenseitig verkannt hätten und dass wir dies sehr bedauerten; solche Dinge lassen sich schlecht sagen; es genügt, dass man sie gemeinsam empfindet. Heute hat uns das Leben voneinander getrennt. In diesem Augenblick, da ich schreibe, weiss ich nicht einmal, ob er überhaupt noch am Leben ist. Sollten sich unsere Wege jemals wieder kreuzen, so würden wir, fürchte ich, erneut in Gegensatz zueinander geraten. Wenn auch nicht in derselben Weise wie vorher. Mir jedenfalls wäre es unmöglich, diese wenigen von menschli-

cher Elektrizität geladenen Minuten im Garten von Steenwerk aus meinem Gedächtnis zu löschen.

Ebenso wenig wie das, was ihnen vorausgegangen war und zugrunde lag. Zu den Vorzügen des Tatmenschen gehört es, dass im Handeln seine Mängel verblassen, während Tugenden, die bis dahin schlummerten, sich plötzlich mit unerwarteter Vehemenz Bahn brechen. Für eben diese Metamorphose lieferte unser Kamerad ein beeindruckendes Beispiel. Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit waren ihm schon immer eigen gewesen, nun aber gab er es auch auf, sich an Kleinigkeiten zu klammern, und seine Neigung zum Widerspruch verschwand. Stets bereit, eine Auskunft oder eine Anweisung zu erteilen, war er der echte Chef, der es verstand, den Befehlsempfängern die nötige Freiheit zu lassen, und der doch gleichzeitig die Gesamtverantwortung übernahm. Er war geduldig, blieb in den widrigsten Situationen gelassen und schonte sich selbst so wenig, wie er auf die Erschöpfung der anderen Rücksicht nahm. Und dazu seine kameradschaftliche Art! Ein wahrer Mann hatte sich mir offenbart.

Allein, es gibt keine Gruppe von Menschen, in der die Individuen alles wären. Erst recht werden ihre persönlichen Eigenheiten verschwimmen, sobald sie einer festgefügtten Gemeinschaft angehören. Eine Grundausbildung, die für jeden Einzelnen nach mehr oder weniger ähnlichem Muster abläuft, die Ausübung ein und desselben Berufs oder die Unterwerfung unter gemeinsame Lebensregeln sind vielleicht nicht einmal die stärksten Elemente des Zusammenhalts. Hinzu kommen muss, neben den Traditionen, die der Ältere dem Jüngeren oder der Chef seinem Untergebenen vermittelt, so etwas wie ein Gefühl von kollektivem Prestige. In ganz besonderem Masse trifft dies auf das zu, was man die militärischen Körperschaften nennen könnte. Innerhalb der Nation bilden die Berufsoffiziere bereits eine kleine, sehr stark von zahlreichen Relikten der Vergangenheit geprägte Gesell-

schaft, die fraglos noch am ehesten geeignet ist, unserer relativ nivellierten Zivilisation ein Bild davon zu vermitteln, was im alten Frankreich der Begriff des «Standes» – eher als der Klasse – bedeutete. Trotz ganz erheblicher Rangunterschiede herrschte im damaligen Adel das Bewusstsein von einer echten prinzipiellen Gleichheit, und nach diesem Kodex war sogar der König selber nichts weiter als «der erste Edelmann seines Reichs». Auch heute noch wird ein General, er mag so viele Sterne haben, wie er will, wenn er das Zimmer betritt, in dem ein kleiner Leutnant arbeitet, nicht umhinkönnen, diesem die Hand zu reichen, will er nicht gegen die elementarsten Gebote der Höflichkeit verstossen. Um ihn aber zu einer solchen Geste gegenüber einem Unteroffizier zu veranlassen, von einem gemeinen Soldaten ganz zu schweigen, bedarf es ganz aussergewöhnlicher Umstände. Innerhalb der Armee wiederum bilden die Stabsoffiziere eine bemerkenswert homogene Gemeinschaft.

Einer der ehrenvollsten unter diesen unbestreitbar vorhandenen allgemeinen Wesenszügen ist fraglos die Pflichterfüllung. Übrigens eine Neigung, die der Stabsoffizier, wie ich glaube, mit den meisten Offizieren, gleichgültig welchen Ranges, teilt. Vermutlich gibt es auch unter den Absolventen der Kriegsakademie wie überall Einzelne, die faul sind, denen es an Gewissenhaftigkeit gebricht. Mit vielleicht einer Ausnahme, wobei es sich um jemanden handelte, der bereits aufgrund seiner allgemeinen Beurteilung zu einem bedeutungslosen Stab versetzt worden war, bin ich solchen Leuten nie begegnet. Das ist eine grosse Tugend, die heute, wie ich fürchte, nur wenige andere Körperschaften des öffentlichen Dienstes in dieser Masse besitzen.

Man hat häufig von der Herablassung der Stabsoffiziere gegenüber den Truppenoffizieren gesprochen. Natürlich leugne ich nicht, dass es einige, aber letztlich wenige, eitle Militärs gibt, die mit dem widerlichen Dünkel des «Kriegsakademikers» behaftet sind. Eines aber muss ich fairerweise ganz klar sagen: Fast alle

Absolventen der Führungsakademie, denen ich begegnet bin, haben laut und vernehmlich den Wunsch geäußert, wieder ihren Platz in der Truppe einzunehmen. Das mag zum Teil eine Modeerscheinung gewesen sein, und ich habe welche erlebt, denen, wenn es brenzlich wurde, sichtlich der Enthusiasmus verging. Aber zumindest bei den Jüngeren hatte ich den Eindruck, dass diese Reden in den meisten Fällen vollkommen ehrlich gemeint waren. Es ist ja schon bezeichnend, dass es zum guten Ton gehörte, den niederen Dienstgraden eine solche Achtung entgegenzubringen.

Was die Missverständnisse betrifft, die in vielen Armeen, gleich welcher Nation, immer wieder zwischen Befehlsempfängern und Führungspersonal auftreten, so liegt die Verantwortung dafür bestimmt nicht allein beim letzteren. Denn die Schwierigkeiten stellen sich auf den verschiedenen Befehlsebenen nicht unbedingt aus demselben Blickwinkel dar; sich aber in das Denken des anderen hineinzusetzen, war schon immer, ob am unteren oder oberen Ende der Hierarchie, eine höchst diffizile intellektuelle Gymnastik. Natürlich lässt sich nicht bestreiten, dass die Stäbe in dieser Hinsicht viele Fehler gemacht haben. Allerdings wohl weniger aus Verachtung für die unteren Ränge als vielmehr aus Mangel an Phantasie und dem Unvermögen, eine Situation konkret zu erfassen.

Zu der Zeit, als wir noch nicht kämpften, waren wir häufig damit beschäftigt, Truppenkontingente auf der Landkarte zu verschieben. Wie viele unter uns hatten wohl eine hinreichend lebendige Vorstellung davon, welche materiellen Engpässe eintreten und wie sehr es eine Truppe demoralisiert, wenn mitten im Winter ein Standquartier, in dem der Soldat sich bereits häuslich eingerichtet hat, aufgegeben wird und er stattdessen eine neue Unterkunft beziehen muss, wo er dann häufig nur mangelhafte und ungeeignete Einrichtungen vorfindet? Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Im letzten Krieg habe ich wiederholt feststellen

müssen, wie unfähig die militärische Führung war, exakt zu berechnen, wieviel Zeit es braucht, bis ein Befehl, der von einem bestimmten Hauptquartier ausgegeben wird, über die verschiedenen Etappen denjenigen Punkt erreicht, an dem er umgesetzt werden kann: Wem das Vorstellungsvermögen fehlt, der wird auch aus den besten Lehrbüchern nie lernen, die Strecke abzuschätzen, die ein Meldegänger auf schlammigen Pisten zurückzulegen hat, geschweige denn die Umwege, die er möglicherweise macht. Am 22. Juli 1918, ich gehörte damals zur Armee Mangin, deren Methoden in dieser Hinsicht besonders ärgerlich waren, erhielt ich zu meinem Schrecken im Lager einen Angriffsbefehl, lange bevor es möglich war, ihn an die Betreffenden, die zu dem Zeitpunkt gerade unterwegs waren, weiterzuleiten. Er erreichte endlich sein Ziel mit solcher Verspätung, dass das Bataillon, das die Operation ausführen sollte, nicht mehr die Zeit hatte, das Terrain vor Morgengrauen zu erkunden: Es stürmte blind drauflos und wurde unnötigerweise fast gänzlich aufgerieben. Ich bin nicht sicher, ob die jetzige Kriegsführung derlei Schlampereien völlig vermieden hat. Schuld daran ist jedenfalls ein grundsätzliches intellektuelles Versagen. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Dabei gibt es ein einfaches und wohlbekanntes Mittel, diesem Mangel abzuhelfen. Es genügt nämlich, eine Ablösung zwischen den beiden Gruppen von Offizieren einzurichten. Aber die grossen Chefs wechseln nun einmal nicht gern ihre Mitarbeiter aus. Bekanntlich hatten ihre Weigerungen, so etwas zu akzeptieren, 1915 und 1916 dazu geführt, dass das Blickfeld der kämpfenden Truppe und dasjenige der Stäbe praktisch kaum noch etwas miteinander zu tun hatten. Als die Ablösung schliesslich unumgänglich geworden war, musste man, da man zu lange damit gezögert hatte, sie viel zu massiv durchführen, und die dezimierte Truppe war nicht mehr in der Lage, die geeigneten Leute zu stellen: Denn nicht jeder gute Kompanie- oder Bataillonsführer ist auch

zwangsläufig ein guter Stabsoffizier. Nicht ohne eine gewisse Beunruhigung hatte ich im Winter 1939-1940 mit ansehen müssen, wie von Neuem diese Kristallisierung der Kader um sich griff; ich habe damals versucht, höheren Orts auf die damit verbundenen Gefahren hinzuweisen. Doch die Krise vom Mai/Juni kam zu plötzlich, als dass sie sich noch hätten auswirken können.

In ihrer Gesamtheit bilden mithin die Stabsoffiziere ein Korps, das Anerkennung verdient; anständig, überaus bemüht, ihre Sache gut zu machen, tief patriotisch, sicher auch heller im Kopf als die Masse der «Polytechniker» und «Saint-Cyriener»*, aus der sie hervorgegangen sind, ja, bisweilen sogar ausgesprochen brillant. Und doch lässt sich nicht bestreiten, dass sie bzw. die aus ihren Reihen hervorgegangenen Führer es waren, die uns in die Niederlage geführt haben. Wieso? Ehe man zur Erklärung schreitet, sollte man wohl versuchen, das Wie zu beschreiben.

Ich habe keineswegs die Absicht, hier eine kritische Geschichte des Kriegs oder auch nur des Nordfeldzugs zu schreiben. Dazu fehlt es mir nicht nur an den notwendigen Dokumenten, sondern auch an der technischen Kompetenz. Aber bereits jetzt liegen eine Reihe von Tatsachen vor, die zu eindeutig sind, als dass man noch länger zögern dürfte, sie offen auszusprechen.

Es sind viele verschiedene Irrtümer, die in ihrem Zusammenwirken unsere Armeen in die Katastrophe geführt haben. Sie alle aber gehen letzten Endes auf einen grossen Mangel zurück: Unsere Chefs bzw. diejenigen, die in ihrem Namen handelten, waren unfähig, den Krieg zu denken. Mit anderen Worten, der Triumph der Deutschen war im Wesentlichen ein intellektueller Sieg, und das ist vielleicht das Gravierendste an ihm gewesen.

* In Saint-Cyr befindet sich seit 1808 der Sitz der Ecole de Guerre.
A.d.Ü.

Ich glaube, man kann das noch weiter präzisieren. Es gibt ein ganz entscheidendes Merkmal, durch das sich die heutige Zivilisation von allen früheren unterscheidet: Seit Beginn des 20. Jahrhunderts hat sich der Begriff der Entfernung in seiner Bedeutung radikal gewandelt. Diese Metamorphose hat sich so schnell vollzogen, nämlich etwa im Lauf einer Generation, und ist uns bereits so sehr zur Gewohnheit geworden, dass wir ihren revolutionären Charakter zunächst gar nicht richtig bemerkt haben. Doch die jetzige Situation sorgt dafür, dass uns die Augen geöffnet werden. Denn die durch den Krieg oder die Niederlage hervorgerufenen Entbehrungen haben wie eine Zeitmaschine auf Europa gewirkt und uns plötzlich in Lebensweisen zurückversetzt, von denen wir gestern noch glaubten, sie seien ein für allemal verschwunden. Ich schreibe dies in meinem Haus auf dem Lande. Im letzten Jahr, als meine Lieferanten und ich über Benzin verfügten, schien die Kreisstadt, unser kleines ökonomisches Zentrum, unmittelbar vor der Haustür zu liegen. In diesem Jahr, wo wir, zumindest die beweglichsten unter uns, auf Fahrräder angewiesen sind und schwere Lasten mit dem Eselskarren befördert werden müssen, wird jede Fahrt in die Stadt zu einer wahren Expedition. Genau wie vor dreissig oder vierzig Jahren! Die Deutschen haben einen Krieg von heute geführt, im Zeichen der Geschwindigkeit. Wir dagegen haben nicht nur versucht, einen Krieg von gestern oder vorgestern zu führen, sondern waren auch unfähig oder nicht willens, den Rhythmus der deutschen Kriegführung, der dem rascheren Wellenschlag einer neuen Ära folgte, überhaupt zu begreifen. So standen sich in Wirklichkeit zwei Gegner auf unseren Schlachtfeldern gegenüber, die jeweils einem anderen Zeitalter angehörten. Im Grunde handelte es sich um eine Neuauflage der Konfrontationen zwischen Wurfspeer und Gewehr, wie wir sie aus unserer Kolonialgeschichte kennen. Nur dass diesmal wir es waren, die die Rolle der Primitiven spielten.²

Man lese nur einmal die Liste der Standorte, an denen die 1. Armee ihre Befehlsstäbe während des Nordfeldzugs eingerichtet hatte: Valenciennes, Douai, Lens, Estaires, Attiches, Steenwerk. Jeder neue Vormarsch des Gegners wurde mit einem Rückzug beantwortet. Das ist ganz normal. Aber in welchen Etappen? Jeweils zwischen 20 und 35 Kilometern. Nicht mehr. Mit anderen Worten – denn wie uns bereits Vidal de la Blache gelehrt hat, müssen wir Entfernungen heute in Stunden messen – maximal eine halbe Autostunde. Entsprechend verschob sich jedesmal die Verteidigungslinie, wobei sich das Oberkommando der Illusion hingab, dem Gegner den Verlauf der jeweils neuen Linie vorschreiben zu können. Von unserer Schule in Lens aus vernahmen wir sehr deutlich das Feuer von Maschinengewehren. Alte Soldaten von 1914 mögen diese Erinnerung an fast vergessene Klänge als suggestiv empfunden haben; allein, ich glaube kaum, dass es der ausdrückliche Wunsch unserer militärischen Führer gewesen ist, ihrem Stab dieses Vergnügen zu bereiten. Die Deutschen waren schlicht und einfach schneller vorgerückt, als es mit den Regeln einer ordentlichen Kriegführung vereinbar schien. So ging es mehr oder weniger die ganze Zeit. «Strategie der kurzen Woche», wie einer meiner Kameraden unsere Methoden zu bezeichnen pflegte: Er gehörte zu jenen jüngeren Offizieren, die wenigstens auf der Höhe der Zeit waren und zu ihrem Leidwesen mit ansehen mussten, wie entschieden ihre Vorgesetzten deren Erfordernisse missachteten. Dabei brauchte man sich nicht den Hosensboden auf den Bänken der Ecole de Guerre oder des «C.H.E.M.» (Centre des Hautes Etudes Militaires) durchgescheuert zu haben, um zu erkennen, was nur allzu augenscheinlich war. In einer Situation, in der die Maas-Armee einen Einbruch erlitten hatte, während gleichzeitig der gegnerische Druck auf unsere eigene Front mit jedem Tag zunahm, bot sich nur eine einzige Möglichkeit der Rettung: Man musste sich vom Feind «lösen» und eine

neue Verteidigungslinie errichten, und zwar so weit im Hinterland, dass man nicht Gefahr lief, überrannt zu werden, bevor man noch in Stellung gegangen war. Stattdessen beschränkte man sich darauf, eine kleine Einheit nach der anderen in die entstandene Lücke zu werfen, wo sie natürlich sofort aufgerieben wurden, während man andererseits weiter nach Valencinnes und Denain vorstossen wollte; als schliesslich der Rückzug an die Küste beschossen war, hatten die dort zurückgelassenen Divisionen keine Möglichkeit mehr, sich dem Hauptkontingent noch rechtzeitig anzuschliessen. Wäre Joffre nach den Niederlagen von Charleroi und Morhange genauso verfahren, hätte er die Marneschlacht nicht gewonnen; er hätte sie bei Guise verloren. Und dabei bewegten sich seinerzeit die gegnerischen Truppen nur zu Fuss.

Es ist mir nicht bekannt, in welchem Umfang sich die Verantwortung für diese Fehler auf die verschiedenen Ebenen der militärischen Führung – 1. Armee, Oberkommando und dazwischen die 1. Heeresgruppe – verteilt. Letztere wurde zunächst von General Billotte, dann, seit dem 25. Mai, von General Blanchard befehligt. Billotte, der am 21. bei einem Autounfall ums Leben kam, kann sich nicht mehr verteidigen. Sein Tod kam gerade recht, prädestinierte er ihn doch für die Rolle des Sündenbocks. Nach einigen Unterhaltungen zu urteilen, die ich zufällig in unserem tristen kleinen Esszimmer in Malo-les-Bains aufschnappte, wird man es sich nicht entgehen lassen, ihm diese Rolle zuzuschreiben.

Sicherlich nicht völlig zu Unrecht. Wie sollte im Falle einer Invasion Belgiens durch die Deutschen der Gegenschlag der französisch-britischen Armeen aussehen? Dieses Problem hatte die «Operations»-Büros der Stäbe den ganzen Winter über in Atem gehalten. Zwei verschiedene Lösungen fanden Anklang. Die einen schlugen vor, man sollte den Feind stehenden Fusses erwarten, und zwar in einer Stellung, die in Belgien entlang der Schel-

de und dann, nach Osten zu, entlang einer leider ziemlich unvollständigen Linie von kleinen Bunkern und Panzersperren verlief, die in etwa unserer Grenze folgte. Erkundungs- und Verzögerungstrupps darüber hinauszuschicken, war natürlich auch vorgesehen. Andere hingegen wollten den ganzen Krieg von vornherein aus unserem Territorium heraushalten; dazu sollten unsere Truppen nach Belgien einrücken und mit einem Schlag das linke Ufer der Dyle, das der belgischen Maas und zwischen diesen beiden Wasserläufen eine Diagonale, die sich von Wavre bis nach Namur über die nahezu vollständig kahlen Hochebenen des Hennegau zog, besetzen. Bekanntlich setzte sich schliesslich die zweite Lösung durch, und es sieht so aus, als sei diese Entscheidung weitgehend auf Intervention von General Billotte zustande gekommen.

Die Option war vielleicht schon als solche unklug. Spätestens aber wurde sie es in dem Augenblick, als der belgische Widerstand um Lüttich herum zu bröckeln begann. Man hatte fest damit gerechnet, dass er uns eine Pause von einigen Tagen verschaffen würde, die wir dringend brauchten, um unsere neue Front befestigen und organisieren zu können. Da aber die Maas-Brücken zwischen Lüttich und Maastricht nicht alle zum geplanten Zeitpunkt hatten gesprengt werden können, war die Stadt praktisch mit Beginn des deutschen Angriffs eingeschlossen, und die Berichte unserer Verbindungsleute liessen keinen Zweifel daran, dass sie über kurz oder lang fallen würde. Gleichzeitig hatten die ersten Feindberührungen für weitere Überraschungen gesorgt. Nicht nur waren die gegnerischen Panzer sehr viel zahlreicher, als unsere Nachrichtendienste je vermutet hatten; einige von ihnen besaßen auch eine unerwartete Kampfkraft. Die deutsche Luftwaffe war der unseren in erschreckender Weise überlegen. Den Auftrag, jenseits der Dyle und der Linie Wavre-Namur Führung zum Gegner aufzunehmen, hatte man dem Kavalleriekorps erteilt, das ungeachtet seines traditionellen Namens vollständig

motorisiert war: «Die einzige Formation, mit der ich nie zu tun habe», wie mir der Heeresveterinär eines Tages sagte. General Prioux, der diese grosse Einheit damals befehligte, sprach sich am 11. dafür aus, auf das geplante Manöver zu verzichten. Damit wäre unsere Verteidigungslinie unverzüglich an die Schelde und die Grenze zurückverlegt worden. Auch hier wiederum legte sich Billotte quer. Wenn ein so hochrangiger militärischer Führer sich die Mühe macht, persönlich Druck auszuüben, bleibt das meist nicht wirkungslos. Ich habe Gründe anzunehmen, dass sich Prioux nach einer Unterredung mit dem Kommandeur der Heeresgruppe dazu bereitfand, seinen Bericht wenigstens zu schönen. Zudem wurde dieser, soviel steht fest, überhaupt nicht berücksichtigt.

Wie aber wäre es der 1. Armee und den zu ihrer Linken stehenden britischen und französischen Streitkräften ergangen, hätte sich nicht unvermuteterweise auf ihrer Rechten die klaffende Wunde der Maas aufgetan? Natürlich fehlt mir die nötige Kompetenz, um nachträglich Prophezeiungen darüber anstellen zu können. Am 14. Mai kam es an einem Frontabschnitt, der uns zugewiesen war, zum Einbruch; er war von einer jener marokkanischen Divisionen verteidigt worden, deren Angehörige offenbar die Luftbombardierungen und die Panzerangriffe zumindest anfangs besonders schlecht verkraftet hatten. Indes konnte hier die Front ziemlich schnell wieder stabilisiert werden.

Durch den Zusammenbruch der Maas- und der Sedan-Armee aber hatten die in Belgien kämpfenden Truppen jählings die Rückendeckung verloren, und damit war ihre Operation unwiderruflich zum Scheitern verurteilt. Wie lässt sich erklären, dass das – wie man annehmen sollte – leicht zu verteidigende Steilufer eines breiten Flusses in Wirklichkeit so schlecht verteidigt wurde? Bisher fehlt es mir noch an verlässlichen Informationen, die mir erlauben würden, diese Tatsache, eine der gravierendsten und viel-

leicht die überraschendste des ganzen Krieges, zu analysieren. Eins allerdings weiss ich nur zu gut, nämlich dass man lange zögerte, die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Am 13. Mai erfuhren wir, dass die Maas-Linie durchbrochen worden war; am selben Tag gab Gamelin den Befehl, auf der Linie Wavre-Namur weiterhin Widerstand zu leisten. Erst am 15. wurde der Rückzug beschlossen, und wie ich bereits erwähnte, geschah er nur äusserst zögerlich. An diesen Methoden schien sich nichts geändert zu haben, weder durch die Ablösung Game-lins durch Weygand (die am 20. erfolgte) noch durch den Besuch, den der neue Oberbefehlshaber dem britischen Marschall Lord Gort und General Billotte am darauffolgenden Tag abstattete³: eine dramatische Reise, die im Flugzeug gemacht werden musste, da die Landverbindungen bereits bis zum Meer abgeschnitten waren. Auf der Rückfahrt von dieser Besprechung ereignete sich dann jener Unfall, dem der Befehlshaber der Heeresgruppe, der sich, wie es hiess, stets im Höllentempo chauffieren liess, zum Opfer fiel; sein Wagen raste in einen Lastwagen hinein. Welchen persönlichen Anteil hatte er an den Ereignissen zwischen dem 13. und seinem Tod gehabt? Hierzu verfüge ich über keinerlei konkrete Auskunft. Fest steht, dass die Fehler, die in diesem Zeitraum begangen wurden, in ihren Auswirkungen sehr viel entscheidender waren und sich als solche sehr viel weniger entschuldigen lassen als der anfängliche Entwurf des Operationsplans, so gewagt dieser auch sein mochte. Schliesslich gibt es nur wenige grosse Heerführer, denen so etwas nicht unterlaufen ist; tragisch wird es erst, wenn die Militärs nicht in der Lage sind, Fehler zu korrigieren. Im Übrigen kann man nicht behaupten, dass, nachdem Billotte von der Bildfläche verschwunden war, ein neuer Geist im Oberkommando Einzug gehalten hätte. Wahrscheinlich teilte er seine nicht zu leugnenden Schwächen mit einer ganzen Schule. Hatten die bitteren Lehren des Nordfeldzugs unsere militärischen Führer wenigstens davon überzeugen können, dass der

Rhythmus des Krieges ein anderer geworden war? Die Antwort ergibt sich, sieht man sich die krampfhaften Versuche an, welche die der Katastrophe in Flandern entronnenen Armeeteile am Ende unternahmen. Die Schiffe, mit deren Hilfe wir der Gefangenschaft entkommen waren, hatten bei ihrer Rückkehr an die französische Küste Truppen an Land gebracht, die sich aufgrund des Rückzugs, der Einschiffung selbst, bisweilen auch des Schiffbruchs in desolatem Zustand befanden und völlig unbewaffnet waren; man musste die Einheiten neu aufstellen, sie von Kopf bis Fuss neu ausrüsten und ihre Kader ersetzen. Für diese Neuformierung, die Behutsamkeit erforderte und zwangsläufig zeitraubend war, wählte das Oberkommando eine Zone, die sich ungefähr von Evreux bis Caen erstreckte. Die bereits in Auflösung geratene Somme-Front verlief im Schnitt nicht einmal 150 Kilometer von dort entfernt. Unter Napoleon wäre das sehr viel, und auch 1915 wäre es noch ausreichend gewesen. Im Jahr des Heils 1940 war es praktisch gleich Null, wie uns die Deutschen rasch klarmachen sollten. Schon bald waren wir gezwungen, uns nach Süden zurückzuziehen, zuerst wie üblich in kleinen Schritten, dann sehr viel weiter. Doch der grosse Zusammenbruch war bereits im Gange. Tatsächlich hätten wir unsere Truppen an der Charente oder sogar an der Garonne zusammenziehen, also eine Position einnehmen müssen, von der aus wir in der Lage gewesen wären, in jeder beliebigen Richtung zu operieren; so hätten wir vielleicht noch die Zeit gehabt, uns irgendwie nützlich zu machen. Noch immer packt mich die Wut, wenn ich daran denke, genau wie damals in unseren Schlössern in der Normandie. Im Übrigen sind wir nicht die einzigen und wahrscheinlich nicht einmal die bedauernswertesten Opfer dieser erstaunlich hartnäckigen Weigerung, aus Erfahrungen zu lernen, gewesen. Konnten nicht die Deutschen, als sie in die Saône-Ebene, den Jura und über den Rhein vorrückten, in aller Ruhe die französischen Ost-

armeen einkreisen und beinahe auch noch die in den Alpen stationierte? Vom Anfang bis zum Ende des Krieges schlug das Metronom unserer Stäbe beständig mehrere Takte zu langsam.⁴

Ein Vorfall, der als solcher keine praktische Bedeutung hatte, immerhin aber bezeichnend war, bewies mir schlagartig, dass diese merkwürdige Form von geistiger Verkalkung sich keineswegs auf die höheren Instanzen beschränkte, die den Fehler begangen hatten, uns einen Zufluchtsort zuzuweisen, der sich unmittelbar hinter der Front befand. Seitdem der befehlshabende General des XVI. Armeekorps nach tausenderlei Komplikationen damit beauftragt worden war, die Neuaufstellung der versprengten Truppenteile zu leiten, hatte man den untätigen und nicht gut angesehenen Stab der 1. Armee an zwei abgelegene Landsitze südlich von Caen verbannt. Am 15. Juni erhielten wir schliesslich den Befehl, uns nach Rennes zu begeben. Die Verlegung sollte teils per Bahn, teils auf der Strasse erfolgen. Da uns nur wenige Autos zur Verfügung standen, wurden sie zunächst eingesetzt, um die Abteilung, die den Zug nehmen sollte, zum Bahnhof zu transportieren. Nachdem diese Fahrerei gegen Abend beendet war, suchte ich zusammen mit einem meiner Kameraden den Oberstleutnant auf, das heisst denjenigen Offizier, der von uns allen den höchsten Dienstgrad besass. Wir hatten die Absicht, ihn zum unverzüglichen Aufbruch zu bewegen. Schliesslich wussten alle nur zu gut, dass die motorisierten deutschen Kolonnen bereits in die Normandie vorrückten und insbesondere unsere Verbindungswege nach Süden bedrohten. Bei einer unvermuteten Begegnung mit Schützenpanzerwagen hätte ein Trupp von lediglich mit Revolvern bewaffneten Offizieren dumm dagestanden. Wir liefen Gefahr, uns wie blutige Anfänger schnappen zu lassen, eine Aussicht, die uns gründlich missfiel. Zunächst machte der Oberstleutnant seine üblichen Ausflüchte. Aber er fand es auch

lästig, mitten in der Nacht in Rennes anzukommen, und diese Sorge um Bequemlichkeit bewog ihn schliesslich, den Aufbruch bis zur Morgendämmerung zu verschieben. Um der Wahrheit willen muss ich zugeben, dass wir unterwegs keine unangenehme Begegnung hatten. Deshalb war diese Unvorsichtigkeit nicht etwa weniger schlimm. Sie lässt mir das legendäre Missgeschick jenes sehr viel hochrangigeren militärischen Führers, dem es an der Oise angeblich passiert sein soll, dass sein Speiseraum unversehens von einer Abteilung von *Feldgrauen* umstellt war, ein wenig glaubhafter erscheinen.

Haben wir eigentlich während des ganzen Feldzugs jemals gewusst, wo der Feind stand? Dass unsere Führer immer nur unzureichend informiert waren über seine wirklichen Absichten und – was vielleicht noch schlimmer ist – über seine materiellen Möglichkeiten, lässt sich mit der mangelhaften Organisation unserer Nachrichtendienste erklären. Doch die immer wieder auftretende Unkenntnis seiner jeweils aktuellen Bewegungen resultierte vor allem aus einer ständigen Fehleinschätzung der Entfernungen. Unser eigenes Marschtempo war zu langsam und unser Geist zu träge, als dass wir uns das schnelle Vorrücken des Gegners überhaupt hätten vorstellen können. Beim Aufbruch von Lens am 22. Mai war beschlossen worden, dass sich das Hauptquartier in zwei Gruppen aufteilen sollte: das aktive Kommando in Estaires, der «schwere» Teil in Merville und damit, wie man glaubte, weiter vom Kampfgeschehen entfernt. Welche Überraschung, als man dann durch Erfahrung belehrt wurde, dass die sogenannte «hintere» Staffel tatsächlich der Feuerlinie näher war als die Gruppe, die eigentlich die «vordere» Staffel bilden sollte. Bereits als der Fronteinbruch an der Maas entstanden war, hatte man in aller Eile die Landepunkte einer Division verlegen müssen, die man mit dem Auftrag, die Lücke zu schliessen, um ein Haar dem Wolf direkt in den Rachen geworfen hätte.

In Flandern angekommen, häuften sich Fehlkalkulationen dieser Art. So kam es vor, dass ein Divisionsgeneral, als er sich dem ihm als Befehlsstelle angewiesenen Punkt näherte, feststellen musste, dass der Feind ihm zuvorgekommen war. Noch heute schaudert mir bei dem Gedanken an die Tragödie, die ich beinahe ausgelöst hätte, obgleich als «unschuldiger Urheber», wenn ich so sagen darf, denn ich hatte keine Möglichkeit, mich besser zu informieren, und es war sicher nicht meine Schuld, dass man mir nicht immer rechtzeitig jene Informationen zukommen liess, die den anderen Stabsstellen zur Verfügung standen. Ich hatte einer der Tankzugkompanien die Anweisung erteilen lassen, ihren Standort zu wechseln: eine Vorsichtsmassnahme, denn der bisherige Standort wurde als zu dicht an der Ostfront der Armee beurteilt. Erst nachdem der Befehl schon ausgegeben war, erfuhr ich, dass die von Südwesten her vorstossenden Deutschen das vorgesehene Dorf bereits besetzt hielten. Wie durch ein Wunder erreichte die Kompanie, die in einem Stau steckenblieb, nie ihren Bestimmungsort. Eine kleine Gruppe eines Konvois war weniger glücklich: In der Nähe des Standorts, den die Armee ihr zugewiesen hatte, wurde sie von MG-Salven empfangen und vollständig ausgelöscht bzw. gefangengenommen.

Könnte ich schliesslich vergessen, auf welche Weise wir davon erfuhren, dass uns – auf französischem Territorium – die Strassenverbindung zum Meer unterbrochen werden würde? Bereits seit einigen Tagen hatten Lachamp und ich den grössten Teil der mobilen Benzinvorräte zu einem Standquartier in der Nähe der Küste transportieren lassen. Von unseren festen Lagern waren einzig die von Lille noch übriggeblieben, und für den Fall, dass wir per Zufall noch auf den Gleisen einige mit Kanistern beladene Waggons entdeckten, bot es sich an, dass die Einheiten sich selber direkt aus diesen Vorräten versorgten; damit war praktisch das gesamte Lagerpersonal überflüssig geworden. Zusammen mit

einer kleinen Abteilung Mannschaften hatten wir lediglich einige Offiziere bei uns behalten, die sich hauptsächlich um unsere Verbindungen zu den Armeekorps kümmerten. Unterdessen drängte sich die Armee, die allenthalben zurückgeworfen wurde, auf einem immer enger werdenden Raum; zum Schluss lagen die Befehlsstellen ihrer verschiedenen Korps so dicht beieinander, dass man sie ohne Weiteres alle in ein oder zwei Gängen abklappern konnte. In dieser Lage erschien es uns nicht ratsam, mehr Offiziere, als wir unbedingt brauchten, noch länger der Gefahr einer drohenden Gefangennahme auszusetzen. So beschlossen wir am Abend des 26. Mai, dass einer von ihnen am nächsten Tag zum Hauptkontingent des Benzinfuhrparks zurückkehren sollte. Am Vormittag des 28. sah ich ihn wieder in Steenwerk auftauchen. Er war auf der vorgeschriebenen Route, zwischen Steenwerk und Cassel, auf deutsche Panzer gestossen. Eine schlimme Nachricht für uns. Ich musste unverzüglich unsere Chefs davon unterrichten. «Sind Sie sicher, dass es keine französischen Panzer sind?» fragte der erste Kamerad vom 3. Büro, mit dem wir es zu tun bekamen. Er habe allen Grund anzunehmen, entgegnete F., dass das Gegenteil der Fall sei, dafür spräche jedenfalls der Feuerwechsel, der vor seinen Augen zwischen diesen Panzern und unseren Truppen stattgefunden hätte. General Prioux, zu dem wir ihn anschliessend brachten, zeigte sich weniger ungläubig; er steckte den Schlag ohne zu zucken ein. Aber noch heute frage ich mich, wie lange die Nachricht wohl gebraucht hätte, wäre nicht unser braver Leutnant zufällig vorbeigekommen.

Sicher wäre es nicht gerecht, wollte man die vorangegangenen Bemerkungen allein auf die höheren Ränge der militärischen Hierarchie beschränken. Auch den Befehlsempfängern ist es im Allgemeinen nicht viel besser gelungen, sich im Planen oder Handeln auf die Geschwindigkeit der Deutschen einzustellen. Im Übrigen bestand zwischen beiden Mängeln ein unmittelbarer Zu-

sammenhang. Nicht nur funktionierte die Übermittlung von Informationen denkbar schlecht, und zwar sowohl von unten nach oben als auch von oben nach unten; die Truppenoffiziere, die in der Regel über weniger theoretische Bildung verfügten, kamen letzten Endes doch aus derselben Schule wie ihre Kollegen in den Stäben. Während des gesamten Feldzugs liessen die Deutschen nicht von ihrer scheusslichen Gewohnheit, genau dort aufzutau-chen, wo sie nicht hätten sein sollen: sie hielten sich nicht an die Spielregeln. Zu Beginn des Frühjahrs hatten wir damit begonnen, in Landrecies ein sogenanntes «halbfestes» Treibstofflager anzu-legen: eine grossartige Idee des Generalstabs, massgeschneidert für eine Art von Krieg, wie er immer nur auf dem Papier stattge-funden hat. An einem schönen Tag im Mai sah der Offizier, der für die Anlage zuständig war, eine Panzerkolonne auf der Strasse fahren. Der Anstrich der Fahrzeuge kam ihm merkwürdig vor. Na und? Schliesslich konnte er nicht alle Modelle kennen, die in der französischen Armee verwendet wurden. Was ihm aber vor allem auffiel, war der merkwürdige Kurs, den die Kolonne eingeschla-gen hatte: Sie bewegte sich auf Cambrai zu, während die «Front» doch eindeutig in der entgegengesetzten Richtung lag. Kommt es in einer kleinen Stadt mit gewundenen Strassen nicht schon mal vor, dass man sich verfährt? Unser Mann war drauf und dran, zum Führer des Konvois zu laufen, um ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen, als ein Passant, der die Situation durchschaute, ihm zurief: «Achtung! Das sind die Deutschen!»

Dieser Krieg bestand mithin aus einer ununterbrochenen Folge von Überraschungen. Das scheint sich in moralischer Hinsicht sehr gravierend ausgewirkt zu haben. Ich werde hier ein Thema berühren, das sehr heikel ist und das ich, wie man weiss, eigent-lich nur aus der Ferne beurteilen kann. Aber es ist unerlässlich, dass bestimmte Dinge ausgesprochen werden, wenn nötig mit brutaler Offenheit. Der Mensch ist so veranlagt, dass er einer Ge-

fahr, die an der Stelle eintritt, wo er sie vermutet hat, viel leichter begegnen kann als einer tödlichen Bedrohung, die plötzlich hinter einer vermeintlich friedlichen Wegbiegung auftaucht. Ich habe ehemals, nach der Wende an der Marne, miterlebt, wie eine Truppe, die tags zuvor noch unter furchtbarem Artilleriebeschuss tapfer vorgegangen war, in Panik geriet, weil neben der Landstrasse, an deren Rand man gerade eine Ruhepause machen wollte, drei Granaten eingeschlagen waren, die niemand etwas angehabt hatten. «Wir sind abgehauen, weil die Deutschen da waren»: Diese Worte habe ich im vergangenen Mai und Juni des öfteren zu hören bekommen. Soll heissen: dort, wo wir sie überhaupt nicht erwarteten, wo absolut nichts dafür sprach, dass wir sie hätten erwarten müssen. Was bedeutet, dass bestimmte Schwächen, die sich wohl kaum leugnen lassen, hauptsächlich auf dem zu langsamen Rhythmus beruhen, den man den Hirnen beigebracht hatte. Unsere Soldaten wurden besiegt, liessen sich gewissermassen viel zu leicht besiegen, weil wir mit unserem Denken hinterher waren.

Nicht nur ereigneten sich die Begegnungen mit dem Feind zeitlich wie räumlich nur allzuoft unerwartet. Vor allem erfolgten sie in immer kürzeren Abständen und in einer Art und Weise, auf die sich weder die Führung noch die Truppen vorbereitet hatten. Man hätte es ohne Weiteres hingenommen, sich den ganzen Tag lang von Schützengraben zu Schützengraben gegenseitig zu beschliessen, und sei es aus wenigen Metern Entfernung, so wie wir es ehemals in der Argonne taten. Man hätte es ganz natürlich gefunden, ab und zu einen kleinen Posten zu kassieren. Man hätte sich wohl imstande gefühlt, einen Angriff auch hinter von deutschen Minenwerfern zerschossenen Stacheldrahtverhauen abzuwehren oder selber heldenhaft zum Angriff überzugehen auf Positionen, die zuvor bereits von der Artillerie – wenn auch vielleicht unzureichend – beschossen worden waren. Das Ganze nach

einer generalstabsmässigen Planung, die auf schönen, von langer Hand vorbereiteten und ausgereiften Manöverideen basierte. Viel furchterregender war es hingegen, unvermittelt im freien Feld auf ein paar Panzer zu treffen. Die Deutschen traf man überall, sie fuhren kreuz und quer durchs Gelände. Vorsichtig das Terrain abtastend, hielten sie ein, sobald sich der Widerstand als zu stark erwies. Stiessen sie dagegen «ins Weiche», so preschten sie vor und nutzten hinterher ihre Geländegewinne dazu, eine passende Bewegung durchzuführen, oder besser gesagt, sie entschieden sich für einen der vielen Pläne, die sie gemäss dem methodischen Opportunismus, der für den hitlerschen Geist bezeichnend war, von vornherein in petto hatten. Sie glaubten an die Aktion und an das Unvorhergesehene. Wir bauten auf die Immobilität und aufs Bekannte.

Nichts ist in dieser Hinsicht bezeichnender als die letzten Episoden des Feldzugs, die ich persönlich miterlebt habe, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, als man hätte meinen sollen, die Lehren der Erfahrung wären endlich angenommen worden. Man hatte beschlossen, die Bretagne zu verteidigen, indem man hier die aus der Normandie zurückflutenden Streitkräfte sammelte, die aufgrund des feindlichen Vormarschs westlich von Paris bereits von den hinter der Loire stehenden Armeen abgeschnitten waren. Was wurde unternommen? Man schickte unverzüglich einen ehrenwerten General des Ingenieurkorps los mit dem Auftrag, eine «Position» von einer Küste zur anderen zu erkunden. Denn ohne Sandkastenspiele keine Aussicht auf militärischen Erfolg; also muss man zuerst einmal eine schöne zusammenhängende «Position» mit inneren und äusseren Verteidigungslinien und allem, was sonst noch dazu gehört, auf der Landkarte einzeichnen und dann auf den Boden übertragen. Natürlich hatten wir nicht die Zeit, die nötig gewesen wäre, um das Gelände vorzubereiten, noch genügend Geschütze, um die künftigen Befestigungen ver-

teidigungsfähig zu machen, noch Munition für alle diese Kanonen, sofern wir sie denn aufgetrieben hätten. Dementsprechend sah das Ergebnis aus: Nach einem kurzen MG-Feuerwechsel, der, wie man mir berichtete, in Fougères stattfand, marschierten die Deutschen kampfflos in Rennes ein (das durch die «Position» eigentlich hätte geschützt werden sollen), breiteten sich auf der gesamten Halbinsel aus und machten jede Menge Gefangene.

Soll das heissen, dass von da an, genau gesagt, von dem Augenblick an, als Pétain bekanntgab, er würde um Waffenstillstand bitten, jede Verteidigung unmöglich geworden war? Es gab so manchen Offizier, der das Gegenteil dachte. Vor allem unter den jüngeren, denn seitdem sich die Ereignisse überstürzt hatten, zeichnete sich immer deutlicher eine Kluft zwischen den Generationen ab. Doch leider gehörten die militärischen Führer nicht zu derjenigen mit den geschmeidigeren Hirnwindungen. Noch heute denke ich, dass unsere «Durchhaltekriegler», wie man sie 1918 nannte, nicht unrecht hatten. Sie träumten von einem modernisierten Krieg, von einem Partisanenkampf gegen Panzer und motorisierte Einheiten. Wenn ich mich nicht täusche, hatten einige von ihnen sogar entsprechende Pläne ausgearbeitet, die jetzt wahrscheinlich irgendwo in den Schubladen vor sich hindämmern. Das Motorrad, das der Feind so vielseitig und vorteilhaft einsetzte, fährt nur auf ordentlichen Strassen schnell und relativ unfallfrei; selbst das Kettenfahrzeug kommt auf geteertem Strassenbelag rascher voran als auf freiem Feld; das Geschütz oder die normale Zugmaschine lassen keine anderen Wege zu.

Getreu ihrem Programm, das ganz auf Geschwindigkeit ausgerichtet war, gingen die Deutschen immer mehr dazu über, ihre vordersten Einheiten fast ausschliesslich über Landstrassen zu schicken. Es war also absolut unnötig, sich auf Positionen zurückzuziehen, die sich über Hunderte von Kilometern erstreckten, sich kaum befestigen liessen und leicht zu entdecken waren.

Wieviel grösseren Schaden hätten dem Eindringling dagegen einige Widerstandsnesten zufügen können: gut getarnt entlang den Landstrassen, mobil genug und ausgerüstet mit einigen Maschinengewehren und Panzerabwehrkanonen, wenn nicht mit ein paar bescheidenen 75er-Feldgeschützen. Als ich in Rennes die grossenteils aus Kradfahrern bestehende deutsche Kolonne sah, wie sie friedlich den Boulevard Sévigné hinunterfuhr, meldeten sich alte Infanteristenreflexe in mir: völlig unnütz, denn wir hatten nur noch unsere Sekretäre oder die Männer vom Spritlager, die alleamt, und das seit Beginn des Feldzugs, über lächerlich wenig Waffen verfügten. Und doch hätte es einen gejuckt, der verdammten Kolonne irgendwo hinter einem Gehölz in dieser bretonischen Landschaft, die sich zum Hinterhalt so trefflich eignet, aufzulauern, und sei es auch nur mit leichter Bewaffnung. Nachdem man erst einmal gehörige Verwirrung gestiftet hätte, wäre man schnell wieder ins «Kaff» zurückgekehrt, um anderswo von Neuem loszuschlagen. Ich bin sicher, dass drei Viertel unserer Soldaten Spass an der Sache gefunden hätten. Doch leider war das im Handbuch nicht vorgesehen gewesen.

Dieser Blitzkrieg brauchte natürlich eine bestimmte Ausrüstung. Die Deutschen hatten sie sich verschafft. Frankreich nicht, oder zumindest nicht in ausreichender Menge. Es ist immer wieder betont worden: Wir hatten nicht genügend Panzer, nicht genügend Flugzeuge, nicht genügend Lastwagen, Motorräder, Zugmaschinen und waren damit von vornherein ausserstande, die Operationen so durchzuführen, wie es nötig gewesen wäre. Das ist natürlich eine unbestreitbare Tatsache, aber genauso sicher ist, dass nicht alle Ursachen für diesen beklagenswerten und fatalen Mangel militärischer Natur waren.⁵ Auch darauf werden wir zu gegebener Zeit näher eingehen. Indessen entschuldigen die Fehler der einen noch nicht die der anderen, und dem Oberkommando stünde es schlecht an, Unschuld zu beteuern.

Gehen wir einstweilen über das strategische Verbrechen hinweg, das die Truppen des Nordens dazu verdamnte, die Ausrüstung dreier motorisierter Divisionen, dreier leichter mechanisierter Divisionen, mehrerer Artillerieregimenter sowie aller Panzer-Bataillone einer Armee entweder direkt in die Hände des Feindes fallen oder an den Küsten Flanderns im Stich zu lassen. Wie nützlich wäre es doch auf den Schlachtfeldern der Somme oder der Aisne gewesen, dieses schöne Material, fraglos das Beste, über das die Nation in Waffen verfügte! Aber hier geht es nur um die Vorbereitung auf den Krieg. Dass wir nicht genügend Panzer, Flugzeuge oder Zugmaschinen hatten, lag vor allem daran, dass man die verfügbaren Mittel an Geld und Arbeitskräften, die bestimmt nicht unerschöpflich waren, in Beton steckte und dabei nicht einmal die Klugheit besass, auch unsere Nordgrenze, die ebenso exponiert war wie die im Osten, hinreichend zu betonieren. Weil man uns einredete, wir sollten uns ganz auf die Maginot-Linie verlassen, die zwar mit beträchtlichem Aufwand an Kosten und Publizität errichtet worden war, die sich aber, nachdem man sie auf der linken Flanke zu früh abgebrochen hatte, als Fehlkonstruktion erwies, da sie zum Rhein hin offen blieb (über diese erstaunliche Episode der Rhein-Passage weiss ich allerdings auch nur das, was die Presse berichtete: also praktisch nichts). Weil man sich in letzter Minute dazu entschloss, im Norden noch schnell ein paar kleine Bunker zu errichten, die sich nur nach vorne wirksam verteidigen liessen und deshalb prompt von hinten erobert wurden, und weil unsere Truppen ihre ganze Mühe darauf verwenden mussten, eine phantastische Panzersperre zu graben, die Cambrai und Saint-Quentin decken sollte und an der auch tatsächlich eines schönen Tages die Deutschen eintrafen – auf dem Weg von Cambrai und Saint-Quentin aus. Weil wir, einer unter Doktrinären weitverbreiteten Doktrin zufolge, einen jener Punkte der strategischen Entwicklung erreicht

hatten, wo die Panzerung das Geschütz an Stärke übertraf, sprich: wo die befestigte Position praktisch uneinnehmbar geworden war, ohne dass das Oberkommando deshalb den Mut besessen hätte, im entscheidenden Augenblick konsequent an seiner Theorie festzuhalten, nach der zumindest das belgische Abenteuer von vornherein zum Scheitern hätte verurteilt gewesen sein müssen. Weil viele gelehrte Theoretiker der Taktik der motorisierten Einheiten misstrauten⁶, die sie für zu schwerfällig und unbeweglich hielten (tatsächlich rechnete man mit sehr langsamen Bewegungen, weil man davon ausging, dass sie sich aus Sicherheitsgründen ausschliesslich nachts bewegen würden; der Blitzkrieg fand dann allerdings fast durchweg am Tage statt). Weil in der Kavallerieausbildung an der Kriegsakademie gelehrt wurde, dass sich Panzer zwar zu Verteidigungszwecken eigneten, ihr offensiver Wert aber praktisch gleich Null wäre. Weil die Techniker oder solche, die sich dafür hielten, der Meinung waren, der Artilleriebeschuss wäre sehr viel effizienter als die Bombardierung aus der Luft, ohne zu berücksichtigen, dass die Munition für Kanonen von sehr weit her geholt werden muss, während Bomber nur zurückzufliegen brauchen, um neue Munition an Bord zu nehmen. Mit einem Wort: weil, verstrickt in lauter Widersprüche, unsere militärischen Führer im Jahr 1940 tatsächlich den Krieg von 1915-1918 wiederholen wollten. Die Deutschen aber führten den von 1940.⁷

Man hat berichtet, Hitler habe, ehe er seine Schlachtpläne aufstellte, psychologische Experten zu Rate gezogen. Ich weiss nicht, ob die Behauptung zutrifft. Unglaublich klingt sie nicht. Jedenfalls verriet die von den Deutschen rasant geflogenen Luftangriffe eine profunde Kenntnis der Empfindlichkeit des Nervensystems und der Mittel, es zu erschüttern. Wer wird, nachdem er es einmal gehört hat, je das Heulen der Flugzeuge vergessen, wenn sie vor einem Bombenabwurf im Sturzflug herabstossen? Dieser langanhaltende, gellende Ton war nicht nur deshalb

so grauenhaft, weil man Bilder von Tod und Zerstörung mit ihm assoziierte. Schon er selbst, seine – wenn ich so sagen darf – rein akustischen Qualitäten waren dazu angetan, den Menschen erstarren zu lassen und in Panik zu versetzen. Ja, es hat den Anschein, als wäre er mit Hilfe vibrierender Teile noch eigens intensiviert worden. Die Deutschen hatten die Luftangriffe nämlich nicht ausschliesslich darauf angelegt, Zerstörungen und Blutbäder anzurichten. So dicht beieinander auch die Einschläge liegen mögen, stets werden doch die Geschosse nur eine relativ kleine Zahl von Menschen treffen können. Ein Nervenschock hingegen kann weit um sich greifen und die Widerstandsfähigkeit der Truppen untergraben. Fraglos war das eines der wichtigsten Ziele, welche die militärische Führung des Gegners mit ihren ständigen Lufteinsätzen gegen uns verfolgte. Das Ergebnis entsprach nur zu sehr ihren Erwartungen.

Einmal mehr sehe ich mich gezwungen, ein Thema zu erörtern, das aufzunehmen ich eigentlich Skrupel habe, zumindest was diesen jetzigen Krieg betrifft. Nur die wirklichen Kriegsteilnehmer haben das Recht, über Gefahr, Mut oder den Mangel an Mut zu sprechen. Dennoch will ich hier in aller Offenheit kurz eine Erfahrung berichten. Meine Feuertaufe von 1940 – die von 1914 fand an der Marne statt – erlebte ich am 22. Mai auf einer Landstrasse in Flandern (die relativ weit entfernten Bombardierungen von Douai und in der Umgebung von Lens zähle ich nicht dazu). Am Morgen dieses Tages wurde der Konvoi, in dem mein Wagen mitfuhr, mehrmals aus der Luft angegriffen: zuerst von Flugzeugen, die uns mit MGs beschossen, dann von anderen, die Bomben abwarfen. Das MG-Feuer, das einen Mann in meiner Nähe tötete, beeindruckte mich nicht sonderlich. Nun ist es niemals angenehm, dem Tod ins Auge zu sehen, und so empfand ich auch, nachdem das Trommelfeuer aufgehört hatte, eine ganz natürliche Erleichterung. Doch meine innere Unruhe war die ganze Zeit viel mehr vom Verstand als vom Instinkt diktiert gewesen.

Es war eine Befürchtung, die mich eigenartig kalt liess, nicht im Entferntesten hatte sie mit echter Angst zu tun. Die Luftbombardierung verursachte, soweit ich weiss, keinerlei Opfer, wenigstens nicht in meiner unmittelbaren Umgebung. Dennoch war ich vollkommen schockiert, und als ich wieder aus dem Graben herausgeklettert kam, in den ich mich während des Gewitters gekauert hatte, musste ich mir eingestehen, dass ich erbärmlich gezittert hatte. Gegen Ende des Feldzugs geriet ich mehrmals in schweres Artilleriefeuer, dessen Ausmass ich gewiss nicht übertreiben will, nachdem ich früher schon ganz anderes erlebt habe, das aber doch recht bedrohlich war. Ich habe es problemlos überstanden und dabei, wie ich glaube, auch nichts von meiner Gelassenheit eingebüsst. Angesichts der Fliegerbomben aber war ich niemals, es sei denn unter grösster Anstrengung, imstande, einen derartigen Gleichmut zu bewahren.

Vermutlich spielte dabei in meinem Fall auch ein Gewohnheitsreflex mit hinein. Seit den Kämpfen in der Argonne von 1914 hat sich das Summen der Kugeln in meinen Gehirnwindungen festgesetzt wie ein Refrain in den Rillen einer Schallplatte, der sogleich ertönt, kaum dass man das Grammophon in Bewegung setzt, und mein Gehör ist nicht so schlecht, als dass ich nach einundzwanzig Jahren die Fähigkeit eingebüsst hätte, nach dem Geräusch die Flugbahn eines Geschosses und seinen voraussichtlichen Einschlag zu beurteilen. Aus der Luft war ich sehr viel seltener bombardiert worden, und dieser Gefahr stand ich fast genauso hilflos-unerfahren gegenüber wie meine Rekruten. Freilich war der Temperaturunterschied zwischen den drei Arten von Empfindungen, wie ich sie gerade beschrieben habe, ein so weitverbreitetes Phänomen, dass er sich wohl kaum als eine persönliche Befindlichkeit interpretieren lässt; hier liegen eindeutig tiefere Ursachen zugrunde. Auch die fast permanente Abwesenheit unserer Jagdflieger im gegnerischen Luftraum und die beklag-

genswerte Straffreiheit, die auf diese Weise den feindlichen Bombern gewährt wurde, mögen viel zur Demoralisierung unserer Truppen beigetragen haben. Doch damit allein lässt sich nicht alles erklären.

Die Luftbombardierung als solche birgt wahrscheinlich nicht mehr reale Gefahren als andere Bedrohungen, denen der Soldat ausgesetzt ist. Zumindest im Freien. Im Innern der Häuser richteten einstürzende Mauern und der Luftdruck in zu engen Räumen regelmässig wahre Massaker an. Im Freien dagegen kommen, wie ich glaube, durch einen gar nicht übermässig dichten Artilleriebeschuss mindestens genauso viele Leute ums Leben, und einzig das MG-Feuer spart buchstäblich niemanden aus. Von Kriegsbeginn an waren wir immer über die relativ geringen Verluste überrascht, die durch feindliche Luftangriffe entstanden, obwohl die Berichte, die von der Front kamen, den Einsatz der Luftwaffe in den lebhaftesten Farben schilderten. Was aber diese Bombardierung aus der Luft wirklich so schlimm macht, ist ihre Kraft, Schrecken zu verbreiten.

Die Projektile fallen aus sehr grosser Höhe herab und erwecken den fälschlichen Eindruck, als bewegten sie sich genau in der Vertikalen. Das Zusammenspiel von Gewicht und Höhe verleiht ihnen eine ungeheure Wucht, der offensichtlich nicht einmal die solidesten Hindernisse zu widerstehen vermögen. Einer derartigen Angriffstendenz, gepaart mit solcher Durchschlagskraft, wohnt etwas Unmenschliches inne. Wie bei einer Naturkatastrophe zieht der Soldat den Kopf ein und fühlt sich dem Toben wehrlos ausgeliefert. (Dabei kann man sich in Wirklichkeit, sei es durch einen Graben oder auch nur durch einen rechtzeitigen «Bauchfletscher», recht gut vor Splittern schützen, die im Allgemeinen weniger zahlreich sind als bei einer ordentlichen Granate. Vorausgesetzt natürlich, man wird nicht direkt von der Bombe getroffen. Aber gleich, ob Luftwaffe oder Artillerie, es gibt, wie die alten Soldaten sagen, immer noch «viel Platz daneben».) Die

Geräusche sind grauenhaft, barbarisch und in höchstem Grade enervierend: sowohl das absichtlich verstärkte Heulen, von dem ich soeben sprach, als auch die Detonation, die den ganzen Körper bis ins Mark erschüttert. Diese Deflagration, die eine ungeheure Druckwelle an die umliegenden Luftschichten abgibt, erweckt den Eindruck, als ob alles in Stücke zerrissen würde, ein Bild, das durch den Anblick grässlich verstümmelter und durch den Luftdruck der Explosion entstellter Leichen in krasser Weise bestätigt wird. Der Mensch, der ohnehin Angst vor dem Sterben hat, erträgt aber die Vorstellung von seinem Ende am wenigsten dann, wenn sie sich mit der Drohung einer totalen Auflösung seiner körperlichen Gestalt verbindet; es gibt vielleicht keinen Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes, der unlogischer, aber auch keinen, der tiefer verwurzelt wäre. Hätte der Krieg länger gedauert, dann hätten sich wahrscheinlich irgendwann unsere Armeen auch an das Grauen der Bombenangriffe gewöhnt und sich etwas von jener Unerschütterlichkeit zugelegt, die unerlässlich ist, will man einer Gefahr widerstehen. Nüchterne Überlegung hätte gezeigt, dass die materiellen Folgen eines Luftangriffs zwar furchtbar, aber in ihrer Art doch nicht einmalig sind. In einem schnellen Krieg musste das psychologische Kalkül der Deutschen notwendigerweise genau aufgehen. Welches Geschrei hätte sich indes bei unseren Stäben erhoben, wäre jemand nur mit dem Vorschlag gekommen, man sollte ein paar Wissenschaftler, die sich mit so sonderbaren Dingen wie der Messung von Empfindungen befassen, aus ihren Labors holen, um sie in strategischen Fragen zu konsultieren!

Inwiefern ist es überhaupt statthaft, von der Unordnung der Stäbe zu sprechen? Abgesehen davon, dass die Gewohnheiten natürlich nach den jeweiligen Gruppen oder ihren Führern stark variierten, ist der Ausdruck als solcher schon problematisch. Denn es gibt mehr als eine Art von Ordnung und insofern auch von Unord-

nung. Alle Stäbe, die ich kennengelernt habe, betrieben einen oft in ärgerlicher Weise übertriebenen Kult des schönen «Schreibens». Das Schriftbild muss absolut sauber sein. Die stilistischen Wendungen gehorchen den Gesetzen einer geheiligten Tradition. In den Tabellen reihen sich die Ziffern zu Kolonnen wie bei der Parade. Alle Akten werden sorgfältig geordnet, sämtliche Schriftstücke, eingehende wie ausgehende, ordnungsgemäss registriert. Letztlich ist es das, was man die bürokratische Form der Ordnung nennen könnte. Dass sie bei Männern gedeiht, die in Friedenszeiten zu einer extrem bürokratischen Lebensweise gehalten sind, ist nur natürlich. Es liegt mir fern, diese Lebensweise zu verachten: Sie zwingt zu geistiger Klarheit und erspart Zeitverluste. Bedauerlich ist nur, dass sich dieses löbliche Bemühen um Sauberkeit im Schriftverkehr nicht immer auf die Räumlichkeiten erstreckt. Ich habe nie so etwas Verdrecktes und Stinkendes erlebt wie das Quartier, in dem ein gewisser Stab des befestigten Frontabschnitts arbeitete; und der Kompaniefeldwebel, der zugelassen hätte, dass sich in seinen Stuben auch nur die Hälfte des Staubs ansammelte, der in Bohain unsere Tische und Schränke bedeckte, wäre über kurz oder lang degradiert worden. Ich weiss, dass es in manchen Vorzimmern von durchaus zivilen Ministerien kaum erfreulicher aussieht, aber das ist keine Entschuldigung. Wird man mich jetzt der Kleinkrämerei bezichtigen? Ich gestehe, dass ich Schlamperei im Umgang mit den Dingen nicht sonderlich schätze; sie überträgt sich leicht auf die Intelligenz. Deshalb möchte ich einen Reformvorschlag unterbreiten, der für die «Regeneration» der französischen Armee nützlich sein mag.

So wie sie praktiziert wurde, hatte die an sich schätzenswerte Gewissenhaftigkeit, mit der die Stäbe ihren administrativen Papierkram erledigten, auch ihre Kehrseite. Sie drückte sich in der Verschwendung menschlicher Arbeitskraft aus, die besser hätte eingesetzt werden können. Unter meinen Kameraden von der Re-

serve habe ich leitende Beamte und Direktoren bedeutender Privatunternehmen kennengelernt, die alle, genau wie ich, darüber verzweifelt waren, dass sie sich mit einem Papierkrieg abgeben mussten, den sie im Zivilleben den niedrigsten Chargen überlassen hätten. In meiner Funktion als Verantwortlicher für die Benzinversorgung einer ganzen Armee habe ich monatelang Abend für Abend eigenhändig die Ziffern meiner Tagesbestände addiert. Ehrlich gesagt, brauchte ich dazu nicht sonderlich viel Zeit, und obwohl ich anfangs feststellen musste, dass diese Art von Zahlenakrobatik bei mir ein wenig eingerostet war, brachte ich es hierin doch bald zu einer gewissen Perfektion. Aber nachdem einmal die Prinzipien der Buchführung festgelegt waren, hätte irgendeine Schreibkraft die Sache mindestens ebenso gut erledigen können wie ich. Mein Fall war absolut keine Ausnahme. Man komme mir nicht mit dem Prinzip der «Geheimhaltung»! Schliesslich wurde mein Rohentwurf anschliessend von einem einfachen Soldaten ins Reine geschrieben. Ein kurzer Gang durch unser Büro, das vollhing mit Karten, auf denen die Munitionsdepots der Armee, ihre Benzinlager und Nachschubbahnhöfe eingezeichnet waren, hätte einem potentiellen Spitzel unter unseren Leuten erst recht wertvolle Informationen liefern können. In Wahrheit glichen die Stäbe einem Unternehmen mit lückenhafter Personahierarchie: oben die Firmenleiter, in diesem Fall Offiziere, unten die Sekretärinnen, dazwischen aber keine eigentlichen Angestellten. Wie leicht wäre es dabei gewesen, aus den Reihen unserer Reserveunteroffiziere hervorragende Mitarbeiter dieses Typs zu rekrutieren! Denn es ist niemals gut, wenn Männer, die schwerwiegende Verantwortung zu tragen haben und jederzeit in der Lage sein müssen, Entscheidungen zu treffen, andauernd durch irgendwelche Aufgaben abgelenkt sind, die Routinecharakter haben. Hätten andererseits den Stäben mehr Unteroffiziere zur Verfügung gestanden, wäre es wahrscheinlich mög-

lich gewesen, zumindest soweit die Situation nicht durch unmittelbaren Kampfeinsatz diktiert gewesen wäre, eine gewisse Anzahl von Offizieren für andere Aufgaben freizustellen.

Wie kommt es denn, dass die militärische Führung vielen von uns, und nach dem zu urteilen, was mir zu Ohren kam, vor allem den unteren Dienstgraden, sehr oft einen massiven Eindruck von Unordnung vermittelte, sobald die Operationen begonnen hatten? Ich glaube, es hängt damit zusammen, dass die statische Ordnung des Büros in vieler Hinsicht das genaue Gegenteil der aktiven und erfinderischen Ordnung bildet, wie sie die Bewegung erfordert. Bei der einen geht es um Routine und Dressur, bei der anderen um konkrete Vorstellungskraft, um geistige Behendigkeit, vor allem aber um Charakter. Gewiss schliesst die eine die andere nicht aus; aber die erste ruft nicht die zweite hervor, und wenn man nicht achtgibt, kann sie ihr sehr wohl abträglich sein. Während der langen Wartephase, in der sich, zum grossen Schaden der französischen Armee, die Gewohnheiten der Friedenszeit perpetuierten, eigneten wir uns zwar die Ordnung an, auf die wir so stolz waren, doch bezahlten wir dafür mit einer extremen Langsamkeit. Als es darum ging, schnell zu handeln, verwechselten unsere militärischen Führer allzuoft Hektik mit Entschlussfreudigkeit.

Tag für Tag saubere Schreiben abzufassen, erforderte zweifellos keine übermässige Anstrengung. Eine ganz andere Selbstdisziplin ist hingegen vonnöten, unterzieht man sich der Mühe, lange im Voraus in sorgfältiger und zugleich flexibler Weise Einsatzpläne zu erstellen, die erst zu einem ungewissen Zeitpunkt zur Anwendung kommen werden und dann den neuen Erfordernissen einer noch nicht vorhersehbaren Situation angepasst werden müssen. Als ich 1939 erstmals beobachtete, wie die Mobilmachung vor sich ging, war ich tief erschreckt. Ich will mich hier nicht über das System der regionalen Mobilmachungsstellen auslassen, das nach dem vorigen Krieg die direkte Aufstellung durch die

Stammeinheiten ersetzt hat. Ich weiss, dass die Schaffung dieser Zentren manchen Gegner, bis hinein in die oberste Heeresleitung, gefunden hat. Nach meinem Eindruck war das neue System dazu angetan, unweigerlich viele Schwierigkeiten und Verzögerungen herbeizuführen. Da die meisten Kleidungsstücke und Ausrüstungen nach wie vor von den Einheiten gestellt wurden, musste man, um sie zu den Zentren zu schaffen, ein umständliches und zwangsläufig zeitraubendes Transportsystem organisieren. Zudem schien man nicht bedacht zu haben, dass die Absicht, vierzigjährige Reservisten in die Uniformen junger Rekruten zu stecken, oder der Plan, requirierten Ackergäulen ein Zaumzeug anzulegen, das von Husarenregimentern ausrangiert worden war, die armen Zentren, ob «Haupt»- oder «Nebenstellen», vor unlösbare Probleme stellen musste. Hinzu kommt, dass man bei der Auswahl der jeweiligen Amtsleiter nicht immer sehr klug war, weil man glaubte, eine so stupide Arbeit erfordere kein besonders qualifiziertes Personal. Ich habe einige kennengelernt, die sehr tüchtig waren; aber auch andere, die als Hauptleute oder Bataillonchefs am Ende ihrer Laufbahn auf diesen Posten gekommen waren und alle Fehler besaßen, die gemeinhin alten Feldwebeln zugeschrieben werden. Nachdem das System nun einmal eingeführt war, hätte man mit seiner praktischen Anwendung, die sehr viel Fingerspitzengefühl verlangte, wenigstens ausgewählte Offiziere beauftragen müssen, die sich in den Jahren ihrer Tätigkeit auf diesem Posten grosse Auszeichnungen hätten erwerben können. Die Armee hat sich immer nur sehr schwer mit der Vorstellung abgefunden, dass sich Bedeutung oder Verdienst einer Aufgabe nicht daran bemessen, was sie an äusserem Glanz mit sich bringen mag.

Doch ob gut oder schlecht – und ich nehme an, dass es auch seine Vorteile hatte –, das System der Mobilmachungszentren entschuldigt keine Fehler, die mit seinem Prinzip gar nichts zu tun hatten. Welcher Offizier, der jemals in einer Region oder ei-

ner Gruppe der Wehrbereichsverwaltung Dienst getan hat, kann sich ein trauriges Lächeln verkneifen, wenn er an den unvorstellbaren Dschungel von «Massnahmen» zurückdenkt, die, nach Nummern geordnet, für die sogenannte «Spannungszeit» vorgesehen waren, das heisst für die Phase, die der allgemeinen Mobilmachung vorausging? Es konnte einem passieren, dass man mitten in der Nacht aus dem Halbschlaf gerissen wurde, weil ein Telegramm eintraf, das beispielsweise folgende Anweisung enthielt: «Wenden Sie Massnahme 81 an!» Nun ging man das stets in Reichweite befindliche «Verzeichnis» durch und musste feststellen, dass Massnahme 81 alle Bestimmungen von Massnahme 49 in Kraft treten liess, mit Ausnahme der durch Anwendung von Massnahme 93 bereits in Kraft getretenen Verordnungen, sofern letztere trotz ihrer Nummer zufälligerweise den in der zeitlichen Folge richtigen Platz eingenommen hatte, wobei freilich noch die beiden ersten Artikel von Massnahme 57 mit zu berücksichtigen waren. Ich nenne diese Ziffern ein wenig aufs Geratewohl. Mein Erinnerungsvermögen lässt keine exakteren Angaben zu. Doch meine Kameraden werden bestätigen können, dass ich im Grunde sogar noch vereinfache. Wen wundert es noch, dass angesichts solcher Bedingungen Fehler begangen wurden? Nur weil sie den für uns alle verbindlichen Leitfaden zu flüchtig gelesen hatte, machte sich die Gendarmerie von Elsass-Lothringen im September 1939 daran, den gesamten Bestand von Brieftauben aus drei Départements vorzeitig auszurotten. Gewiss besaßen die Offiziere, die in irgendeinem muffigen Büro an der Rue Saint-Dominique* dieses chinesische Zahlenrätsel ausgeknobelt hatten, auf ihre Weise auch Phantasie. Aber es war wohl nicht diejenige, die einen in die Lage versetzt, sich im Voraus die Ausführung von Befehlen auszumalen.

* In der Rue Saint-Dominique in Paris befindet sich das Kriegsministerium.
A.d.Ü.

Es gab noch Schlimmeres. Von einem unserer famosen Mobilmachungscentren, das in einem Stadtviertel von Strassburg in unmittelbarer Rhein-Nähe untergebracht war, weiss ich, dass es sich in Reichweite der leichten Artillerie des Gegners, wenn nicht gar seiner MGs befand. Ein weiteres lag in einem Fort der Umgebung, ebenfalls unweit des Flusses. Seinen einzigen Zugang bildete eine Brücke, die über die Ringgräben führte: Eine gut platzierte Bombe oder Granate hätte es in eine wahre Mausefalle verwandelt. Nichts dergleichen ist passiert, mag man mir entgegenhalten. Nun gut. Aber wer konnte voraussehen, dass die Deutschen Strassburg nicht beschossen würden? Einigermassen sicher war diese Anlage nur so lange, wie der Brückenkopf von Kehl entmilitarisiert blieb; später versäumte es die oberste Heeresleitung, sie entsprechend zu ändern oder tat es nur in unzureichender Weise.

Verschwiegen sei auch nicht, in welch fürchterlichem Chaos die einzige Mobilmachung vor sich ging, die ich Gelegenheit hatte, aus nächster Nähe mitzerleben, nämlich die der Territorialstreitkräfte, die der Wehrbereichsgruppe direkt unterstanden. Als unser General sein Kommando übernahm, mussten wir zu unserer ungeheuren Verblüffung feststellen, dass wir keine Liste der Einheiten besaßen, die er befehligen sollte. Man musste, mehr schlecht als recht, ein Verzeichnis improvisieren, indem man die Archive durchforstete, in denen ein heilloses Durcheinander herrschte. Und erst das Chaos in diesen Einheiten! Ein einziges hektisches Hin- und Hergelaufe von einer zur anderen! Hier hatten wir, in unserer Zone, zwei Züge, deren Kompanieführung aber zu einem anderen Kommando gehörte. Dort einige Kompanien, aber keine Spur von einem Oberst. Unsere wackeren Bahnposten waren gestandene Männer; ihre Gutwilligkeit stand ihrer Gewieftheit in schwierigen Situationen in nichts nach. Vernünftiges Schuhwerk bekamen die wenigsten von ihnen, aber immerhin verhungerte wie durch ein Wunder niemand. Allerdings wer-

de ich nie erfahren, wie es einem Zug ergangen ist, den ich einen ganzen Tag lang vergeblich an der Bahnstrecke nach Saint-Dié ausfindig zu machen versuchte. Es wäre sicher ungerecht, wollte man vom Einzelnen auf das Ganze schliessen. Ich habe gute Gründe anzunehmen, dass zumindest in unserer Region die Mobilmachung nicht besonders glücklich vorbereitet worden war. Im Prinzip wurde sie von einem höheren Offizier geleitet, der allerdings von seiner Stabstätigkeit her eine gewisse Unbetheiligt-heit beibehalten hatte, so dass die praktische Erfüllung der Aufgabe vornehmlich subalternen Dienstgraden überlassen blieb. Das Beispiel war trotz allem einigermassen beunruhigend. 1940 konnten wir feststellen, dass verschiedene Fehler korrigiert worden waren. Aber beileibe nicht alle. Vor allem in den Mobilma- chungszentren hatte sich nichts geändert; und die Bahnposten wären noch lange in Sandalen oder Halbschuhen über den Schot- ter gestolpert, hätten sie sich nicht selbst robusteres Schuhwerk mitgebracht.

Bei der 1. Armee bedurfte es, schon vor Anfang Mai, keiner sonderlich scharfen Beobachtungsgabe, um bestimmte Risse wahrzunehmen und sich darüber Sorgen zu machen, Risse, die damals noch relativ ungefährlich waren, in stürmischen Situatio- nen jedoch zu echten Lecks zu werden drohten. Dies galt etwa für die mangelhafte Organisation der Nachrichten- und Befehls- übermittlung.

Ich persönlich hatte in dieser Hinsicht keinen Grund zur Kla- ge. Während des gesamten Feldzugs konnte ich immer mühelos mit den verschiedenen Abteilungen des Benzindepots kommuni- zieren, und ohne ernstliche Schwierigkeiten mit den Einheiten, die es zu versorgen galt. Die kluge, selbstlose Art Lachamps kam uns dabei sehr zu Hilfe. Natürlich habe ich stets, soweit es mir möglich war, strikt darauf geachtet, mir nichts von seinen Wei- sungsbefugnissen anzumassen. Er gebrauchte sie mit zuviel Au-

torität und Sachverstand, als dass man sich auch nur im geringsten hätte versucht fühlen können, sie nicht zu respektieren. Aber wir hatten auch miteinander vereinbart, dass ich, der ich näher an der Nachrichtenquelle sass als er und nicht soviel unterwegs sein musste, in wirklich dringenden Fällen die Anordnungen der Armee jederzeit direkt an seine Untergebenen weitergeben konnte. Auf diese Weise übersprangen wir eine Befehlsebene, was uns manchmal sehr viel Zeit erspart hat.⁸ Gewitzigt durch unsere Erfahrungen aus einem anderen Krieg, hatten wir beide einen geradezu heiligen Schrecken vor dem grauenhaften Blindkuhspiel entwickelt, wie es sich aus schlecht vorbereiteten Verbindungen zwangsläufig ergibt. Trotz dem häufigen Hin und Her zwischen dem Stab der Armee und dem Treibstofflager wussten wir doch immer genau, wo wir uns treffen konnten; und ohne Rücksicht auf irgendwelche Vorschriften gelang es uns, ein regelrechtes Übermittlungssystem innerhalb unseres Dienstbereichs aufzubauen.

In meinem Büro hatte ich ständig zwei Kradmelder, die jeweils von einer der beiden Tankwagen-Kompanien abgestellt waren. Beide mussten im Voraus wenigstens den Standort ihrer eigenen Kompanie und denjenigen der Depotleitung erkundet haben. Ausserdem stellte mir Lachamp einen seiner Offiziere zur ständigen Verfügung. Vier weitere Offiziere des Depots hielten Verbindung zu den Einheiten der Armee. Jeder von ihnen meldete sich täglich, bisweilen auch mehrmals an einem Tag, zunächst beim Stab der Armee und anschliessend bei der ihm zugewiesenen Einheit. Diese wackeren Leute, von denen viele nicht mehr die jüngsten waren, haben oft harte Fussmärsche zurückgelegt, und zwar auf Strassen, die nicht zu den sichersten gehörten. Von einem ist mir bekannt, dass er während unseres ersten Rückzugs, nach der Offensive in Belgien, seine Einheit über vierundzwanzig Stunden lang gesucht hat. Letzten Endes erreichten sie immer ihr Ziel, und sie sind uns ausserordentlich nützlich gewesen. In der Zeit vom

11. bis zum 31. Mai musste ich, um Befehle zu übermitteln oder Kraftstoffanforderungen entgegenzunehmen, nicht ein einziges Mal den «Kurierdienst» in Anspruch nehmen, der offiziell für die Kommunikation zwischen dem Stab und den ihm unterstehenden Einheiten zuständig war. Ich habe kaum Anlass, daran zu zweifeln, dass die Befehle bzw. Anforderungen ihren Bestimmungsort erreichten. Denn soweit ich weiss, ist den Truppen im Kampf niemals das Benzin ausgegangen, das ihnen die «Mickys» (so hatte man in der Armee die Fahrzeuge des Depots getauft, deren Kennzeichen eine emsige kleine «Mickey Mouse» war) immer zuverlässig brachten – manchmal bis auf wenige hundert Meter an die Gefechtslinie heran. Und nie haben wir dem Feind irgendwelche Benzinlager hinterlassen, aus denen er sich hätte versorgen können. Auf unserem gesamten Rückzug, von Mons bis Lille, legten Lachamp und seine Offiziere mehr Brände, als Attila je entfacht hat, und leerten auf diese Weise einen Benzinbehälter nach dem anderen bis auf den letzten Tropfen. Wobei ich eine Einschränkung machen muss, was die von Saint-Quentin betrifft: Ich weiss bis heute nicht, was aus ihnen geworden ist, da wir so schnell und vollständig von ihnen abgeschnitten wurden. Nachdem unsere Chefs dank praktischer Erfahrung erst einmal erkannt hatten, dass alles gut lief, liessen sie uns fast vollständig freie Hand. Zumindest dafür bin ich ihnen bis heute dankbar.

Andererseits fürchte ich, dass dort, wo diese Art von Selbständigkeit oder Einvernehmen nicht bestand, die vertikalen Kontakte zwischen den Kommandoebenen bzw. die horizontalen zwischen gleichrangigen Stellen nicht immer zufriedenstellend funktioniert haben. Ich habe des öfteren gehört, wie Truppenoffiziere sich darüber beschwerten, dass sie zu lange auf Befehle warten mussten; und fraglos erfuhren die Stäbe, wie ich bereits anhand von Beispielen dargelegt habe, nur unvollständig und zu spät,

was an der Front vor sich ging. Auf Strassen, die wie die unseren schon bald verstopft waren, vor allem durch Flüchtlingstrecken, gibt es eigentlich nur ein einziges Verkehrsmittel, das überall durchkommt, das Motorrad. Der Kurierdienst der Armee besass, wenn ich mich nicht täusche, kein einziges. Und die wenigen Autos, die wir zur Verfügung hatten, wurden auch noch schlecht geteilt. Es gab etliche unter uns, die sich bereits im Winter über diese Verhältnisse, die in erster Linie auf Mängel in Organisation und Aufsicht zurückgingen, zu sorgen begannen. Niemand unternahm etwas dagegen. Die Folgen sollten während des Feldzugs nur allzu deutlich spürbar werden.

Wie erinnerlich, war die Befehlsstelle der Armee mit Beginn der aktiven Operationen von Bohain nach Valenciennes verlegt worden, in der Absicht, die Entfernung nach Belgien, in die unsere Truppen vordrangen, zu verringern. Als ich am frühen Nachmittag des 11. Mai in Valenciennes eintraf, wollte ich mich unverzüglich nach Mons begeben, um mich mit der dortigen belgischen Stabsstelle um die Requisition von Brennstoffdepots zu kümmern. Jeder sah ein, dass die Angelegenheit dringend war. Doch ich musste feststellen, dass es keinerlei Möglichkeit gab, von Valenciennes wegzukommen, da alle unsere Fahrzeuge dafür gebraucht wurden, den Stab vom alten Standort zum neuen zu befördern. Hatte man Bohain verlassen, um auf diese Weise in Valenciennes festzuhängen? Glücklicherweise besuchte mich noch am selben Tag jener liebenswürdige Notar aus Lille, der als Adjutant beim Befehlshaber einer Transporteinheit diente. Er wollte Benzin von mir. Zynisch entgegnete ich ihm: «Eine Hand wäscht die andere. Entweder Sie besorgen mir ein Auto, oder Sie bekommen kein Benzin.» Wir wurden handelseinig, und so brach ich endlich nach Mons auf. Aber diese Lektion reichte mir, und fortan baute ich mir mein eigenes Verbindungssystem auf, wie ich es gerade geschildert habe.

Auf welcher wundersamen Weise hätten sonst die Befehle rechtzeitig übermittelt werden sollen, wo doch die Armee oft genug gar nicht wusste, wo ihre verschiedenen Truppenteile standen? Eines Tages, als das Kavalleriekorps einen Stellungswechsel vorgenommen hatte, wollte der Verbindungsoffizier des Benzindepots wie üblich Kontakt zu diesen guten Kunden aufnehmen. Als er wieder bei uns ankam, ging ich mit ihm zum 3. Büro. Ich hielt es für ratsam, mich davon zu überzeugen, ob unsere grossen Taktiker auch tatsächlich den exakten Standort des neuen Gefechtsstands kannten. Die Überprüfung ergab, dass die wirkliche Position um etwa dreissig Kilometer von jenem Punkt abwich, den sie bereits auf der Karte markiert hatten. Ich höre noch das zähneknirschende «Danke», mit dem uns unsere Intervention vergolten wurde. Dieselben Unklarheiten herrschten bei den Verbindungen auf horizontaler Ebene. Wenig später musste ich Lachamp zum Stab der britischen Streitkräfte entsenden. Die Angelegenheit war ziemlich wichtig; immerhin ging es um die Zerstörung der Depots in Lille. Wo befand sich zu diesem Zeitpunkt der Generalstab von Lord Gort? Wieder einmal betrat ich das gefürchtete 3. Büro, um mich danach zu erkundigen. Man habe keine Ahnung, antwortete mir B., ohne eine Miene zu verziehen. Glücklicherweise gelang es mir, ein Papier aufzutreiben, das irgendwo herumlag und das, neben anderen Angaben entsprechender Art, auch diese enthielt. Unsere Kameraden waren gar nicht so schlecht informiert, wie sie selbst meinten. Dass aber ein für die Einsatzplanung verantwortlicher Offizier nur eine Minute lang den Gedanken ertragen konnte, mangels elementarer topographischer Angaben keinerlei Möglichkeiten zu haben, mit dem Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen, die unmittelbar an unserer linken Flanke kämpfen sollten, zu kommunizieren, und dass er sich nicht scheute, diese Unkenntnis, auch wenn sie faktisch nicht bestand, ungerührt zuzugeben – dieser Umstand sagt einiges über die Bedingungen aus, unter denen wir zu arbeiten hatten.

Apropos «Engländer»: Haben wir es eigentlich je verstanden, unsere Zusammenarbeit mit ihnen richtig zu organisieren? Es gab wohl keine andere Situation, in der die fatale Unzulänglichkeit unserer Verbindungen, im wahrsten Sinn des Wortes, so krass in Erscheinung getreten wäre.

Allein, das Problem der gescheiterten Allianz ist zu komplex, auch hat es bereits zu leidenschaftliche und böartige Polemiken ausgelöst, als dass man sich erlauben könnte, es wieder nur indirekt anzuzeigen. Man muss endlich den Mut aufbringen, sich ihm unmittelbar zu stellen. Ich will es nach Massgabe meiner Erfahrung tun.

Ich habe gute Freunde in Grossbritannien. Sie haben mir geholfen, Zugang zu ihrer Zivilisation zu finden, die mich mit offenen Armen aufgenommen hat und zu der ich mich seit Langem stark hingezogen fühle. Heute stehen sie meinem Herzen näher denn je, seitdem ich mit ansehen muss, wie sie und ihre Landsleute allein und unter Einsatz ihres Lebens jene Sache verteidigen, für die zu sterben ich gerne bereit gewesen wäre. Ich weiss nicht, ob sie die folgenden Zeilen je zu Gesicht bekommen werden. Wenn sie sie lesen, werden sie vielleicht schockiert sein. Doch sie sind aufrichtig und werden mir, so hoffe ich, meine Freimütigkeit verzeihen.

Die in weiten Kreisen Frankreichs verbreitete Anglophobie wird heute in schamloser Weise ausgebeutet. Das Phänomen als solches ist nicht zu leugnen und hat verschiedene Ursachen. Die einen gehen auf historische Reminiszenzen zurück, die oft zählbarer sind, als man meint: Weder der Schatten der Jungfrau von Orléans noch die bösen Geister eines Pitt oder Palmerston sind aus dem Gedächtnis der öffentlichen Meinung je ganz verschwunden. Vielleicht wäre es für ein altes Volk ein Segen, wenn es leichter vergessen könnte, denn die Erinnerung verzerrt bisweilen das Bild der Gegenwart, der Mensch aber muss in erster Linie sich auf das Neue einstellen. Andere Quellen sind künstlicher und sehr viel unreiner. Die Leser einer bestimmten Wochen-

zeitung, die in der Armee stark verbreitet ist, wurden kürzlich, zur Zeit des italienischen Feldzugs gegen Äthiopien, darüber belehrt, dass es unsere Pflicht sei, England zu «zerstören». Der Artikel war signiert. Aber war es die Unterschrift seiner geistigen Urheber? Jedermann weiss, dass sie nicht aus Frankreich stammten. Aber es gibt noch weitere Gründe. Es ist wohl unvermeidlich, dass es zwei sehr unterschiedlichen Nationen, ungeachtet aller gemeinsamen Ideale, schwerfallen muss, sich gegenseitig kennenzulernen, einander zu verstehen und schliesslich sogar zu lieben (zu mögen). Das gilt in gleichem Masse diesseits wie jenseits des Ärmelkanals; und ich glaube, dass auch die klassischen Vorurteile, wie sie der Durchschnittsengländer, zumal aus kleinbürgerlichen Schichten, gegenüber seinem «gallischen» Partner hegt, nichts von ihrer alten Frische eingebüsst haben. Und leider gab es im Verlauf unserer letzten, viel zu kurz währenden Waffenbrüderschaft gewisse Vorfälle, die nicht dazu beigetragen haben, das Missverständnis auszuräumen.

Bei den britischen Streitkräften, mit denen wir während der monatelangen Wartezeit in Flandern ständig Tuchfühlung hatten, die unsere Dörfer bevölkerten und unseren Strassenverkehr regelten, spielte die aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangene nationale Armee noch keine grosse Rolle. Zumindest die Truppe bestand fast ausschliesslich aus professionellen Militärs. Sie besass sicherlich alle Vorzüge eines Berufsheers. Aber auch einige seiner Mängel. Dass der Soldat à la Kipling gut gehorcht und gut zu kämpfen weiss, sollte er einmal mehr auf den Schlachtfeldern Belgiens beweisen. Aber er ist ein Plünderer und ein Wüstling. Das sind zwei Laster, die unser Bauer, sofern sie seinen Hühnerhof oder seine Familie in Mitleidenschaft ziehen, nur schwer verzeiht. Im Übrigen zeigt sich der Engländer, wenn er auf dem Kontinent ist, nur selten von seiner besten Seite. Es sei denn, er stammt aus einer besonders kultivierten Schicht. Bei sich zu Hause ist er fast durchweg von vollkommener Zuverlässigkeit.

menheit. Kaum aber hat er den Kanal überquert, neigt er stets ein wenig dazu, den europäischen Gastgeber mit dem «native» zu verwechseln, sprich: mit dem Eingeborenen der Kolonien, der ja per definitionem ein Mensch niederen Ranges ist. Und was an natürlicher Schüchternheit in ihm steckt, bestärkt ihn noch in seiner Sturheit. Gemessen an den grundlegenden Empfindungen und den grossen Interessen unserer Nationen sind das sicher nur Kleinigkeiten. Doch wer sollte leugnen, dass sie auf eine ländlich-dörfliche Öffentlichkeit wie die unsere, die dem Fremden leicht mit Misstrauen begegnet und sich nach aussen hin eher verschliesst, negativ wirken müssen?

Dann kamen, nach schweren Wochen, die Tage der Einschiffung. Die Briten liessen keinen Zweifel daran aufkommen, dass sie den Vortritt beanspruchten; von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen erlaubten sie niemandem von uns, an Bord zu gehen, ehe nicht ihre eigenen Truppen bis auf den letzten Mann die Küste verlassen hätten, und ich gehöre gewiss nicht zu denen, die ihnen das zum Vorwurf machen. Mit Ausnahme derjenigen unserer Streitkräfte, die die Seefront verteidigten, hatte ihre Armee ja am nächsten zur Küste gestanden. Im Übrigen war es nur zu verständlich, dass sie es ablehnten, sich mit Mann und Maus in eine Katastrophe ziehen zu lassen, für die sie sich nicht verantwortlich fühlten. Nachdem die Matrosen des Union Jack ihre Landsleute in Sicherheit gebracht hatten, kümmerten sie sich um uns. Dabei setzten sie sich ohne Rücksicht auf die Gefahr ebenso selbstlos ein und behandelten uns mit derselben herzlichen Anteilnahme wie ihre eigenen Passagiere.

Doch auch hier wollen wir versuchen, die unvermeidlichen Gefühlsregungen zu verstehen. Dazu muss man sich die Situation unserer Soldaten vergegenwärtigen: Von ihren eigenen Befehlshabern der Möglichkeit beraubt weiterzukämpfen, warteten sie an den langen Stränden Flanderns oder in den Dünen verzweifelt auf den Augenblick, da sie den Gefangenenlagern des Dritten

Reichs entkommen würden; nicht nur das Gefühl, dass der Feind jeden Tag näherrückte, auch die täglich heftiger werdenden Luftangriffe, denen sie ausgesetzt waren, verstärkten in ihnen die Gewissheit, dass nicht alle von ihnen entkommen würden, was sich dann ja auch bestätigte. Welch übermenschlicher Selbstverleugnung hätte es bedurft, um ohne Bitterkeit im Herzen mit anzusehen, wie ein Schiff nach dem anderen ihre ausländischen Kameraden in die Freiheit brachte? Helden mochten sie wohl sein, aber bestimmt keine Heiligen. Hinzu kamen gelegentlich schmerzliche Vorfälle, wie sie sich in einer solchen Hektik vielleicht schwer vermeiden liessen, die aber ganz dazu angetan waren, schon bestehende Empfindlichkeiten weiter zu reizen. So etwa die Geschichte – für deren Wahrheit ich mich verbürge – jenes französischen Offiziers, der einem britischen Regiment als Verbindungsmann gedient hatte und erleben musste, wie ihm – nach Monaten der Kameradschaft im Quartier und im Feld – der Zugang zur Landungsbrücke des Dampfers, über die seine alten Freunde an Bord gingen, rigoros verwehrt wurde, und der allein am Strand zurückblieb. Die rührende Aufmerksamkeit, die vielen unserer Leute zuteil wurde, als sie einmal englischen Boden unter den Füßen hatten, trug stark dazu bei, solche Wunden zu heilen. Doch bisweilen blieb uns auch dieser Balsam versagt. Der Empfang durch die Bevölkerung war ausnahmslos von grosser Herzlichkeit. Die Behörden dagegen begegneten uns manchmal mit einer Rigidität, aus der zuviel Misstrauen sprach. Die Lager wirkten mitunter wie Gefängnisse. Es ist sicher immer eine lästige Angelegenheit, mit erschöpften Truppen umgehen zu müssen. Dass einer Verwaltung, die eine heikle Aufgabe zu bewältigen hatte und vor allem darauf bedacht war, die Ordnung aufrechtzuerhalten, einige Ungeschicklichkeiten unterliefen, darf nicht verwundern; aber genauso natürlich ist es, dass diese Fehler bei denen, die von ihnen betroffen waren, Spuren hinterlassen haben.

Immer wieder ist behauptet worden, die Briten hätten uns nur unzureichend geholfen. Da man hiermit unsere eigenen Unzulänglichkeiten entschuldigen wollte, ist man sogar so weit gegangen, falsche Zahlenangaben zu machen. Aus besserer Kenntnis weiss ich, dass sie in Flandern weit mehr als drei Divisionen im Einsatz hatten. Indes beruht nicht alles, was diese schädliche Propaganda verbreitet, auf Erfindungen.

Wer sich ein wenig mit politischen und gesellschaftlichen Traditionen auskennt, die so ganz anders sind als die unseren, der wird die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fraglos als eine bedeutende und couragierte Tat ansehen. Allerdings lässt sich kaum leugnen, dass diese Courage sich mit einiger Verspätung eingestellt hat, und es wird niemanden verwundern, wenn der an der Front kämpfende Franzose von dreissig bis vierzig Jahren sich bisweilen die Frage stellte, wieso der gleichaltrige Engländer eigentlich zu Hause geblieben war. Inzwischen hat Grossbritannien durch die vielen Opfer, die ihm abverlangt werden, diesen Rückstand mehr als wettgemacht. Aber wer konnte seinerzeit die Zukunft voraussehen?

Tatsache ist auch, dass, als die 1. Armee einen Durchbruch von Norden nach Süden in Richtung Arras plante, um sich mit den in Gegenrichtung vorrückenden französischen Truppen an der Somme zu vereinigen, das britische Oberkommando fast im letzten Augenblick seine ursprünglich zugesagte Unterstützung zurückzog. Diese Geste hinterliess natürlich anhaltende Verbitterung. Aber es gab auch Leute, die von ihr profitierten; dasselbe galt übrigens wenig später für die belgische Kapitulation, die ein Skeptiker in unserem 3. Büro, als er von ihr erfuhr, mit den Worten kommentierte: «Welch eine Chance für General Blanchard!» Dabei waren wir schon vor dem Abfall Leopolds III. vollständig eingekreist, und bereits zu mehr als der Hälfte, als die Briten die geplante Offensive platzen liessen. Gibt es für unsere Fehler ein idealeres Alibi als das Versagen der anderen?

Damit erübrigte sich auch jeder ernsthafte Versuch, den «deutschen Kessel» von Norden her aufzubrechen: Angesichts der britischen Weigerung musste er von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Ich fürchte, von der Form her war diese Absage nicht gerade elegant. Wenn es auch aufgrund der veränderten strategischen Situation vielleicht unmöglich erschien, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, so hätte der Stab des Expeditionskorps doch das französische Oberkommando nicht so lange im Ungewissen lassen dürfen, wie er es offenbar getan hat. (Aber hierzu habe ich natürlich nur eine Version gehört, nämlich die unsere.) Im Prinzip war die Entscheidung von Lord Gort wahrscheinlich nicht einmal ungerechtfertigt.⁹ Jedenfalls wird der Historiker, der nicht so sehr urteilen als vielmehr verstehen will, keinerlei Mühe haben, sie zu erklären. Spätestens hier wird es nötig, die Situation einmal von der anderen Seite aus zu betrachten.

Unsere eigene Offensive nach Süden kam nur schleppend in Gang: Aufklärung, Aufmarsch, Artillerievorbereitung, mit einem Wort, all die einleitenden Operationen, die nach klassischer Doktrin unerlässlich waren, benötigten sehr viel Zeit. Schon einmal hatten sie den Beginn der Aktion verzögert. Geplant war etwas wie eine Schlacht von Malmaison* in reduziertem Format. Ich weiss nicht, ob man hätte schneller machen können. Vielleicht liess es die Aufstellung unserer Armee, die sich bis zur Schelde hin erstreckte, schon gar nicht mehr zu. Was ich wohl weiss, ist, dass bei diesem langsamen Tempo die Gefahr bestand, dass der Feind einem zuvorkam. Gab man ihm damit nicht Gelegenheit, seine Truppen zwischen unserer Armee und der im Süden, die zunächst lediglich aus einer kleinen Vorhut bestanden hatte, in

* Anspielung auf die erfolgreiche Offensive Pétains vom 23. bis 26. Oktober 1917, bei der die 6. Armee die deutschen Gräben in der Gegend um das Fort Malmaison, westlich des Chemin des Dames, auf 11 km Breite gestürmt hatte. *A.d.Ü.*

aller Ruhe aufzufüllen und gleichzeitig seinen Druck auf unsere anderen Fronten zu verstärken? Wahrscheinlich verspürten unsere Verbündeten diese Gefahr, nachdem sie ja inzwischen selbst ziemlich heftig angegriffen worden waren. Sie setzten sich ab, um nicht in die Niederlage, die sie kommen sahen, mit hineingezogen zu werden.

Dies bereitete ihnen umso weniger Gewissenskonflikte, als sie unterdes begonnen hatten, unsere Methoden einer unnachsichtigen Kritik zu unterziehen. Dieser Vertrauensschwund war, glaube ich, das ausschlaggebende psychologische Moment, das ihr Verhalten während der letzten beiden Wochen des Flandern-Feldzugs bestimmte. Innerhalb weniger Tage hatten sich die Beziehungen zwischen den Verbündeten erheblich abgekühlt. Bekanntlich hatten die Briten seit Kriegsbeginn ein einheitliches Oberkommando akzeptiert. Allerdings in unvollständiger Form und mit merkwürdigen Auswirkungen in der praktischen Durchführung. Das britische Hauptquartier war dem Kommando unseres Oberbefehlshabers direkt unterstellt – ohne Zwischeninstanzen. Daraus ergab sich beispielsweise, dass der Chef unserer 1. Armeegruppe, der die gesamten französischen Operationen von den Ardennen bis zur Küste leitete, mitten unter den Truppen, die er führte, auch eine sehr starke Einheit hatte, die seiner direkten Befehlsgewalt entzogen war. Gewiss hatte die Konzession der Londoner Regierung an uns den ohnehin sehr empfindlichen Nationalstolz der Briten und die noch leichter zu verletzende Berufsehre der Militärs auf eine harte Probe gestellt. Gerechtfertigt war sie sicher angesichts des erdrückenden numerischen Übergewichts unserer Landstreitkräfte. Aber auch durch das Vertrauen in die Kriegskunst unserer Militärs. Immerhin hatte Foch nach Doullens* die alliierten Armeen zum Siege ge-

* In der Ortschaft Doullens bei Amiens fand am 26. März 1918 die frz.-engl. Konferenz statt, auf der beschlossen wurde, alle Truppen der Entente

führt. Man verliess sich darauf, dass sein Nachfolger es ihm gleichtun würde. Jedenfalls waren unsere Offiziere von der vermeintlichen Überlegenheit unserer strategischen Planungen überzeugt. Ich vermute, dass sie das bisweilen ein wenig zu sehr durchblicken liessen.¹⁰ Doch dann kam innerhalb weniger Tage der völlig überraschende Zusammenbruch unserer Armeen an der Maas, der zur Folge hatte, dass plötzlich alles, was weiter im Norden kämpfte, von Einkreisung bedroht war. Für dieses Desaster, bei dem sie leicht ihr gesamtes Expeditionskorps verlieren konnten, fühlten sich die Briten nicht verantwortlich. Ihr Vertrauen war bereits erschüttert. Die Langsamkeit und Unbeholfenheit unseres Ausweichmanövers besorgten den Rest. Unser Prestige war dahin, und man verhehlte es uns nicht. War es die Schuld unserer Verbündeten?

Nachdem der Plan eines gemeinsamen Vorstosses auf Arras gescheitert war, scheinen die beiden Stäbe, offenbar aus Enttäuschung über die jeweils andere Seite, fast gar nicht mehr zusammengearbeitet zu haben. Wie viele Brücken haben die Briten gesprengt, um ihren eigenen Rückzug zu decken, ohne sich darum zu kümmern, ob sie damit nicht uns den unseren abschnitten! Ähnlich geschah es in Lille, wo sie ungeachtet aller Proteste des Ingenieurs vorzeitig die Telefonzentrale für Ferngespräche zerstörten und auf diese Weise die 1. Armee praktisch aller Verbindungsmöglichkeiten beraubten. Wir empfanden sie als rücksichtslos, und ich glaube, dass tatsächlich einige von ihnen aus fraglos berechtigtem Ärger über die Unzulänglichkeiten unserer militärischen Führung es bisweilen am schuldigen Respekt gegenüber den Befehlsempfängern, deren Tapferkeit nicht in Zweifel stand, fehlen liessen.

Durch eine bessere Festlegung der jeweiligen Operationsge-

einem einheitlichen Oberkommando unter Führung von Marschall Foch zu unterstellen. *A.d.Ü.*

bierte beider Armeen hätten sich unliebsame Vorfälle wahrscheinlich vermeiden lassen. Es gab keine Instanz mehr, die das Recht gehabt hätte, solche Grenzen verbindlich zu markieren. Die Verantwortung dafür hatte zuvor beim französischen Generalstab als alleinigem Oberkommando der alliierten Armeen gelegen. Doch nachdem wir einmal eingekreist waren, konnte er uns auch keine Befehle mehr erteilen. Liess sich denn überhaupt keine einvernehmliche Lösung finden? Ich weiss nicht, ob man es versucht hat. Wenn, dann auf jeden Fall ohne Erfolg. Vor allem in Lille wusste man nie, wer eigentlich das Kommando über die Stadt hatte. Vor dem 10. Mai hatte sie fraglos zur britischen Zone gehört. Aber schliesslich war die 1. Armee rund um Lille in Stellung gegangen. Und von dort hatten wir auch einige Tage lang den grössten Teil unserer Benzinressourcen bezogen. Als es darum ging, die Lager funktionsunfähig zu machen, beschlossen wir, dieses Geschäft nicht unseren Verbündeten zu überlassen. Ihre Zerstörungsmethoden – Vermischung des Benzins mit Teer oder Zucker – erschienen uns unzulänglich im Vergleich zu unserem System, das darin bestand, sie zu verbrennen. Als man General Prioux das Problem darlegte, liess er gleichzeitig einen Brief und einen Befehl aufsetzen. In dem an Lord Gort adressierten Schreiben gab er sich den Anschein, als wolle er höflicherweise diesem die Entscheidung überlassen. In dem Befehl, der an uns gerichtet war, behielt er sich diese ganz allein vor. Eine subtile Diplomatie, aus der deutlich wurde, wie gross die Unsicherheit hinsichtlich der jeweiligen Rechte war. Die Verwirrung hielt übrigens bis zum Ende an. Nur ein einziges Benzinlager wurde nicht verbrannt. Es befand sich jenseits eines Kanals, dessen Brücken die Briten bereits gesprengt hatten und den in Booten zu überqueren sie unseren Leuten aus mir unbekanntem Gründen verwehrten. Wer war für ein derartiges Chaos verantwortlich? Bis zu einem gewissen Grad wahrscheinlich die Briten. Doch fanden wir uns viel zu

leicht mit der Situation ab, als dass wir völlig unschuldig dastehen könnten.

Indessen wäre der moralische Bruch weniger tiefgreifend gewesen und seine Konsequenzen weniger gravierend, hätten die Verbindungen zu unseren Alliierten von vornherein auf festerer Grundlage gestanden. Natürlich entbehrte die Situation nicht einer gewissen Komplexität. Der Stab von Lord Gort hatte eine Doppelfunktion: Generalstab der britischen Streitkräfte und Armeestab zugleich. In ersterer stand er direkt mit unserem Generalstab in Verbindung; die von General Voruz befehligte französische Mission repräsentierte bei ihm General Gamelin. In der zweiten stand er – bzw. hätte stehen sollen – in ständigem Kontakt mit unserer 7. Armee, die ihn auf der linken Seite, also zur Küste hin, und mit der 1. Armee, die ihn auf der rechten flankierten. Hier spielte die Delegation keine grosse Rolle mehr. Für die Organisation der Kontakte untereinander waren die Armeen selbst zuständig. In der Praxis sah es freilich so aus, dass sich die gegenseitige Verständigung während der langen Warteperiode meist auf nebensächliche Fragen der Grenzmarkierung beschränkte. Stand indes nicht zu erwarten, dass mit Beginn der aktiven Operationen sich Probleme ganz anderer Art stellen würden? Und dass ihr erfolgreicher Ausgang weitgehend davon abhängen würde, was man zuvor unternommen hätte, um die Verständigung und den gegenseitigen Informationsfluss zu gewährleisten? Der Ablauf der Ereignisse sollte im Übrigen alle düsteren Ahnungen noch übertreffen: Nachdem infolge des deutschen Durchbruchs der Generalstab aus unserem Blickfeld verschwunden war, gab es zwischen den Briten und uns bald praktisch nur noch Verbindungen auf der Ebene der Armeen.

Wie erwähnt, war ich im Prinzip zum Verbindungsoffizier bei den britischen Streitkräften bestimmt worden. Während meiner ersten Wochen in Bohain versah ich diese Aufgabe nach besten Kräften. Man liess mich gewähren, aber besondere Unterstützung

bekam ich nicht. Auch nachdem ich mit der Benzinversorgung beauftragt worden war, setzte ich meine Bemühungen fort. Beim britischen Hauptquartier, das aus Sicherheitsgründen damals auf verschiedene Nester in der Umgebung von Arras verteilt war, hielt ich insbesondere Kontakt zum «Q»¹¹ (sprich «*Kiou*»), das in etwa unserem 4. Büro entspricht. Ich fuhr nach Douai zum Stab eines Armeekorps. Ich nahm Rücksprache mit der französischen Mission. Schon bald wurde mir klar, dass diese gelegentlichen Fahrten allenfalls dazu dienen konnten, im Bedarfsfall ein paar kleine Schwierigkeiten auszuräumen, aber nicht dazu angetan waren, echte Kontakte herzustellen.

Es gibt beim Handeln keinen wirksamen Zusammenhalt ohne ein wenig Kameradschaft, keine Kameradschaft ohne eine Spur von Gemeinschaftsleben. Das trifft sicherlich auf alle Menschen zu. In höchstem Masse aber gilt es für die Briten, die, wenn sie jemanden erst einmal an sich herangelassen haben, von einer Geselligkeit und Vertraulichkeit sind, die manchmal bis zur Arglosigkeit gehen kann; dem nur gelegentlichen Gast hingegen begegnen sie – trotz ihrer vollkommenen Höflichkeit – eher mit Distanz. Wurde man bei einer ihrer Dienststellen vorstellig, so bekam man korrekt die gewünschte Auskunft. Aber eben auch nicht mehr; und bei uns wäre es sicher nicht anders gewesen. Reichte das aus? Das Ziel hätte sein müssen, den Umgang mit der Apparatur einer Kriegsmaschine zu lernen, die sich von der unseren erheblich unterschied und gleichwohl mit ihr abgestimmt sein sollte; ihre etwaigen Mängel zu durchschauen (und welche Armee hat keine?); Standpunkte zu begreifen und sie sodann anderen verständlich zu machen, die fatalerweise nicht immer mit denen unserer militärischen Führung übereinstimmten; vor allem aber jene direkten menschlichen Beziehungen anzuknüpfen, die es überhaupt erst ermöglichen, dass beide Seiten fruchtbare Vorschläge machen können, ohne die Eigenliebe des jeweils anderen

zu verletzen, und die verhindern, dass angesichts der Gefahr jeder nur noch an sich selbst denkt. Mit einigen Gelegenheitsbesuchen war es da sicher nicht getan. Es wäre nötig gewesen, an den Ritualen des britischen Lebens teilzunehmen – «*five o'clock tea*»/ Whisky and Soda –, es hätte jener Clubatmosphäre bedurft, aus der sich dann am Arbeitstisch eine freundschaftliche Zusammenarbeit entwickeln kann. Mit einem Wort, es hätte beim alliierten Generalstab permanent ein Offizier der 1. Armee vertreten sein müssen. Diese Auffassung teilte ich mit dem Stabschef der französischen Mission, und so entsprach es im Übrigen auch der Praxis der 7. Armee, deren Bemühungen in dieser Hinsicht allerdings durch den Gang der Ereignisse vereitelt werden sollten. Denn mit Ausnahme des XVI. Korps, das zur Verteidigung Dünkirkens zurückblieb, zog man sie – ich glaube, am 15. oder 16. Mai – von der Anvers-Front ab, um sie in die Bresche an der Maas und Oise zu werfen, wo sie nahezu aufgerieben wurde.

Bei der 1. Armee beschränkten wir uns darauf, einen Vertreter des britischen Generalstabs in unserem 3. Büro zu empfangen. Der erste, den ich kennenlernte, war ein ehemaliger Berufsoffizier, der Banker in der City geworden war. Seine gleichzeitig zuvorkommende und brüske Art, seine geniesserische Lebensfreude, sein Humor, der auf uns sicher stärker wirkte als auf seine Landsleute, all das hatte ihn beliebt gemacht. Er erfüllte sein Amt mit Hingabe, doch sagte man ihm auch nach, er lege ziemlich viel Wert auf die Autorität, die ihm seine Mission verschaffte. Möglicherweise empfand er den übertriebenen Eifer, den einige unserer Kameraden an den Tag legten, als Bedrohung seiner Kompetenzen, die er gegen jede Beschneidung zu verteidigen fest entschlossen war. Ich persönlich habe immer nur die besten Beziehungen zu ihm unterhalten. Aber offenkundig war er sehr darauf bedacht, alle Fäden der Verbindung in der Hand zu halten. So gesehen war vielleicht der Einfluss, den er auf unsere Chefs hatte,

nicht immer ganz ungefährlich. Vor allem zeichnete er sich durch eine unglaubliche Gewandtheit aus. Im Übrigen war er tief von den Klassenvorurteilen geprägt, wie sie im englischen Grossbürgertum verbreitet sind, und ich vermute, dass er auch nicht frei war von jenen nationalen Überheblichkeiten, die zur alten «Tory»-Tradition gehören, auch wenn er sich taktvoll hütete, sie uns gegenüber auszuspielen.

Es wäre arg naiv gewesen, hätte man erwartet, von ihm Auskünfte über eventuelle Mängel in der Ausrüstung oder den Methoden der britischen Armee zu erhalten. Er verliess uns kurz vor dem 10. Mai, um einen Posten im Blockadeministerium in London anzutreten, das heisst, zu früh, um uns jene nützlichen Dienste zu leisten, die er uns in einer aktiveren Phase, davon bin ich überzeugt, mit Sicherheit erwiesen hätte. Zu seinem Nachfolger, der zwar genauso verbindlich war, aber nicht soviel Lebensart besass, pflegte ich weniger Kontakt. Dienstlich hatte ich nur ein einziges Mal mit ihm zu tun, und zwar in Lens; dabei vermittelte er mir den Eindruck, dass es ihm in erster Linie darum ging, sich vor jeder Verantwortung zu drücken. Doch unabhängig davon, welche persönlichen Eigenheiten diese Delegierten der verbündeten Armee auch mitbringen mochten, selbst die besten unter ihnen besorgten letztlich doch nur annähernd diplomatische Kontakte. Welche Regierung, die enge Beziehungen zu einem befreundeten Land unterhalten will, die wissen möchte, was dort vorgeht, die daran interessiert ist, die Freundschaft auf der festen Grundlage gegenseitigen Verständnisses aufzubauen, wird sich damit begnügen, dem Botschafter der anderen Nation Gastfreundschaft zu gewähren? Und aus lauter Begeisterung über die Anwesenheit dieses Bevollmächtigten darauf verzichten, ihren eigenen Beauftragten dorthin zu entsenden?

Eines Tages nahm ich also meinen ganzen Mut zusammen und bat den stellvertretenden Stabschef, der damals die Funktionen

des Chefs ausübte, um eine Unterredung. So gut ich konnte, versuchte ich ihm meine soeben angeführten Argumente darzulegen. Dabei wies ich ausdrücklich darauf hin, dass ich die Stellung eines permanenten Verbindungsoffiziers beim Stab von Lord Gort keineswegs für mich beanspruchte; damit sollten, wie ich fand, eher Kameraden beauftragt werden, die in der Kriegskunst besser bewandert waren als ich. Aber ich stellte mich ungeschickt an. Da ich fürchtete, meine persönliche Ansicht könnte zu wenig Gewicht haben, hielt ich es für ratsam, sie durch die massgeblichere Auffassung des Stabschefs der französischen Mission zu untermauern. Ein fataler Missgriff! Der Oberstleutnant, an den sich mein Plädoyer richtete, war ausgerechnet ein Intimfeind jenes anderen Oberstleutnants, den ich als Gewährsmann bemühte. Damit hatte ich meiner Sache keinen guten Dienst erwiesen. Die Wege der Kriegsakademie sind für jeden, der nicht in ihren heiligen Hallen gross geworden ist, mit Stolpersteinen gepflastert! Mein Gesprächspartner hörte mir höflich zu. Dann gab er mir zu verstehen, dass ich ihn nicht im Mindesten überzeugt hätte: Seines Erachtens genügte es, wenn ein britischer Offizier bei uns vertreten wäre. Später versuchte ich noch einmal, den französischen Generalstab für die Sache zu gewinnen. Auch diesmal ohne Erfolg. So verzichtete ich schliesslich, ohne dass irgendjemand etwas eingewendet hätte, auf das lästige Hin- und Herfahren nach Arras und zurück, bei dem ohnehin nie mehr herausgekommen war als ein paar Minuten allgemeiner Plauderei, und widmete mich fortan fast ausschliesslich der Benzinversorgung.

Während des Feldzugs war ein höherer Offizier unseres Stabs, der zuvor schon einige Kontakte mit den Briten gehabt hatte, als regulärer Verbindungsmann bei ihrem Hauptquartier abgestellt. Er war intelligent und weit weniger borniert als die meisten Vertreter seines Standes, und ich bin überzeugt, dass er nicht nur sein Bestes tat, sondern auch seine Aufgabe besser erfüllte, als es ir-

gendein anderer vermocht hätte. Aber er hatte nie enger mit unseren Verbündeten zusammengelebt, was jetzt erst recht nicht möglich war, da er den grössten Teil seiner Zeit damit zubrachte, von einem Befehlsstand zum anderen zu eilen. Die Umstände waren nicht dazu angetan, ein Vertrauensverhältnis zu begründen, das seine Bewährungsprobe nur hätte bestehen können, wäre es fest eingewurzelt gewesen – es entsteht nicht über Nacht und besteht nicht bloss auf dem Papier; Bestand hat es nur kraft einer Vielzahl kleiner menschlicher Beziehungen, die zusammen ein festes Band ergeben. Das hatten wir bei der 1. Armee allzu sehr vergessen, und dieses Versäumnis sollte uns hart zu stehen kommen.¹²

Bei meinem Eintritt in die Armee war ich, wie bereits erwähnt, zunächst für einige Tage dem 2. Büro zugewiesen worden, das für Aufklärung zuständig ist. Durch meine Versuche, eine präzise und aktuelle Liste der belgischen Benzinlager aufzutreiben, kam ich später auch mit den 2. Büros der Armeegruppe und des Generalstabs in Kontakt. Im Übrigen wäre ich ein miserabler Historiker, hätte ich Fragen der Information und Auskunft nicht stets ein besonders reges Interesse entgegengebracht. Aber gerade, weil ich Historiker bin, mussten mich die Methoden, die in meiner Umgebung gebräuchlich waren, schon bald beunruhigen.

Man verstehe mich recht. Es geht mir keineswegs darum, hier generell und a priori eine ganze Gruppe von Menschen zu verurteilen, unter denen sich, sowohl als Aktive wie in der Reserve, sicherlich viele tüchtige, engagierte und sachkundige Leute befanden. Im Verlauf meiner Nachforschungen fand ich beim 2. Büro des Generalstabs zwar keine sonderlich wirksame Unterstützung, aber zumindest stets freundliche Aufnahme; bei der Armeegruppe hingegen sogar Verständnis und wertvolle Hilfe. In der Armee genossen wir kein besonders hohes Ansehen, und beim Stab machte man kein Geheimnis daraus. Der Offizier, dem

unser 2. Büro unterstand, ein Mann von vorteilhafter Erscheinung, hätte sicher an der Spitze eines gut gewienerten Bataillons bei der Parade eine blendende Figur gemacht. Und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, dass er auch auf dem Schlachtfeld Haltung bewiesen hätte. Doch die Aufgabe, die ihm anvertraut war, überforderte ihn offensichtlich ganz erheblich. Indes gab es auch hier, ungeachtet aller Mängel an der Spitze, nicht nur Schatten. Ich hatte hervorragende Kameraden, fast Freunde, beim 2. Büro, vor allem in der Dolmetscherabteilung, die von einem Industriellen aus Lyon mit feinfühligem und eloquentem Autorität geleitet wurde. Diese Leute gaben wirklich ihr Bestes, schonten sich nicht und bewiesen innerhalb ihres zwangsläufig beschränkten Bereichs ein hohes Mass an Intelligenz.

Dennoch muss man sagen, dass wir unglaublich schlecht informiert waren. Einen Teil der Aufklärung in Belgien konnte ich selbst aus der Nähe verfolgen. Wie erwähnt, hatte uns der Generalstab von Anfang an nur mit vagen und häufig falschen Angaben über Standort, Kapazität und Inhalt der dortigen Benzinlager versorgt. Schlimmer noch, er dachte überhaupt nicht daran, uns bessere Informationen zu liefern. Wie war denn bei der belgischen Armee die für die Kraftstoffversorgung zuständige Abteilung organisiert, mit der wir ja im Fall gemeinsamen Vorgehens gegen einen Aggressor notwendigerweise zusammenarbeiten mussten? Ich versuchte es herauszufinden. In einem von General Blanchard eigenhändig unterzeichneten Schreiben baten wir um einige Angaben. Es wurde nie beantwortet. Ich habe allen Grund anzunehmen, dass ein derartiger Mangel an Wissen nicht für meinen Zuständigkeitsbereich allein charakteristisch war. Es gab verschiedene Ursachen, die dafür verantwortlich waren.

Zunächst einmal die übergrosse Fülle an Informationsorganen und die Rivalität, die sich aufgrund einer fatalen Neigung, auf die

wir noch zurückkommen werden, fast zwangsläufig zwischen ihnen einstellte. Die Militärattachés unterstanden nicht dem Generalstab, sondern dem Ministerium, das eifersüchtig über seine Weisungsbefugnisse wachte. Scheinbar aus Respekt vor der Neutralität Belgiens einigten sich Ministerium und Generalstab darauf, den untergeordneten Stäben jede direkte Erkundung auf belgischem Territorium zu untersagen. Tatsächlich liessen sich weder die Armeegruppe noch die Armeen davon abhalten, auf eigene Faust etwas in dieser Richtung zu unternehmen. Auf diesem mehr oder weniger heimlichen Wege ist es uns gelungen, manch nützlichen Hinweis zu erhalten. Hätte man nicht besser daran getan, die verschiedenen Bemühungen zu koordinieren?

Ebenso wäre es erforderlich gewesen, sie besser, mit ausgeprägterem Sinn fürs Konkrete, zu leiten. Ein 2. Büro müsste eigentlich so etwas sein wie eine Agentur, die den jeweiligen Anforderungen ihrer Klienten, das heisst der vielfältigen Organe der militärischen Führung, nachzukommen hätte: Artillerie, Luftwaffe, Panzerverbände, Organe, die für die Regelung des Strassen- und Schienenverkehrs zuständig sind, endlich strategische Planungsstellen, die sich um alles kümmern. Jedes dieser verschiedenen Kommando-Organ kommt mit seinen spezifischen Problemen, die der Nicht-Fachmann nur zu leicht vernachlässigt. Diese Agentur müsste versuchen, ihre Bedürfnisse vorherzusehen und im Voraus zu erfüllen. Gleich nach Erhalt müsste sie die Daten weiterleiten, die dem jeweiligen Organ dienlich sind.

Stattdessen blieb die Informationsbeschaffung fast immer auf denselben Ausschnitt beschränkt, der sich aus Traditionen ergab, die dem Materialkrieg praktisch keinerlei Rechnung trugen. Vor allem legte man grossen Wert darauf, die «Schlachtordnung des Gegners», also die Aufstellung seiner Einheiten, hypothetisch nachzustellen, weil man sich davon Aufschluss über seine Absichten versprach, doch lässt die Geschwindigkeit, mit der heut-

zutage Bewegungen durchgeführt werden, meistens drei oder vier verschiedene Interpretationen zu. Gelegentlich stellte man auch Untersuchungen moralischer oder politischer Art an, die in der Regel von keinerlei gesellschaftlicher Analyse getrübt waren. So erinnere ich mich an eine Broschüre über Belgien, die uns Erkenntnisse über die sozialen Kräfte im Innern des Landes vermitteln wollte, indem sie uns in bester *Gotha-Manier* darüber belehrte, dass das Königreich eine «konstitutionelle Monarchie» sei. Allerdings, das haben wir gemerkt!

Was die Weitergabe von Informationen betrifft, so erzählt ein alter Scherz in Stabskreisen davon, wie ein 2. Büro, kaum dass es irgendeinen Hinweis erhalten hat, nichts Eiligeres zu tun hat, als sofort ein Schreiben darüber aufzusetzen, mit roter Tinte «Streng geheim» darauf zu schreiben und es in einem Safe mit dreifacher Sicherung zu verschliessen, damit diejenigen, die es eventuell angehen könnte, bloss keinen Zugang dazu haben. Eines Tages konnte ich mich selbst davon überzeugen, dass die Anekdote nicht auf reiner Erfindung beruht. Ich hatte bei unserem 2. Büro erreicht, dass das kommentierte Verzeichnis der belgischen Benzinlager, das wir schliesslich doch hatten zusammenstellen können, an das Armeekorps weitergeleitet wurde. Kurz darauf liessen wir den grossen Einheiten eine allgemeine Instruktion zukommen, welche sie über ihre Kraftstoffversorgung im Fall eines Einmarschs nach Belgien unterrichtete. Sie enthielt im Wesentlichen Anleitungen darüber, welche Requisitionen vorzunehmen wären und welche Depots die Armee selbst anzulegen hätte; hinsichtlich der Standorte der im Lande selbst vorhandenen Vorräte begnügten wir uns mit einem Hinweis auf das zuvor übermittelte Verzeichnis. Diese Instruktion wurde bei den verschiedenen Stäben jeweils dem 4. Büro zugestellt, das ja für die Versorgung zuständig ist. Noch am selben Tag erhielt ich einen bissigen Telefonanruf von einem Kameraden, der bei einem der Korps das ent-

sprechende Ressort leitete wie ich: «Sie erwähnen da ein Verzeichnis. Das haben wir nie zu Gesicht bekommen.» Wir gingen der Sache nach. Die Weitergabe war tatsächlich korrekt erfolgt. Nur gelangt eben alles, was von einem bestimmten Büro kommt, in direkter Talfahrt immer zum Büro derselben Kategorie auf einer unteren Ebene. Und so war das Papier unausweichlich beim 2. Büro des Korps gelandet. Dort hatte man es unverzüglich in den berühmten Giftschränk verbannt, ohne dass irgendjemandem im Traum eingefallen wäre, den einzigen Offizier, der damit etwas hätte anfangen können, von seiner Existenz zu unterrichten. Um mich herum allgemeines Achselzucken: «So machen sie's halt immer!» Einen Verweis zu erteilen oder Massnahmen zu ergreifen, damit sich ein derartiger Vorgang nicht wiederholte, auf diese Idee kam niemand. Die Routine schien unausrottbar zu sein.

Unser 2. Büro war, wie wir wohl wussten, keineswegs ein Vorbild. Freilich, was hier während der Wartephase, die der deutschen Offensive vorausging – und die ja theoretisch auch eine Studienphase war –, an Dokumenten angefertigt wurde, das musste bisweilen selbst die Abgebrühtesten in Staunen versetzen. So gab es etwa eine berühmte Übersichtskarte der Eisenbahnlinien, auf der der Grenzverlauf so unglücklich markiert war, dass Aachen unversehens zu einer belgischen Stadt avancierte, und auf der die Bahnlinie Hamburg-Berlin als Nebenstrecke eingestuft war. Aber letzten Endes konnte man sich einigermaßen zu rechtfinden. Viel subtilere und in der Folge gravierendere Konzeptionsfehler enthielten die in kurzer Folge erscheinenden «Informationsbulletins». Man stelle sich einen Wissenschaftler vor, der von Zeit zu Zeit den Stand seiner Untersuchungen bilanziert: etwa einen Archäologen, der sukzessive die Protokolle seiner Grabungsarbeiten veröffentlicht, einen Mediziner, der seinen Schülern die Krankenblätter eines bestimmten Falles aushändigt, oder auch die berühmten Forschungsprotokolle von Pasteur. Was erwarten wir von solchen Mitteilungen? Dass sie uns zu jedem

Zeitpunkt sagen: Bitte sehr, diese Angabe, die beim letzten Mal noch ungewiss war, gilt heute als bestätigt; eine andere Interpretation hingegen, die vor kurzem noch unanfechtbar schien, lässt sich aufgrund unseres neuesten Informationsstands nicht mehr aufrechterhalten; dort wiederum, wo es sich nicht um vergangene Dinge handelt, sondern um Phänomene, die im Verlauf ihrer Entwicklung untersucht werden, ist ein neues Faktum aufgetaucht, das möglicherweise eine grundlegende Wandlung andeutet. Mit anderen Worten: Da jedes Wissen an sich eine progressive Bewegung des Geistes anzeigt und sich die Kenntnis von naturgemäss wechselhaften Ereignissen nur aus der Untersuchung ihrer Verlaufskurve ergeben kann, wird ein einzelner Forschungsbericht immer nur wenig aussagekräftig sein, sofern er nicht einen Bezug zu den vorangegangenen Berichten herstellt. Unsere diversen «Bulletins» aber folgten aufeinander, ohne dass ihr Zusammenhang je erkennbar geworden wäre. Vergleich man sie sorgfältig miteinander, musste man feststellen, dass sie sich häufig widersprachen; auch konnte es vorkommen, dass sie die Aufmerksamkeit zunächst auf bestimmte Gegebenheiten lenkten, die offenbar ergiebig schienen, um später diese Linie sang- und klanglos zu verlassen. Hiess das, dass die erste Information aufgrund der zweiten hinfällig geworden war? Hatte man vermeiden wollen, sich zu wiederholen? Hatte sich die Situation tatsächlich verändert? Man hätte ein rechter Schlauberger sein müssen, um das entscheiden zu können. Ich fürchte, es grenzt an üble Nachrede, wenn ich offen ausspreche, was ich hierüber denke. Dennoch habe ich mich mehr als einmal gefragt, wieviel von dieser Inkohärenz auf blosse Ungeschicklichkeit zurückzuführen war und wieviel auf raffinierte Absicht. Jeder Leiter eines 2. Büros lebt ja ständig mit der Schreckensvision, dass an dem Tag, an dem es hart auf hart geht, die angeblichen Gewissheiten, mit denen er die Führung gewappnet hat, von den Tatsachen Lügen ge-

strafft werden. Böte man ihr nun eine Fülle von einander widersprechenden Informationen zur Auswahl an, so hätte man wenigstens die Möglichkeit, in jedem Falle triumphierend sagen zu können: «Hätten Sie nur auf mich gehört!»¹³

Welchen Nutzen hatten, nachdem die aktiven Operationen begonnen hatten, die täglichen Dienste des 2. Büros für die Strategen des Stabs? Es würde mir ausserordentlich schwerfallen, mich darüber zu äussern. Denn von dem, was es vielleicht getan oder gesagt haben könnte, ist nahezu nichts bis zu mir gedrungen. Eins steht fest: Nachdem sich die berühmten «Bulletins» fortan vorsichtigerweise in absolutes Schweigen hüllten, erfuhren die Offiziere, die ähnliche Aufträge hatten wie ich, über den Feind nicht mehr als das, was sie zufällig bei Gesprächen oder Begegnungen aufschnappen konnten. Das heisst, praktisch nichts. Will sagen: gemessen nicht an ihrer Neugier, die vielleicht müssig war, sondern vor allem an dem, was sie unbedingt wissen mussten, um ihre Aufgaben richtig versehen zu können. Stiess man per Zufall selbst einmal auf eine Meldung von einiger Wichtigkeit, dann konnte es passieren (ich habe ein Beispiel dafür angeführt), dass einem angesichts der Tatsache, dass kein Nachrichtendienst in der Nähe war, an den man sie hätte weiterleiten können, nichts anderes übrig blieb, als den Informanten auf schnellstem Wege zum Befehlshaber der Armee persönlich zu entsenden. Als ob einem Chef, der ohnehin mit Verantwortung überlastet war, Informationen dieser Art nicht ausschliesslich in geraffter und gefilterter Form hätten zukommen müssen! Im Übrigen hätte man sich nicht darauf beschränken dürfen, solche Stellen bzw. «Agenturen», um den von mir verwendeten Vergleich wiederaufzugreifen, die für das Sammeln und die Weitergabe von Informationen zuständig sind, lediglich auf Stabsebene in Form der 2. Büros einzurichten. Meiner Ansicht nach wäre es mindestens genauso nötig gewesen, in jedem Büro jeweils einen Offizier für diese Aufgabe, mit der er voll ausgelastet gewesen wäre, abzustellen.

Glaubt man denn, es sei ein leichtes gewesen, Einheiten mit Munition, Lebensmitteln, Schanzzeug oder Benzin zu versorgen und den Standort von Munitionsdepots, Güterbahnhöfen, Materiallagern oder Tanklastwagen zu bestimmen, wenn man in dreiviertel aller Fälle nicht einmal wusste, wo sich diese Einheiten befanden oder wo der Feind stand?¹⁴

Gewiss waren die methodischen Fehler unseres 2. Büros und vieler anderer Dienststellen innerhalb der Armeen unseren Chefs zum grossen Teil nicht entgangen, und ich bin überzeugt, dass sich unter ihnen oder in ihrer unmittelbaren Umgebung mancher befand, der zu klar dachte, als dass er sie innerlich nicht scharf verurteilt hätte. Wie aber kommt es dann, dass sie fast nie eine Sanktion oder auch nur eine Versetzung nach sich zogen? «In der französischen Armee versteht man nicht mehr zu bestrafen», sagten manchmal meine jungen Kameraden vom aktiven Dienst. Die Formulierung mag ein wenig brutal klingen, doch die Autoritätskrise, die sie zum Ausdruck brachte, lässt sich nicht bestreiten. Freilich bedarf diese einer eingehenderen Analyse.

Ich hatte früher viel Umgang mit Truppenoffizieren. Für mich besteht kein Zweifel daran, dass es in ihren Reihen, jetzt wie damals, zahlreiche Männer gibt, die fähig sind, ihre Einheiten mit gerechter und geschmeidiger Strenge zu führen, die von der Disziplinlosigkeit, die ich verabscheue, ebenso weit entfernt ist wie von den absurden Schikanen des legendären «Kasernenhof-Schleifers». Kompanie-, Bataillons- oder Regimentsführer zu sein, ist ein schöner Beruf, wenn er nobel, à la française, ausgeübt wird; und ich habe häufig feststellen können, dass er bei gutgearteten Charakteren menschliche Tugenden fördert, für die ich grösste Bewunderung hege. Ich hatte das Vergnügen, sie in jenem brillanten Stabsoffizier verkörpert zu finden, der, ehe er zu höheren Aufgaben abberufen wurde, eine Zeitlang unser stellvertretender Bürochef war. «Seit er nicht mehr da ist, kümmert sich

niemand mehr um uns», sagten melancholisch unsere Schreiber. Nur ungeschickte Menschen befürchten, dass Sympathie mit Vertraulichkeit verwechselt werden könnte.

Aufgrund bestimmter vertrauenswürdiger Berichte habe ich die Gewissheit, dass Führung leider nicht überall mit soviel Umsicht und Intelligenz praktiziert worden ist. Es gibt zwei Wörter, die ich gern aus dem militärischen Vokabular gestrichen sehen möchte: «Schleiferei» und «Drill». Für das Heer des Soldatenkönigs mögen sie taugen, in einer nationalen Armee haben sie nichts zu suchen. Womit ich nicht im Mindesten bestreiten möchte, dass dort wie anderswo – vielleicht mehr als anderswo – Disziplin notwendig ist und dass diese Disziplin auch erlernt werden muss. Aber sie kann nur die Verlängerung der zivilen Tugenden sein und ist, wie Pierre Hamp vom Mut sagte, «eine Form von professionellem Bewusstsein». Eines Tages tat ein Offizier mir gegenüber seine Verwunderung darüber kund, dass die in der Telefonzentrale der Armee angestellten Damen ihren Dienst so gut verrichteten: «Wirklich genauso gut wie Soldaten», sagte er in unnachahmlichem Ton, in dem mehr Empörung als Überraschung schwang. Ob ihn ein derartig überheblicher Kastengeist dazu befähigte, Truppen zu befehligen, die zur Verteidigung des Landes aus dem gesamten Volk rekrutiert worden waren und sich grösstenteils aus Männern zusammensetzten, welche sich längst an die Unabhängigkeit einer zivilen Existenz gewöhnt hatten?

In der Praxis wird «Drill» fast immer mit dem Respekt vor äusserlichen Formen verwechselt, dessen Wert nicht zu bestreiten ist, sofern er den Ausdruck einer tiefgehenden Disziplin darstellt, den man jedoch nicht sinnvoll von jemandem verlangen kann, wenn nicht zugleich ein Vertrauensverhältnis geschaffen wurde, das so fest ist, dass solche Gesten der Ehrerbietung sich spontan ergeben. Ich bin damit einverstanden, dass man den Menschen «bearbeitet»; aber ein wahrer Chef wird dabei immer den ganzen Menschen berücksichtigen. War das ein solcher Chef,

jener Oberst, der, wie ich aus sicherer Quelle weiss, einen Unteroffizier degradierte, nur weil er ihn an einem kalten Wintertag mit den Händen in den Manteltaschen angetroffen hatte? Der den ganzen Tag lang damit beschäftigt war, Bemerkungen über die Kleiderordnung zu verfassen, während er seine Truppe mitten im Winter in schlecht eingerichteten Unterkünften frieren liess?

Ich habe selbst miterleben können, welche Auswirkungen ein solcher Versuch des «Auf-Vordermann-Bringens» hatte. Es war in der Normandie, als wir uns nach dem Flandern-Feldzug neu sammelten. Wie gutwillig und brav sich unsere Soldaten dabei doch verhielten! Es gab niemanden von uns, nicht einmal unter den alten Haudegen, den dies nicht berührt hätte. Todmüde nach einer langen Reise stiegen sie aus dem Zug, viele von ihnen waren ausgehungert, manche hatten nichts weiter an als die merkwürdigen Klamotten, die ihnen nach dem Schiffbruch die Engländer zugeteilt hatten. Unterwegs hatten sie ihre Einheiten, ihre unmittelbaren Vorgesetzten, ihre Kameraden aus den Augen verloren. Häufig mussten sie noch viele Kilometer zu Fuss weiterlaufen, um endlich das Quartier zu erreichen, wo sie ein wenig von jener Atmosphäre gegenseitiger Hilfe finden würden, die für den Soldaten so wichtig ist. Und doch keine einzige Klage; ein aufrichtiges «Danke» für jede kleine Aufmerksamkeit, die ihnen zuteil wurde; Erleichterung nicht nur darüber, dass sie sich, zumindest vorläufig, sicher fühlen durften, sondern genauso darüber, dass sie diesen oder jenen Offizier, um dessen Schicksal sie sich gesorgt hatten, wohlbehalten wiedersahen. Dort habe ich so manchen Händedruck erhalten, der mir das Herz erwärmte. Sollte ich je in Versuchung geraten, am französischen Volk zu verzweifeln, so wird die Erinnerung an jene Tage mich davor bewahren.

Dann wurde uns ein General als neuer Befehlshaber zugeteilt: fraglos ein Mann mit besten Absichten, vollkommen aufrichtig

in seiner militärischen Überzeugung, ebenso hart gegen sich selbst wie gegen andere, doch von einem psychologischen Gespür, das leider nicht so entwickelt war wie seine übrigen Qualitäten. Er fand, die Zustände entsprächen nicht denjenigen in einer ordentlich geführten Kaserne, und gedachte diesem Mangel abzuweichen. Die Rundgänge der Offiziere wurden verstärkt, und es hagelte tadelnde Bemerkungen über Verstöße gegen die Bekleidungsordnung. Nachdem wir der «Hölle von Flandern», wie es in den Zeitungen etwas pompös, aber sicherlich nicht völlig übertrieben hiess, entronnen waren, hatten sich viele von uns die Freiheit genommen, ihre Frauen in die Dörfer kommen zu lassen, wo wir untergebracht waren: mindestens ebenso viele gemeine Soldaten wie Offiziere, so dass die Gleichheit gewahrt blieb. Der General tobte. Ein Krieger soll, wenn es ihm beliebt, ins Bordell gehen; ehelicher Verkehr hingegen hat zu unterbleiben, weil er verweichlicht. Da unser neuer Chef auf seine Art ein Gerechter war, verdonnerte er gleich zu Beginn den alten General des Reservekadets, der uns zuvor befehligt hatte, zu zwei Wochen verschärften Arrests; war ihm dieser nicht eines Abends Arm in Arm mit seiner ehrwürdigen Gemahlin begegnet? Allgemeines Gelächter. Den Reservisten tröstete das keineswegs. Innerhalb weniger Tage machte sich eine Veränderung in der Truppenmoral bemerkbar. Ein bezeichnendes Symptom: waren die Offiziere bis dahin herzlich und bereitwillig gegrüsst worden, so wurde ihnen der Gruss jetzt nur noch knapp und sichtlich gezwungen erwiesen. Eine Pseudo-Dressur hatte es prompt geschafft, die ausgezeichnete Stimmung einer Truppe zu ruinieren, die aus dem Feuer gekommen war und, wie man annehmen musste, wieder dorthin zurückkehren würde.

Mehrere ältere Leute, die bereits 1914-1918 unter der deutschen Besatzung gelebt hatten und diese erneut im Laufe der letzten Wochen erleben mussten, teilten mir unabhängig voneinander eine Beobachtung mit, von der ich sehr überrascht war: Vergli-

chen mit der Armee des Kaiserreichs kamen ihnen die Umgangsformen innerhalb der Nazi-Armee «demokratischer» vor. Die Distanz zwischen Offizier und Soldat scheint nicht so unüberwindlich zu sein (obwohl auch hier die Offiziere den Gruss immer noch nicht korrekt erwidern, wie ich selbst beobachtet habe). Auf allen Ebenen der Hierarchie spürt man deutlicher die Bereitschaft zu einträchtigem Zusammenwirken. Die Grobheit des Mystizismus, der diese Eintracht zustande gebracht hat, darf uns gleichwohl nicht darüber hinwegtäuschen, welch ungeheure Kraft ihr innewohnt; und es wäre katastrophal, wenn bei uns die Macht alter Traditionen im preussischen Stil, die unserem wahren Nationalgeist diametral entgegenstehen und vielleicht sogar in Preussen selbst erledigt sind, dazu führte, unser eigenes Gefühl der Zusammengehörigkeit in Frage zu stellen.

Ob im richtigen oder im falschen Sinne, jedenfalls hatte die französische Armee die alte Kunst des Strafens nicht oder vielleicht nicht genügend vergessen. Andererseits besteht kaum ein Zweifel daran, dass es die militärische Führung versäumte, die langen Monate des Wartens, die ihr der Feind zur freien Verfügung überliess, dazu zu nutzen, überfällige Säuberungen in den Kadern vorzunehmen, so wie sie es hätte tun können und müssen. Während der Zeit der Kampfhandlungen gab es bei der 1. Armee einige aufsehenerregende Entlassungen. Aber musste man es überhaupt erst so weit kommen lassen? Schliesslich waren bestimmte Unzulänglichkeiten ja lange vorher bekannt. Ein weiteres Beispiel gefällig? Das Kommando über unser Armee-Hauptquartier hatte ein alter Offizier inne, dessen gutmütige Herzlichkeit niemanden darüber hinwegtäuschte, dass er vollständig unfähig war. «Seit zweiunddreissig Jahren begreife ich nichts mehr», beliebte er allenthalben kundzutun. Es sollte mich sehr wundern, wenn dieses treuherzige Eingeständnis, über das wir uns jedesmal schiefhlachten, nicht die Runde gemacht hätte und

auf diesem Weg auch zu den Ohren unseres allerhöchsten Befehlshabers gedungen wäre. Solange wir noch in Bohain waren, waren die Befugnisse dieses ehrenwerten Jüngers des Capitaine Bravida nicht von sonderlichem Gewicht. Doch jeder wusste, dass sie in dem Augenblick, da es zu aktiven Operationen kam, erheblich an Bedeutung gewinnen würden. Insbesondere betrafen sie laut Dienstvorschrift die Leitung jener Fahrbereitschaft des Stabes, die sowohl vor als leider auch nach dem 10. Mai immer wieder so viel zu wünschen übrigliess. Dabei wäre die Entlassung eines Offiziers von diesem Rang natürlich längst nicht so problematisch gewesen wie etwa die Versetzung eines Oberbefehlshabers oder eines Armeekommandeurs. Dennoch blieb uns unser unbedarfter Bataillonschef nicht nur den ganzen Winter über erhalten, sondern auch während des gesamten Feldzugs – bei dem wir ihn übrigens so gut wie nie zu Gesicht bekamen –, bis zu dem Tage, als er, unmittelbar vor der Einschiffung in Dünkirchen, auf geheimnisvolle Weise verschwand. Was war mit ihm geschehen? Sein Ende wird wohl immer im Dunkel bleiben. Wir jedenfalls haben nie etwas darüber in Erfahrung bringen können, und man muss wohl vermuten, dass er, was immerhin gut möglich wäre, schlicht und einfach für Frankreich gefallen ist oder das Pech hatte, in Gefangenschaft zu geraten. Es war sicherlich nicht seine Schuld, dass man ihn auf einem Posten belassen hatte, der seine bescheidenen Fähigkeiten bei Weitem überstieg. Dabei handelte es sich keineswegs um einen Einzelfall. Uns fehlte einfach die harte Hand des Joffre von 1914, und wir hätten gut einige seiner Jungtürken von damals gebrauchen können. Manche von ihnen lebten ja noch. Aber sie waren gealtert, mit Ehren überhäuft und durch ein langes Leben im Verwaltungsapparat träge geworden.

Ich glaube nämlich, die Tatenlosigkeit der militärischen Führung ging in erster Linie auf die in Friedenszeiten erworbenen Gewohnheiten zurück. Dazu gehörte nicht zuletzt die strikte Ein-

haltung des bürokratischen Instanzenwegs. Da ist etwa jener Chef des 2. Büros, der es versäumt, eine Information von grösster Wichtigkeit an den betreffenden Offizier weiterzuleiten. Man stelle sich bloss diesen Mann an der Spitze einer grossen Abteilung eines Privatunternehmens vor. Was wäre passiert? Ich vermute, der Firmenchef hätte ihn zu sich zitiert, ihm hinter verschlossenen Türen den Marsch geblasen und ihn schliesslich mit einem nachdrücklichen «Dass mir das nicht noch einmal vorkommt!» wieder an seinen Arbeitsplatz geschickt. Und wahrscheinlich wäre es auch nicht wieder vorgekommen. Nehmen wir jetzt den Fall, wie ich ihn in Wirklichkeit erlebt habe. Um zunächst bei meinem unmittelbaren Vorgesetzten, dann beim Stabschef, schliesslich beim Armeegeneral selbst zu erreichen, dass der verantwortliche Offizier eine Verwarnung erhielt, hätte ich ihnen allen einen schriftlichen Bericht unterbreiten müssen. Schlimmer noch: Nach den sakrosankten Gesetzen der Hierarchie wäre dieser Bericht schliesslich unweigerlich beim Kommandeur des Armeekorps gelandet, denn von einer Befehlsebene zur anderen verkehrt man nur von Chef zu Chef. Unter diesen Bedingungen hätte die Angelegenheit ein solches Ausmass angenommen, dass alle Welt mir davon abriet, sie überhaupt in Gang zu setzen; mein Bericht wäre immer weiter geglättet worden und schliesslich auf irgendeinem erlauchten Schreibtisch liegengeblieben, vorausgesetzt, er hätte seinen Weg bis dorthin überhaupt geschafft. Hinzu kommen die Angst vor irgendwelchem «Ärger», das krampfhaft Bemühen, sich diplomatisch zu verhalten, wie es Emporstrebenden zur zweiten Natur wird, die Sorge, man könnte es sich möglicherweise mit einem Einflussreichen von heute oder von morgen verderben. Auf meinen Vorschlag hin wurde eines Tages beschlossen, dass die Benzinzuteilung für ein bestimmtes Armeekorps verringert und für ein anderes Korps um dieselbe Menge erhöht werden sollte. Folglich gab es zwei schriftliche Anweisungen, die parallel ausgegeben wurden. Den

Befehl zur Reduzierung der Benzinration liess der stellvertretende Stabschef, der damals eben das Kommando führte, von General Blanchard unterzeichnen; das Papier, das dem zweiten Armeekorps eine erfreuliche Aufstockung seiner Kraftstoffreserven in Aussicht stellte, unterzeichnete er hingegen selbst. Damit gab er sich den Anschein, als wäre er für die schlechte Nachricht überhaupt nicht, für die gute aber allein verantwortlich. Auf diese Weise tut man etwas für die Karriere. Durch Schimpfen gefährdet man sie nur, oder zumindest fürchtet man, bisweilen zu Unrecht, sie zu gefährden, wenn man ein offenes Wort riskiert. Die Routine schliesslich fördert ihrem Wesen nach Gleichgültigkeit. In langen Jahren der Bürokratie hatte man sich an viele Unzulänglichkeiten gewöhnt, die nur selten tragisches Ausmass annahmen. Die Zeiten änderten sich. Nicht so die Sitten. Um es kurz zu machen: Man kann wohl nicht behaupten, dass die Stäbe in Friedenszeiten unbedingt eine gute Schule der Charakterbildung gewesen wären. Das machte sich allenthalben nur zu deutlich bemerkbar.¹⁵

Es gibt eine alte militärische Redensart, die die wechselseitigen Beziehungen zweier Offiziere beschreibt, welche gemeinsam die Stufen der Hierarchie erklimmen: «Als Leutnants Freunde, als Hauptleute Kameraden, als Kommandeure Kollegen, als Obersten Rivalen, als Generäle Feinde.» In meiner Umgebung machte man sich manchmal hinter vorgehaltener Hand über die Streitigkeiten zwischen den grossen Chefs lustig, über die ich aufgrund meiner Stellung bei der Armee natürlich nicht aus eigener Anschauung sprechen kann. Geschürt wurden sie von den verschiedenen Klientelen, die um ihren jeweiligen «Patron» ein enges Netz von Willfährigkeiten und Intrigen knüpften; aber dass sie überhaupt entstehen konnten, dafür hatte das beklagenswerte Dickicht der Befehlsstellen gesorgt. Haben wir in der französischen Armee eigentlich je begriffen, dass mit der Zahl der Ebenen, die ein Befehl oder eine Information nacheinander zu durch-

queren hat, das Risiko wächst, dass sie nicht rechtzeitig eintreffen? Dass sich, schlimmer noch, bei einer zu grossen Zahl einander übergeordneter Chefs die Verantwortung zwischen ihnen zunehmend verflüchtigt, bis sie schliesslich von niemandem mehr wirklich empfunden wird? Dieses Grundübel unserer Militärbürokratie hatte sich allenthalben breitgemacht. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass, wenn wir bei der Benzinversorgung die Dienstvorschrift strikt eingehalten hätten, die Vertreter der Armee durch eine dreifache Instanzenleiter von den Befehlsempfängern getrennt gewesen wären. Zwischen dem Kommandeur eines Infanterieregiments und der Division steht als Scheidewand der Stab der Infanteriedivision: «Verzögerungsorgan» nannten wir das zu der Zeit, als ich selber Infanterist war. Es sollte mich wundern, wenn diese Bezeichnung seitdem etwas von ihrer Berechtigung eingebüsst hätte. Weiter oben kam die Armee; die Armeegruppe, die im Prinzip nichts weiter war als ein Koordinationsinstrument, jedoch häufig aus dieser Rolle auszuscheren versuchte; das Kommando des Operationsgebiets Nordost, das für die Kriegführung an der gesamten französischen Front mit Ausnahme der Alpen verantwortlich war; schliesslich das Oberkommando der Landstreitkräfte. Als die Befugnisse zwischen den beiden letztgenannten Ebenen – oder um es personenbezogen zu sagen: zwischen dem Stab Georges und dem Stab Gamelin – geteilt wurden, hörte ich mir an, wie die neue Organisation des Generalstabs aussehen sollte. Der Vortragende drückte sich so deutlich aus wie irgend möglich. Trotzdem zog ich, wie andere auch, aus seinen Ausführungen nur den einen halbwegs klaren Schluss, dass uns unweigerlich das Chaos und ein ständiges Hin- und Hergelaufe blühten. Verschiedene Nachrichten, die mir später zu Ohren kamen, zeigten mir, dass wir nicht falsch gelegen hatten. Wobei wir noch nicht einmal jenen dritten Embryo von einem Stab mitgezählt hatten, der sich im Allerheiligsten des Tempels verbarg: das Militärkabinett des Generalissimus.

All das spielte sich fern von mir ab. Indessen hatte ich zahlreiche Gelegenheiten, mir ein Bild der Rivalitäten zu machen, die nicht nur zwischen den verschiedenen Büros, sondern auch – in Gipfelhöhen – zwischen dem Generalstab (alias Hauptquartier) und dem Armeestab (das heisst dem Ministerium) bestanden.

Einer der wirklich bemerkenswerten Offiziere, denen ich begegnet bin, eben jener Oberstleutnant, dessen Fürsorglichkeit für unsere Schreiber ich bereits erwähnt habe, sagte mir eines Tages: «In einem Stab dürfte es keine Büros geben.» Womit er zum Ausdruck bringen wollte, dass eine derartige, möglicherweise unumgängliche Zersplitterung viele Gefahren in sich birgt. Denn jeder Teil des Ganzen hat die fatale Neigung, sich für das Ganze zu halten, und jede kleine, in sich geschlossene Gesellschaft meint, sie sei das Vaterland. Das 3. Büro, in dem die Strategen ihr Wesen treiben und dem die Lästler unter uns die ironische Bezeichnung «Brain-Trust» gegeben hatten, gilt normalerweise als das Allerheiligste. Die Offiziere, aus denen es sich zusammensetzt, sind von der Bedeutung ihrer – in der Tat entscheidenden und heiklen – Aufgabe derart überzeugt, dass sie es nicht immer für nötig befinden, mit ihren Kameraden, die nicht so nah an der reinen Quelle der Kriegskunst sitzen, eng zusammenzuarbeiten. Bisweilen scheinen sie gerade an Aktivitäten, ohne die die schönsten Pfeilmarkierungen auf den Operationskarten sinnlose Zeichen blieben, allzu wenig Interesse zu nehmen. Gleiches gilt aus anderen Gründen auch für das 2. Büro, das dem Kult der Geheimhaltung frönt. Von einigen Brummbären abgesehen, herrschten durchweg geschliffene Umgangsformen. Sie erleichtern die wirksame Abschottung gegeneinander. Derartige Trennwände finden sich überall. Nirgends aber sind mir kompaktere vorgekommen als an der Spitze der militärischen Führung, also im Hauptquartier.

Dort habe ich an einem Januartag den ganzen Nachmittag lang

vergeblich versucht, die 2. und 4. Büros zu einem gemeinsamen Schritt zu bewegen. Natürlich ging es wieder einmal um ein Problem, das mit der Benzinversorgung zusammenhing. Der Leser wird sich im Folgenden davon überzeugen können, dass es einigermaßen gravierend war. Da es aber auch Dritte betraf, die zu kompromittieren ich bis heute nicht das Recht habe, bin ich gezwungen, mich bei der Schilderung einiger Umschreibungen zu bedienen.

Irgendwo in einem kleinen neutralen Land befand sich, etwa gleich weit von der französischen und der deutschen Grenze entfernt, ein gewisses Kraftstoffdepot. Mein üblicher Informant hatte sich nicht damit begnügt, mich über das ziemlich beträchtliche Fassungsvermögen der Tanks aufzuklären, sondern hinzugefügt: «Je nachdem, was Ihnen lieber ist, kann ich entweder dafür sorgen, dass sie ständig gefüllt bleiben, um Ihre Versorgung für den Fall zu sichern, dass Ihre Truppen eines Tages auf dieses Territorium vordringen sollten, oder aber es so einrichten, dass sie immer nur das äusserste Minimum enthalten, das zur Deckung des zivilen Bedarfs nötig ist, um auf diese Weise zu vermeiden, dass den Deutschen wertvolle Ressourcen in die Hände fallen könnten. Darüber soll der französische Generalstab entscheiden. Sobald ich seine Instruktionen kenne, werden sie ausgeführt werden, wie immer sie ausfallen mögen.» Das Ganze lief letzten Endes auf die Frage hinaus, wer im Falle einer Verletzung der Neutralität durch Deutschland, nach Einschätzung unseres Oberkommandos diesen Punkt zuerst erreichen würde, die Feinde oder wir. Das Problem überstieg nicht nur meine persönliche Zuständigkeit. Schliesslich war die an diesem Grenzabschnitt stationierte Armee nicht die meine. Mehr noch, sie gehörte nicht einmal zu unserer Armeegruppe. Folglich hatte ich gar keine andere Wahl, als im Hauptquartier selbst um Anweisung nachzufragen.

Zuerst suchte ich das 2. Büro auf, dem ich noch weitere Informationen zu übermitteln hatte. Als ich auf das prekäre Thema zu

sprechen kam, sagten mir die Herren nicht ganz zu Unrecht: «Wir sind hier, um Auskünfte zu erteilen, nicht, um Entscheidungen zu treffen. Gehen Sie zum 4.» Indes boten sie mir nicht einmal an, mich zu begleiten, und sicherlich hatten sie ihre Gründe dafür. Im Übrigen wäre es vielleicht besser gewesen, ich hätte mich direkt an den für die Operationen zuständigen Generalstabsoffizier oder seine Vertreter gewandt. Allein, welcher Nichteingeweihte klopft schon eigenhändig an die Tür des Heiligtums? Kurzum, ich machte mich wieder auf den Weg, die lange, von Gendarmen bevölkerte Hauptstrasse von La Ferté-sous-Jouarre hinunter zum 4. Büro, dessen Räumlichkeiten mir natürlich schon vertraut waren. Man schickte mich von einem Zimmer zum anderen. Überall dasselbe Lied: «Der Feind? Keine Ahnung. Wir stellen Ihnen *französische* Vorräte zur Verfügung. Und damit basta. Und ausserdem: Ist Ihr Informant überhaupt vertrauenswürdig? Wenn der uns nun eine Falle stellte?

– Das 2. Büro garantiert für die Zuverlässigkeit der Informationen.

– Ach! Das 2. Büro! Mischt sich das jetzt auch in Benzinangelegenheiten ein? Na bitte, wenn es schon angefangen hat, sich um Ihre Sache zu kümmern, dann soll es halt weitermachen.

– Von mir aus gern; aber wenn das Ihre Meinung ist, dann haben Sie doch die Güte, es ihnen telefonisch mitzuteilen.»

Zumindest konnte ich erreichen, dass diesem Wunsch entsprochen wurde. Auf beiden Seiten der Leitung schien man ein wenig gereizt zu sein. Jeder schob dem anderen den Schwarzen Peter zu. Nach einigen Minuten beendete das 2. Büro das Telefonat mit einem ziemlich schroffen «Das geht mich nichts an». So streiten sich Hausbesitzer um eine gemeinsame Mauer zwischen ihren Grundstücken. Nur ein Interesse schien dabei ausser Acht gelassen, das der französischen Armee. Eigensinnig, wie ich bin, setzte

ich die Unterhaltung mit dem 4. Büro fort. Von Stufe zu Stufe gelangte ich schliesslich bis zu zwei Oberstleutnants. Ich verfocht meine Sache mit einem Eifer, der meinem bescheidenen Dienstgrad offenbar nicht angemessen war. Gerade noch rechtzeitig merkte ich, dass ich auf dem besten Wege war, die Grenzen des Respekts vor der Hierarchie zu übertreten, und da ein Skandal lediglich dazu geführt hätte, den Erfolg meines Unternehmens unwiderruflich zu vereiteln, brach ich unvermittelt ab. Allmählich schwand meine Zuversicht. Meine einzige Ausbeute waren ein paar vage Versprechungen: Wahrscheinlich würde man die Frage dem für die Logistik verantwortlichen Generalstabsoffizier unterbreiten; dieser würde es vielleicht für richtig befinden, seinen Kollegen von der Operationsabteilung damit zu befassen... Wenn man einen Quälgeist oder einen Irren loswerden will, muss man eben so tun, als ginge man auf seine Grillen ein. Tatsächlich habe ich nie wieder etwas von der Sache gehört.

Ein Gedanke machte mir allerdings zu schaffen: Ich konnte den «Sympathisanten», der uns auf der anderen Seite der Grenze völlig selbstlos und nicht ohne gewisse Gefahren für ihn selbst seine Hilfe angeboten hatte, nicht ohne Antwort lassen. Dabei ging es nicht allein um den praktischen Wert seiner Vorschläge, so offensichtlich dieser auch sein mochte. Unser Schweigen hätte einem Fremden die Unsicherheiten der militärischen Führung Frankreichs offenbart. Es war schon mehr als genug, dass wir sie selber kannten. In Absprache mit dem französischen Freund, der mir als Mittelsmann gedient hatte und der selbst keine Uniform trug, liess ich folgende Nachricht übermitteln: «Füllen Sie Ihre Behälter nicht auf.» Es war eine eklatante Kompetenzüberschreitung. Doch die weiteren Ereignisse sollten dafür sorgen, dass ich mir deswegen nicht zu grosse Vorwürfe zu machen brauchte – als der Sturm losbrach, trafen, wie wir vermutet hatten, die Deutschen als erste ein.

Noch eine weitere Erkenntnis förderten meine Nachforschungen über die Benzinressourcen zutage. Ich musste nämlich entdecken, dass am Rande des Krieges, den wir gegen die Deutschen führten bzw. vorbereiteten, ein zweiter grosser Kampf innerhalb unserer eigenen Mauern ausgefochten wurde. Hierbei stand das Hauptquartier gegen den Armeestab, La Ferté-sous-Jouarre gegen Paris, und dieser Konflikt hatte eine Tradition, die vermutlich bis auf die fernen Tage von Chantilly*, auf Joffre und Gallieni zurückging. Eine erste Erkundung über die belgischen Depots hatte bisher nur unvollständige Aufschlüsse erbracht. Unser Informant wartete nur darauf, uns weitere Auskünfte zu liefern. Auf welchem Wege aber sollte man ihn über unsere Bedürfnisse unterrichten? Ihn nach Paris zu bestellen, war ausgeschlossen. Andererseits legte er weder Wert darauf, mit dem Militärattaché in Kontakt zu treten, dessen Besuch ihn möglicherweise kompromittiert hätte, noch mit den Agenten des Geheimdienstes, die eher daran gewöhnt waren, bezahlte Spitzel einzusetzen, als mit ehrenwerten Geschäftsleuten zu verhandeln, und die zudem nicht unbedingt den erforderlichen Sachverstand besaßen, um Treibstoff-Probleme zu erörtern. Meiner Ansicht nach war es das Einfachste, unseren französischen Mittelsmann zu bitten, sich unter dem ganz unverfänglichen Vorwand einer Geschäftsreise selbst nach Brüssel zu begeben. Dies war auch die Auffassung des 2. Büros der Armeegruppe, das sich mit der Angelegenheit beschäftigte. Jetzt ging es nur noch darum, die nötigen Visa für diesen freiwilligen Entsandten zu besorgen, damit er nicht zusätzlich zu dem in Kauf genommenen Zeitverlust durch die Reise auch noch lange Wartezeiten bei der Polizei oder in Botschaften zu gewärtigen hatte. Eigentlich hätte die Sache keine Schwierigkeiten bereiten dürfen; nicht nur hatte ich selbst stichhaltige Gründe, mich

* In Chantilly, nördlich von Paris, befand sich 1914-1917 der Sitz des französischen Hauptquartiers. *A.d.Ü.*

für einen meiner Freunde einzusetzen; er selbst war in Pariser Geschäftskreisen gut bekannt und geschätzt und hatte aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit ständig mit dem Verteidigungsministerium zu tun; und schliesslich stand nicht nur die Armeegruppe, sondern sogar das Hauptquartier hinter seiner Mission. Dennoch mussten wir das 2. Büro des Ministeriums einschalten. Trotz der ausdrücklichen Empfehlung der Armeegruppe, die im Namen des Hauptquartiers wie auch in ihrem eigenen sprach – oder vielleicht gerade deshalb –, stellten sich unsere Leute dumm. «Diesen Herrn kennen wir nicht; wir wissen nicht, was er vorhat.» (Unnötig zu sagen, dass wir sie genau unterrichtet hatten.) «Wir lehnen es ab, irgendeine Verantwortung zu übernehmen. Soll er sehen, wie er zurechtkommt.» Er kam tatsächlich zurecht, aber erst nach lästigen Laufereien, die er dank seiner persönlichen Beziehungen glücklicherweise abkürzen konnte. Mir aber wurde mehr denn je klar, dass es im Grunde keine französische Armee gab, sondern etliche Reviere innerhalb der Armee.

Noch deutlicher und unter sehr viel tragischeren Umständen erlebte ich das, als es darum ging, mit den Überlebenden von Flandern in der Normandie so etwas wie eine Streitmacht neu aufzustellen. Wir bekamen unaufhörlich neue Generäle, ja, diese wechselten manchmal innerhalb eines Tages, und jeder von ihnen hatte nichts Eiligeres zu tun, als das, was sein Vorgänger begonnen hatte, wieder rückgängig zu machen. Über unseren Köpfen und auf unsere Kosten oder, besser gesagt, auf Kosten des Landes tobte der erbitterte Streit zwischen Hauptquartier und Ministerium weiter. Im Prinzip unterstanden wir dem Ministerium, jedenfalls zu Beginn; denn die Normandie galt als weit von der Front entfernte Provinz (obwohl die Front bereits an der Somme verlief) und gehörte somit nicht zum Heeresgebiet. Aber eingesetzt werden sollten wir vom Hauptquartier. Ich brauche wohl

kaum zu betonen, dass dieses Duell nicht gerade dazu angetan war, unsere Aufstellung oder Wiederbewaffnung voranzutreiben. Der Feind stand buchstäblich vor den Toren der Stadt, und nicht nur vor ihren Toren. Selbst jetzt aber dachten die Parteien nicht daran, ihre Streitigkeiten einzustellen. Wobei es in diesem Fall nicht etwa politische Parteien waren, sondern militärische Parteien, die eben deshalb noch grössere Schuld traf.

Persönlicher Mut hat für denjenigen, der die militärische Laufbahn einschlägt, Vorrang unter allen beruflichen Tugenden: Tatsächlich ist er für die Selbstachtung des Standes so unerlässlich, dass er gemeinhin für selbstverständlich gilt. Ich bin überzeugt, dass die grosse Mehrheit der aktiven Offiziere dieser guten Tradition treu geblieben ist. Wenn es hier und da Ausnahmen gegeben hat – eine oder zwei sind mir im letzten Krieg begegnet, und ich glaube, auch während des jetzigen auf einige gestossen zu sein –, so vermögen sie doch nicht die Ehre des Standes insgesamt zu verletzen. Sie beweisen lediglich, dass die Kutte noch nicht den Mönch macht und dass es überall Menschen gibt, die so wenig Phantasie besitzen, dass sie einen Beruf ergreifen, ohne sich vorzustellen, wozu er sie verpflichtet: etwa den des Soldaten, ohne sich bewusst zu machen, dass vielleicht eines Tages das Garnisonsleben dem Krieg weichen müssen. Diese schwachen Charaktere sind im Grunde nichts weiter als arme Kerle, die sich getäuscht haben. Im Übrigen kann sich die Verachtung der Gefahr auf mannigfache und nuancierte Weise äussern. Wie aber soll man hierauf weiter eingehen, ohne verborgene Schamgefühle in unserem Innern zu verletzen? Jeder, der im Feuer gestanden hat, weiss, dass selbst die Beherztesten manchmal nur mit Mühe ihre Angst bezähmen, während derselbe Mann in anderen Augenblicken vollkommene Gelassenheit an den Tag legt, eine Gelassenheit, die sich wie von selbst aus den Notwendigkeiten des

Handelns, aus Gewohnheit oder geistigem Gleichgewicht ergibt.

Überdies hat Mut nichts mit Karriere oder Kaste zu tun. Aufgrund meiner Erfahrung aus zwei Kriegen, vor allem aus dem ersten, bin ich geneigt anzunehmen, dass unter halbwegs gesunden Leuten keine seelische Disposition weiter verbreitet ist. Zumindest in einem Volk wie dem unseren, das sich zum grössten Teil aus Menschen mit klarem Verstand und gesundem Leib zusammensetzt. Viele Offiziere meinen zu Unrecht, dass sich die tapfersten Soldaten unter den Draufgängern, den Verwegenen oder den Schlägern finden. Ich habe vielmehr beobachtet, dass solche brutalen Typen jeder Gefahr von einiger Dauer schlecht standhalten. Mut zu beweisen, darin besteht für den Soldaten eigentlich sein Beruf. Ist ein anständiger Mensch daran gewöhnt, seine tägliche Aufgabe ordentlich zu erfüllen, an der Werkbank, auf dem Feld, im Kontor oder – diese Ergänzung sei mir gestattet – am Schreibtisch des Intellektuellen, dann wird er auf ganz natürliche Weise auch im Bombenhagel oder Gewehrfeuer mit derselben Unbefangenheit das tun, was der Augenblick von ihm verlangt. Zumal wenn sich zu dem Bedürfnis gewissenhafter Pflichterfüllung der Gemeinsinn gesellt. Dieser kann ganz unterschiedliche Gestalt annehmen: vom inneren, halb unbewussten Trieb, der den Mann dazu bringt, seinen Kameraden nicht im Stich zu lassen, bis hin zur bereitwilligen Opferung im Dienst der Nation. Doch fast unmerklich führen die elementarsten Formen bis zu den höchsten. 1914-1918 habe ich keine besseren Krieger erlebt als die Bergarbeiter aus Nordfrankreich. Mit einer einzigen Ausnahme. Lange Zeit konnte ich sie mir nicht erklären, bis ich eines Tages zufällig erfuhr, dass dieser Feigling ein «Gelber» war, sprich: ein gewerkschaftlich nicht organisierter Arbeiter, der als Streikbrecher fungiert hatte. Es geht hier nicht um politische Vorurteile. Doch wo in Friedenszeiten kein Gefühl der Klassensolidarität vorhanden war, da musste es auch auf dem Schlachtfeld

an der Fähigkeit fehlen, sich über das unmittelbare egoistische Interesse hinwegzusetzen. Die Infanterie vor Verdun und an der Somme war eine Armee, die sowohl bei den Truppen als auch zum grossen Teil bei den Kadern aus Reservisten bestand. Reservisten waren auch in jüngerer Zeit meine zuverlässigen Freunde vom Benzinlager und vom Fuhrpark der Tanklastwagen, die ohne Rücksicht auf die bedrohlichen Flammen oft die Behälter in Brand setzten, deren Inhalt dem Feind nicht in die Hände fallen durfte; die die Panzer mit Kraftstoff versorgten und dabei häufig so nah an die sehr bewegliche Gefechtslinie herankamen, dass sie in wiederholten Fällen ihre Tankwagen zurückziehen mussten, ohne die Zeit zu haben, die Tankschläuche einzurollen, so dass diese wie Abschleppseile hinter ihren Fahrzeugen herschleiften. Da sie zu «rückwärtigen Einheiten» gehörten, waren die meisten von ihnen nicht einmal bewaffnet! Er war ein einfacher Kraftfahrer, jener Landser mit dem grossen Herzen, der, nachdem er bei einer dieser Versorgungsaktionen tödlich verwundet worden war, es ablehnte, weggetragen zu werden. «Ich bin erledigt. Haut ab. Ich will nicht, dass ein Kamerad meinetwegen draufgeht.» In den vier Jahren meines anderen, des wahren Feldzugs habe ich mehr als eine Begebenheit dieser Art unmittelbar miterlebt. Ich halte ein. Gäbe ich jetzt nach, ich redete noch morgen früh.

Gleichwohl wurde diesmal viel über die Schwächen der Truppe, besonders ihrer Offiziere, gesprochen. Man erzählte sich Geschichten, in denen der Chef im Auto noch schneller flüchtete als seine panischen Truppen zu Fuss. Es sollen sich Leute unerlaubt von ihrem Posten entfernt haben. Es soll Anweisungen von oben gegeben haben, die lauteten, es rette sich, wer kann. Ich war nicht dabei. Aber man braucht nicht selbst an den Ereignissen beteiligt gewesen zu sein, um zu erkennen, dass vieles daran Legende sein muss:

Jedes besiegte Volk sucht sich seinen Ganelon* oder hängt schlimmstenfalls die Niederlage ein paar Hasenfüßen an. Doch unterstellen wir einmal, dass an diesen Gerüchten, wie ich fürchte, nicht alles falsch ist; dass es innerhalb der kämpfenden Armee tatsächlich die «Kaderkrise» gegeben hat, von der ich meine Stabskameraden manches Mal reden hörte.¹⁶ Auch dort traf das Oberkommando schwerwiegende Verantwortung.

Die untergeordneten oder mittleren Kader der Truppe bestanden zu einem erheblichen Teil aus altgedienten Garnisonsoffizieren. Nun wäre es freilich ein gravierender Irrtum anzunehmen, wie dies in gewissen Kreisen üblich ist, die Routine der Appelle, der Übungen auf dem Exerzierplatz und der Kontrolle der inneren Disziplin wäre eine wirksame Vorbereitung für die direkte Führung von Männern in Kriegssituationen, in denen das stützende Korsett der Dienstvorschrift plötzlich nicht mehr vorhanden ist. Für die Entfaltung jener Qualitäten, wie sie derart neue Umstände erfordern, sind viele Zivilberufe eine weitaus bessere Schule, zumindest in der Masse, wie sie gewisse Momente des Verantwortungsgefühls und der Fähigkeit zur Anpassung an veränderte Handlungsbedingungen enthalten. Hinzu kommt noch die stupide Atmosphäre, in der sich die berufliche Laufbahn kleiner, nur mässig ausgelasteter Funktionäre vollzieht, denn vom Prestige einmal abgesehen entspricht das doch der Realität, wie sie das Dasein vieler Hauptleute oder Bataillonsführer in Friedenszeiten auszeichnet. Wirklich leidenschaftliche oder auch lediglich von einer rigorosen Pflichtauffassung geleitete Charaktere sind gegen derlei Gifte immun. Aber nicht alle schwingen sich zu solchen

* Figur aus dem *Chanson de Roland*: Durch den Verrat Ganelons gerät die von Roland geführte Nachhut des Heers Karls des Grossen auf dem Rückzug aus Spanien bei Roncevaux in einen Hinterhalt und wird von den maurischen Truppen des Marsilius vernichtet. *A.d.Ü.*

Höhen empor. Während der Wartephase bis zum 10. Mai hätte man die notwendigen Eingriffe und damit auch die nicht minder unerlässliche Verjüngung vornehmen können; gegen charakterliche Verknöcherung gibt es keinen besseren Schutz als einen noch wendigen Geist in einem Körper, durch dessen Adern feuriges Blut fließt. Weder Capitaine Coignet noch seine Nacheiferer in den Napoleonischen Kriegen waren Genies, aber sie waren noch blutjung. Die deutsche Armee ihrerseits wirkt, selbst nach flüchtigem Eindruck, im Vergleich zu unserer ausgesprochen jugendlich. Bei uns dagegen hat man es schlicht versäumt, die Reihen zu lichten. Im Übrigen hat man sich auch nicht genügend darum gekümmert, jene Unteroffiziere der Reserve, von denen man dank der Erfahrung von 1914 doch wusste, wieviel Autorität, Sachverstand und Engagement bei ihnen zu finden ist, so zu beeinflussen, dass sie sich durch eine Zusatzausbildung für die Posten von Leutnants und Oberleutnants qualifizieren. Ich kenne manche unter ihnen, die von ihren Obersten sogar daran gehindert wurden, an den Offizierslehrgängen teilzunehmen, weil diese glaubten, nicht auf sie verzichten zu können, oder weil es ihnen an der nötigen Protektion fehlte. Baute man etwa auf die Selektion durch das Geschützfeuer? Wenn ja, dann liess man von vornherein die Möglichkeit ausser Acht, dass der Krieg eventuell nicht vier Jahre dauern könnte, ja nicht einmal so lange wie von den ersten Kämpfen im August 1914 bis zum Wettlauf zum Meer.

Ich habe bereits ausgiebig auf die Effekte der Überraschung hingewiesen, wobei dieses Wort hier nur in seinem strategischen Sinn verstanden werden darf. Die schlimmsten Lähmungsercheinungen gingen darauf zurück, dass der unvorhergesehene Rhythmus des Krieges Männer, denen ihre Ausbilder eine völlig andere Vorstellung vom Kampf vermittelt hatten, in einen Zustand der Bestürzung und Verwirrung versetzte. Auch die Truppenoffiziere blieben von diesem psychologischen Schock nicht verschont. Doch nirgends zeigten sich seine verheerenden Folgen

deutlicher als bei bestimmten logistischen Diensten des rückwärtigen Heeresgebiets: Etappen, Festungen, Territorialstäbe. Freilich gab es auch dort, wie überall, Beispiele von beherzten Charakteren, die der Prüfung standhielten. Ich weiss von einem Etappenkommandeur, einem Invaliden aus dem letzten Krieg, der sich freiwillig zum Entsatz einer Panzerabteilung meldete. An anderen Stellen geriet der vermutlich unvermeidliche Rückzug leider nur zu oft zum blossen, bisweilen sogar verfrühten Fluchtunternehmen. In einem Fall sah sich das Hauptquartier genötigt, den kommandierenden General einer Militärregion per Befehl auf seinen Posten zurückzuschicken: Dieser Chef hatte seine Stadt ohne entsprechenden Befehl aufgegeben, aus dem schönen Grund, dass seiner Meinung nach der Feind nicht mehr weit entfernt wäre. Solche Schwächen, die mehr als einmal vorkamen, sind natürlich tadelnswert. Aber sicher fordern sie auch ein gewisses Mitleid heraus. In einer anderen Situation hätten sich dieselben Personen vielleicht durchaus ehrenhaft benommen. Durch das Schicksal waren sie auf Posten verschlagen worden, wo sie ihr Tagewerk mit derselben Routine verrichteten wie zu Friedenszeiten, und so haftete der mentalen Atmosphäre etwas von Amtsstubenmief oder Bezirkshauptlingswesen an. Vor allem wiegte man sich in dem sicheren Gefühl, nicht an der Front zu stehen. Der Feind aber verdarb ihnen das Spiel. Hätte man diese ehrenwerten Staatsdiener, von denen die meisten unter der Rüstung ein wenig angegraut waren, nicht vorher darüber aufklären können, dass in einem rasant geführten Krieg das Hinterland jederzeit zur Kampfzone werden kann?

Das Schlimme daran war, dass diese Verwirrung auch auf Kreise Übergriff, die grössere Verantwortung zu tragen hatten. Etliche von uns mussten mit Entsetzen feststellen, in welcher erschreckenden Masse sie sich fast von Tag zu Tag bei manchen Offizieren ausbreitete, die innerhalb des Stabes die entscheidenden

den Funktionen ausübten, namentlich unter denen, die die Operationen zu leiten hatten. Die ersten Symptome des Übels manifestierten sich noch in blossen Äusserlichkeiten: flackernde Augen, schlecht rasierte Gesichter, Nervosität, die von fieberhafter Erregung über Kleinigkeiten jäh umschlug in gespielte Gelassenheit. Wenn ein Chef erst einmal sagt: «Was soll's?», dann werden auch die Befehlsempfänger bald verzagen. Alsdann stieg die Flut der Verzweiflung, die, statt die Aktion voranzutreiben, in einer Art bleierner Trägheit Zuflucht zu suchen schien. Selten habe ich ein demoralisierenderes Schauspiel erlebt als jenes, das gewisse Gestalten in den Sesseln des 3. Büros boten. Natürlich kam es gelegentlich vor, dass man sich an die unwahrscheinlichsten Illusionen klammerte, vor allem dann, wenn es so aussah, als müsste die Initiative zur Rettung von anderen als uns selbst kommen. So betrauschte man sich etwa in Attiches einen ganzen Tag lang an der Vorstellung einer Entsatzarmee, die, wie es hiess, «in Eilmärschen» auf Arras und Bapaume vorrückte. Anschliessend verfiel man nur umso tiefer in Willenlosigkeit. Das Vorbild dafür lieferten die höchsten Stellen. «Tun Sie, was Sie wollen, Herr General. Aber tun Sie irgendwas!» Das waren die Worte, die einer meiner Kameraden eines Tages aus dem Mund eines Korpskommandeurs vernahm und die an General Blanchard gerichtet waren.

Ich selbst sollte noch Schlimmeres anhören müssen. Ich war indiskret, gewiss. Aber ganz gegen meinen Willen. Das ganze Übel rührte von meinen Gewohnheiten her. Während des gesamten Feldzugs wollte ich nie im Keller schlafen. Bestimmt nicht aus falsch verstandenem Heldentum. Nein, meiner Weigerung lag eine logische und, wie ich glaube, vernünftige Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung zugrunde. Ich habe sehr stark unter Rheuma zu leiden. Die Chancen, mir durch eine Nacht im Feuchten vollständige Gelenkstarre einzuhandeln, betrogen nach mei-

ner Schätzung um die 90%. Was wog demgegenüber die minimale Wahrscheinlichkeit, dass eine Bombe ausgerechnet den Befehlsstand treffen würde? Dennoch fand ich nicht immer leicht einen Platz, der mir konvenierte. Seit Lens benutzten wir Tragbahnen als Betten. Im Château d'Attiches hatte ich meine zunächst in unserem Büro im Erdgeschoss aufstellen lassen. Wie sich in der Praxis herausstellen sollte, war es eine unglückliche Wahl. Obwohl ich keinen Dienst hatte, geschah es mir in zwei aufeinanderfolgenden Nächten, dass Generäle das Zimmer betreten und, weil ich gerade zur Hand war, irgendeine Auskunft von mir verlangten oder mich baten, ihnen den Weg durch das Labyrinth unserer Unterkunft zu weisen. Da hätte ich wirklich nicht gut sagen können, ohne aufzustehen: «Wecken Sie doch den Kameraden nebenan, ich habe heute keine Wache.»

Für die dritte Nacht, es war diejenige vom 25. auf den 26. Mai, beschloss ich, mich nach etwas Besserem umzusehen. Im ersten Stockwerk gab es eine ganze Zimmerflucht, die für höherrangige Offiziere als mich reserviert war. Zwischen den Zimmern verlief jedoch ein langer Korridor, der mit Fug und Recht als unbelegt gelten konnte. Dort bat ich, meine Lagerstatt aufzustellen, und als ich unten meine Arbeit erledigt hatte, wie üblich war es spät geworden, wollte ich mich einige Stunden ausruhen.

Im Morgengrauen wurde ich durch das Geräusch einer zuschlagenden Tür und ein Gespräch geweckt. Jemand hatte das Zimmer nebenan betreten und unterhielt sich mit dessen Bewohner, ohne dass es einem der beiden Gesprächspartner nur im Mindesten eingefallen wäre, seine Stimme zu dämpfen. Ich habe nie herausbekommen, wer der Besucher war: fraglos irgendeine hochrangige Persönlichkeit. Doch seine Stimme war mir nicht vertraut. Dagegen erkannte ich diejenige, die ihm antwortete, nur zu gut. Es war eindeutig die Stimme von General Blanchard. Im Übrigen hätte allein das Thema der Unterredung genügt, jeden

Zweifel auszuräumen. In aller Unschuld, lediglich darauf bedacht, mir im Korridor einen Platz zu suchen, wo ich vor Zugluft geschützt war, hatte ich mich ausgerechnet vor dem Zimmer niedergelassen, das ich hätte meiden müssen wie die Pest. Als ich mir über die Situation klar wurde, war es bereits zu spät, als dass ich mich noch hätte bemerkbar machen können; sollte ich etwa gestehen, dass ich einen Teil des Wortwechsels aufgeschnappt hatte? Wiewohl mir jede Art von Lüge zuwider ist, blieb mir nichts anderes übrig, als mich schlafend zu stellen. Im Übrigen wurde ich von niemandem entdeckt. Unterdessen ging der Dialog weiter. Ich konnte nicht alles verstehen und bemühte mich auch nicht besonders darum. Eins aber weiss ich sicher, absolut sicher, mit einer Gewissheit, die über jedes Dementi erhaben ist: Ich habe General Blanchard sagen hören, und zwar mit einer Kaltblütigkeit, die ich nicht für möglich gehalten hätte: «Ich sehe eine doppelte Kapitulation auf uns zukommen.» Und dabei schrieben wir erst den 26. Mai! Und wir verfügten, auch wenn wir uns nicht mehr retten konnten, noch über genügend Mittel, die uns erlaubt hätten, noch lange Zeit entschlossen und verzweifelt weiterzukämpfen – so wie im Juli 1918 die eingeschlossenen Widerstandsnester an der vorderen Linie der Champagne-Front – und auf diese Weise eine grosse Zahl deutscher Divisionen im zermürbenden Abwehrkampf aufzuhalten. Diese Worte habe ich in den folgenden Tagen wie ein belastendes Geheimnis mit mir herumgetragen, das umso schwerer wog, als ich es mit niemandem teilen wollte. Sie haben mich erschauern lassen und tun es heute noch.

Verschliessen wir nicht länger die Augen vor jenem Gespenst, das seinen greulichen Schatten auf die Agonie unserer Armeen in Flandern geworfen hat. Schlimmer noch: auf die Agonie aller französischen Armeen. «Kapitulation» ist eines jener Wörter, die einem wahren Chef nie über die Lippen kommen, nicht einmal unter vier Augen, ja, die er nicht einmal denken wird. Und ebenso

wenig wird er seinen Truppen, wie es am 17. Juni ein bis dahin ruhmbedeckter Marschall tun sollte, seine Absicht kundtun, um «Einstellung der Feindseligkeiten» zu ersuchen, ehe er nicht sicher sein kann, dass er sie, unter welchen Bedingungen auch immer, erlangen wird. Nachdem einer meiner Kameraden, der sich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete, diese zu trauriger Berühmtheit gelangte Rede gehört hatte, sagte er zu mir: «Wir beide wissen voneinander, dass auf uns Verlass ist. Und doch spüren wir, dass wir jetzt sehr streng auf uns achten müssen, damit wir nicht dem Instinkt nachgeben, der uns, weit mehr als in der Vergangenheit, davon abhalten wird, uns der Gefahr auszusetzen. Denn was ist ärgerlicher als die Vorstellung, am letzten Morgen eines Krieges zu sterben! Woher soll denn der einfache Soldat jetzt noch die Kraft zu kämpfen nehmen?» Ein wahrer Chef zu sein, heisst vielleicht vor allem, dass man die Zähne zusammenbeissen kann; dass man den anderen jenes Vertrauen einflösst, das niemand zu vermitteln vermag, der es nicht selbst besitzt; dass man sich bis zuletzt weigert, an seiner eigenen Tüchtigkeit zu verzweifeln; dass man schliesslich sowohl für die, die man befiehlt, als auch für sich selbst lieber das nutzbringende Opfer auf sich nimmt als die nutzlose Schande. Auch in der Vergangenheit gab es Männer, die, ohne dass sie Dummköpfe noch sonderliche Feiglinge gewesen wären, im Unglück zu schnell die Waffen gestreckt haben. Die Militärgeschichte bewahrt ihrem Andenken nichts als Verachtung. «Seit ich gesehen habe, was um mich herum geschieht, begreife ich, was Dupont in Bailén empfunden haben muss.»* Diese schrecklichen Worte vernahm ich Ende Mai aus dem Mund eines jungen aktiven Offiziers. Vermut-

* General Dupont de l'Étang kommandierte ein französisches Expeditionskorps, das während der spanischen Erhebung gegen Napoleon 1808 in Bailén kapitulieren musste. *A.d.Ü.*

lich aber hätte man eher an Bazaine* erinnern müssen, sofern es denn zutrifft, und die Ereignisse scheinen es bestätigt zu haben, dass bei diesem vollständigen Verzicht auf Kampfanstrengung neben der Entmutigung auch Parteigeist und niedere politische Ambitionen eine entscheidende Rolle spielten. 1940 hat Bazaine gewonnen.

Damit der Chef dem Unglück zu trotzen vermag, bedarf er vor allem eines wachen Geistes in einem Körper, der nicht erschöpft sein darf. Bazaine war nicht nur ein politischer Intrigant. Er war auch ein verbrauchter Mann. Dass bei unserer militärischen Führung die moralischen Spannkkräfte so rasch nachgaben, lag hauptsächlich an einer schlechten Arbeitshygiene. Bereits in den ersten Tagen in Valenciennes, als die Situation zwar ernst war, aber noch keineswegs so bedrohlich, dass zur Panik Anlass bestanden hätte, mussten wir mit Erschrecken ansehen, wie mehrere Offiziere, die kraft ihres Amtes schwerwiegende Entscheidungen zu treffen hatten, ganze Nächte durchzechten, unregelmässig und in aller Eile assen und den ganzen Tag über von Büro zu Büro irrten oder von einer Angelegenheit zur anderen flatterten, statt sich jene Augenblicke ruhigen Nachdenkens zu gönnen, die nötig gewesen wären, um vielleicht einen Ausweg zu ersinnen. Wahrscheinlich glaubten sie, der erbarmungswürdige Aufzug, in dem sie sich präsentierten, bewiese ihren Stoizismus, und mit ihrer tauben Betriebsamkeit erzeugten sie den Anschein von Aktivität. Dabei bedachten sie nicht, dass Schlamperei im Äusseren sich allemal rächt, und dass es ohne einen geregelten Zeitplan keine fruchtbare Tätigkeit geben kann. Noch während der ruhigsten Phasen hat man es in den Stäben zu leicht durchgehen lassen, dass eine Atmosphäre permanenter Hektik herrschte.

* Als Befehlshaber der lothringischen Armee liess sich Marschall Bazaine während des deutsch-französischen Kriegs in Metz einschliessen und lieferte seine Truppen den Preussen aus. *A.d.Ü.*

Stattdessen hätte man sich von Anbeginn zu einer systematischen Stundeneinteilung erziehen müssen, die sich im Gefecht natürlich nicht strikt einhalten lässt, aber dennoch ein Ideal bleiben sollte. Wie oft hat man nicht in Militärkreisen voller Bewunderung vom legendären Schlaf des alten Joffre gesprochen. Warum hat man sein Beispiel nicht besser befolgt?

Hauptursache für die charakterlichen Unzulänglichkeiten war jedoch, wie ich glaube, die mangelhafte Schulung des Verstandes.

Zweimal, in zwei verschiedenen Feldzügen, im Abstand von mehr als zwanzig Jahren habe ich Berufsoffiziere über die Ausbildung, die sie genossen hatten, sagen hören: «Auf der Ecole de Guerre haben wir das Falsche gelernt.» Dabei ist es nicht so, dass sie zu beiden Zeitpunkten dieselben Dinge gelehrt hätte. 1939 gab es bestimmt nichts, was den Ansichten unserer militärischen Führer fremder gewesen wäre als jene Lehren von Grandmaison* – diesem «Verbrecher», wie einer von ihnen sich ereiferte –, die den Strategen von 1914 so teuer waren; nichts, was ihrer Vision vom Kriege ferner gelegen hätte als die Verachtung für die schwere Artillerie, das Hohelied des Sturmangriffs mit Bajonetten auf befestigte Positionen oder das Dogma der Offensive um jeden Preis. Doch wichtiger als der Unterrichtsstoff selbst waren die Methoden, und die hatten sich in der Tat nicht sehr geändert.

Hauptmann T., weiss Gott ein kritischer Geist, aber auch eine Führernatur, hatte die Angewohnheit, vehement gegen die «Grundsätze» vom Leder zu ziehen, die seine Lehrer an der Kriegsakademie sich bemüht hatten, ihm einzuimpfen. «Grundsätze, sowas gibt es nicht.» Ich nehme diese Verurteilung nicht auf meine Kappe. Richtig aber ist, und das wollte T. eigentlich

* General Loizeau de Grandmaison, 1908 Chef der Operationsabteilung beim französischen Generalstab, propagierte ab 1911 die Doktrin des rein offensiv zu führenden Krieges. *A.d.Ü.*

zum Ausdruck bringen, dass auf dem Gebiet der positiven Wissenschaften oder der Technik eine Idee, ein Grundsatz stets nur als Bild oder als Chiffre konkreter Fakten gelten kann. Andernfalls reduziert sie sich auf ein Etikett, hinter dem sich praktisch nichts verbirgt. Jeder Lehrer freilich weiss – und ein Historiker vielleicht besser als irgendjemand sonst –, dass es für eine Pädagogik keine grössere Gefahr gibt, als wenn sie anstelle von Sachen Worte lehrt. Diese Falle ist umso tödlicher, als ein junger Verstand gewöhnlich ohnehin dazu neigt, sich an Wörtern zu berauschen und sie für die Dinge zu halten. Gerade weil die Absolventen der Stabslehrgänge die Intellektuellen innerhalb der Armee sind und aus dem Bewusstsein dieser Rolle ihr Überlegenheitsgefühl ziehen, hat es mich immer wieder erstaunt, wie anfällig die meisten von ihnen für formelhafte Sätze sind. «Es ist schon traurig, auf dem eigenen Boden kämpfen zu müssen», sagte uns im Jahr 1916 eines Tages unser Oberst, ein brillanter Kriegsschulabsolvent, während wir die ersten Schützengräben an der Somme bezogen, aus denen er nicht zurückkehren sollte. Aber rasch fasste er sich wieder: «Na wenn schon! Die Strategie lehrt uns, dass es nur ein einziges Ziel gibt, das zählt, nämlich die feindliche Armee zu besiegen, gleichgültig, wo sie steht.» Unsere verwüsteten Ernten, unsere vom Gegner besetzten Fabriken, unsere Eisenvorkommen, die zur Produktion deutscher Kanonen verwendet wurden, all das zählte nichts mehr in dem Augenblick, da der Geist Zuflucht zu einer Lehrbuchformel nehmen konnte. Auf einigen Seiten, die noch zum Solidesten seines im Übrigen sehr heterogenen Gesamtwerks gehören, hat Taine dargelegt, dass das bezeichnendste Merkmal von Napoleons Genie fraglos die Fähigkeit war, hinter den Zeichen stets die Realitäten zu erkennen. Ich fürchte, die modernen Nachfolger Napoleons haben diese hohe Kunst arg verkümmern lassen. Berauschte man sich in Rennes nicht noch am 17. Juni immer wieder, als wäre es ein Zauberspruch, an dem schönen Wort «Stellung»?

Bei Kenntnissen, die man lediglich passiv erworben hat, besteht leicht die Gefahr, dass sie nur flüchtige Spuren hinterlassen. Diejenigen, die man selber vermittelt, prägen den Geist sehr viel nachhaltiger. Nun gab es unter unseren Vorgesetzten oder Kameraden kaum einen ehemaligen Schüler der Kriegsakademie, der nicht seinerseits das Katheder bestiegen hätte. Ja, man kann sagen, dass unter allen Sportarten, die in der Armee praktiziert werden, der pädagogische Sport zu den beliebtesten zählt, und wenn man ihre vielfältigen Unterrichtstätigkeiten betrachtet, von den Theorien, die man den Unteroffiziersanwärtern einbleut, bis hin zu den gelehrten Seminaren, die am Centre des Hautes Etudes Militaires abgehalten werden, so möchte man meinen, sie sei eine einzige gigantische Lehranstalt. Da ich selber der lehrenden Zunft angehöre und in dieser leider keineswegs zu den Jüngsten zähle, kann ich es ruhig sagen: vor alten Pädagogen muss man sich immer ein wenig in Acht nehmen. Im Laufe ihres Berufslebens haben sie sich zwangsläufig ein ganzes Arsenal von verbalen Schemata zugelegt, an die sich ihr Verstand am Ende wie an schon einigermaßen verrostete Nägel klammert. Als Leute von Überzeugungen und Lehrsätzen neigen sie ausserdem dazu, meist ohne sich dessen bewusst zu sein, unter ihren Schülern gegenüber den Widerspruchsgeistern die Fügsamen zu favorisieren. Jedenfalls gibt es nur wenige, die sich bis zuletzt soviel geistige Wendigkeit und soviel Kritikfähigkeit gegenüber ihren eigenen Vorurteilen bewahren, dass sie solchen Berufssünden zu entgehen vermögen. Wieviel grösser aber ist die Gefahr, wenn die Zuhörer zugleich Untergebene sind und der Widerspruch notwendig als Akt der Insubordination erscheinen muss! Die oberen Ränge der Stäbe waren von Professoren im fortgeschrittenen Alter bevölkert und die 3. Büros normalerweise von ihren Musterschülern, die man unter eben diesem Aspekt ausgewählt hatte. Für die Einstellung auf Neues waren das wohl nicht gerade ideale Voraussetzungen.

Ich weiss durchaus, dass man sich Mühe gab, den Schülern der Ecole de Guerre etwas beizubringen, viel beizubringen. Ich habe mir mehrere ihrer Lehrbücher angesehen: Sie waren voll von Zahlen, Zeitberechnungen, Daten über die Flugweite von Geschossen und den Verbrauch von Munition oder Benzin. All das war unbestritten nützlich und wurde im Allgemeinen auch gut begriffen. Aber daneben gab es auch das *Kriegsspiel**, das unumgängliche und gefährliche Kriegsspiel. Man stelle sich die Lehrer und Schüler vor, die mit beträchtlichem Aufwand an bunten Pfeilen die Einheiten auf der Landkarte verschieben. Welch ungeheurer Vorstellungskraft bedarf es da nicht auf beiden Seiten, um sich die jeweiligen Realitäten, die diesen Zeichen zugrunde liegen, permanent zu vergegenwärtigen: das mühsame Vorankommen der Marschkolonnen, die vielfältigen Zwischenfälle unterwegs, die Bombardements, die unvermeidlichen Verspätungen, das Essen, das zu spät gar wird, der Verbindungsmann, der sich verirrt, der Chef, der den Kopf verliert? Welch intellektuelle Lockerungsübungen sind aber erst erforderlich, um das Unvorhergesehene, sprich: den Feind, in angemessener Weise zu berücksichtigen?

Natürlich gab es niemanden, der nicht versucht hätte, im Voraus zu erraten, was dieser Spielverderber der Strategie, der Feind, machen würde, um den Gegenschlag entsprechend vorbereiten zu können. Unglücklicherweise wiederholte sich auch in diesem Krieg, was wir bereits im August 1914 oder im Frühjahr 1917 vor der Nivelle-Offensive erlebt hatten, der Lümmel tat nie das, was man von ihm erwartete. Ich glaube nicht, dass daran mangelnde Voraussicht schuld war. Im Gegenteil, man hatte sogar allzu detaillierte Prognosen aufgestellt. Nur bezogen sich diese jedesmal auf eine kleine Zahl von Eventualitäten. Weiss Gott, wie oft wir unser sogenanntes «Manöver Dy le» in allen Einzelheiten durch-

* Im Original deutsch. *A.d.Ü.*

gespielt haben! Hätte ich meine Unterlagen nicht verbrannt, könnte ich sogar noch genau sagen, wie mein Nachschub an Benzin Vorräten in Belgien am Tage «T 9» organisiert sein sollte. Leider hatte ich, so wie die Dinge liefen, am neunten Tag in Belgien überhaupt keine Benzinreserven und im Hinterland fast keine mehr. Vor allem hatte man sich zu Friedenszeiten in den Schulen angewöhnt, allzu sehr aufs Manöver, die taktischen Planspiele, kurz, auf die Theorie zu vertrauen und sich unbewusst einzureden, es würde alles so ablaufen, wie es geschrieben stand. Als sich die Deutschen dann aber weigerten, das Spiel nach den Regeln der Ecole de Guerre zu spielen, war man ebenso ratlos wie ein schlechter Redner angesichts eines Zwischenrufs, auf den ihn seine Rolle nicht präpariert hat. Man glaubte alles verloren und liess dann tatsächlich alles verlorengehen, weil die Kriegführung bisher viel zu sehr vom Dogma bzw. vom Wort diktiert worden war und schliesslich nur noch Wirklichkeitssinn, Entscheidungsfreude und Improvisationsgabe hätten weiterhelfen können, Fähigkeiten, die eine allzu formalistische Ausbildung bei unseren Militärs nicht entwickelt hatte.

Die Strategie, so wie sie üblicherweise in allen Ländern studiert wird, erwartet von der Geschichte jene konkrete Substanz, ohne die sie nicht auskommen kann, die sie sich aber nicht immer zu verschaffen vermag. Wie sollte es anders sein? Die Kriegskunst gehört zu jener Art von Techniken, deren direkte praktische Erprobung untersagt ist. Ein Autokonstrukteur, der den Plan für einen neuen Wagen entwirft, braucht nur ein Modell zu bauen, um seine Funktionsweise zu testen. Wird aber jemand, der Kriegstechniken erforscht, das voraussichtliche Verhalten zweier Armeen eines bestimmten Typs auf dem Schlachtfeld untersuchen? Es ist schlechterdings undenkbar, dass er Zehntausende von Männern zu den Waffen ruft, sie nach seinen Vorstellungen aufstellt und anschliessend zwingt, sich gegenseitig umzubringen. Natürlich gibt es die grossen Manöver. Aber gerade, weil

man sich dabei nicht tötet, vermitteln diese «kleinen Kriege», wie man sie früher nannte, bekanntlich nur ein seltsam verzerrtes Bild vom richtigen Krieg, das in seinem Anspruch auf Realistik bisweilen geradezu grotesk wirkt. Unter diesen Bedingungen bleibt uns nichts anderes übrig, als auf die Beispiele der Vergangenheit zurückzugreifen, die gewissermassen natürliche Experimente darstellen.

Bedeutet das, dass die Schwächen unserer strategischen Vorbereitung teilweise aufs Konto der Geschichte gehen? Manche scheinen es so gesehen zu haben. «Ist es denkbar, dass die Geschichte uns betrogen hat?» Diese zweifelnde Frage vernahm ich in den letzten Stunden unseres Aufenthalts in der Normandie, die bereits von der Niederlage verdunkelt waren, aus dem Munde eines jungen Offiziers, der frisch von der Kriegsakademie gekommen war. Wenn er damit den sogenannten Geschichtsunterricht, wie er ihn dort genossen hatte, in Frage stellen wollte – einverstanden. Doch dieser Unterricht war nicht die Geschichte. In Wirklichkeit stand er in krassem Gegensatz zu der Wissenschaft, die er zu repräsentieren glaubte.

Denn die Geschichte ist ihrem Wesen nach Wissenschaft von der Veränderung. Sie weiss und sie lehrt, dass zwei Ereignisse sich niemals auf identische Weise wiederholen, da die Bedingungen niemals exakt koinzidieren. Natürlich erkennt sie in der menschlichen Evolution bestimmte, wenn nicht permanente, so doch dauerhafte Elemente an. Damit aber bestätigt sie zugleich die praktisch unendliche Vielfalt ihrer Kombinationen. Gewiss belegt sie, wenn nicht im Einzelnen, so doch in den grossen Entwicklungslinien bestimmte Wiederholungen von einer Zivilisation zur anderen. Folglich konstatiert sie, dass die Rahmenbedingungen in beiden Fällen ähnlich waren. Sie kann versuchen, die Zukunft zu ergründen, und ich halte es nicht für unmöglich, dass ihr dies gelingt. Mitnichten aber besagen ihre Lehren, dass die Vergangenheit von Neuem beginnt, dass das, was gestern war,

morgen sein wird. Sie untersucht vielmehr, wie und wodurch sich das Gestern vom Vorgestern unterschied, und findet in dieser Annäherung das Mittel, das ihr zu prognostizieren erlaubt, in welcher Weise das Morgen wiederum vom Gestern abweichen wird. Die Linien, deren Verlauf ihr die Tatsachen der Vergangenheit diktieren und die sie auf ihren Forschungsblättern einzeichnet, sind niemals Gerade; sie sieht dort nur Kurven, und diese Kurven sucht sie durch Extrapolation ins zeitlich Ungewisse hinein zu verlängern. Dass es die Natur ihres Gegenstandes nicht zulässt, die Elemente des Realen beliebig zu modifizieren, wie es die experimentellen Disziplinen tun können, spielt kaum eine Rolle. Um die Beziehungen zu erforschen, welche die spontanen Variationen der Faktoren mit denjenigen der Phänomene verbinden, braucht sie nur zwei Instrumente: die Beobachtung und die Analyse. Dadurch dringt sie zu den Ursachen der Dinge und ihrer Veränderungen vor. Sie ist, mit einem Wort, eine authentische Erfahrungswissenschaft insofern, als es ihr die Untersuchung der Realitäten, die sie durch eine Leistung des Erkennens und Vergleichens in ihre Bestandteile zerlegen kann, immer weiter ermöglicht, die Wechselbeziehungen von Ursache und Wirkung aufzudecken. Der Physiker sagt ja nicht: «Der Sauerstoff ist ein Gas, denn wir haben ihn bei uns nie anders als in dieser Form gesehen.» Er sagt vielmehr: «Unter bestimmten Temperatur- und Druckverhältnissen, die bei uns die häufigsten sind, stellt sich der Sauerstoff in einem gasförmigen Aggregatzustand dar.»

Desgleichen weiss der Historiker ganz genau, dass zwei aufeinanderfolgende Kriege nie derselbe Krieg sein werden, sofern sich in der Zwischenzeit die soziale Struktur, die Techniken und die Mentalität verändert haben.

Gegen den Geschichtsunterricht aber, wie er fast durchgängig in den Militärschulen erteilt wird, lässt sich keine vernichtendere Anklage erheben als diese simple und unwiderlegbare Feststellung: Den militärischen Führern von 1914 hat er eingeredet, der

Krieg von 1914 wäre der von Napoleon; denen von 1939, der Krieg von 1939 wäre der von 1914. Ich habe seinerzeit in den berühmten Vorträgen von Foch geblättert, die er, wenn ich mich recht erinnere, um 1910 gehalten hat. Selten hat mich eine Lektüre dermassen bestürzt gemacht. Zwar wird die napoleonische Schlacht hier auf bewundernswerte Weise in allen Einzelheiten durchleuchtet. Aber sie wird auch als Vorbild hingestellt, ohne Rücksicht auf den Wandel der Zeiten. Nicht, dass sich hier und dort nicht auch einzelne eingestreute Bemerkungen über Unterschiede der Bewaffnung oder der Anlage des Geländes finden liessen. Aber reichte das aus? Vor jeder Beschreibung hätte der Leser gewarnt werden, hätte man ihm sagen müssen: «Achtung, die Kämpfe, über die im Folgenden berichtet wird, haben sich in Ländern abgespielt, in denen die Strassen sehr viel schlechter ausgebaut waren als heutzutage, in denen der Verkehr noch fast so langsam floss wie im Mittelalter. Sie wurden zwischen Armeen ausgetragen, deren Feuerkraft im Vergleich mit der unseren verschwindend gering war und die das Bajonett für die höchste Errungenschaft halten konnten, da Maschinengewehr und Stacheldraht noch nicht erfunden waren. Wenn sich aus ihrer Geschichte dennoch irgendwelche Lehren ziehen lassen, dann nur unter der Bedingung, dass man eines nie vergisst: Überall dort, wo diese neuen Faktoren voraussichtlich eine Rolle spielen werden, verliert die Erfahrung der Vergangenheit, in der diese Faktoren ja noch nicht vorkamen, jeden Wert. «Ich muss gestehen, dass ich die Bücher oder Vorlesungen der Nachfolger Fochs nur unzulänglich kenne. Aber wenn ich die Resultate betrachte, weiss ich, dass die Ideen immer noch die alten sind.

Dennoch wurde aus dem Oberkommando von 1914 dasjenige von 1918. Trotz vieler blutiger Fehler gelang es ihm, seine Methoden zu modifizieren und sie der neuen Situation anzupassen. Irgendwann zu Beginn des Jahres 1918 führte General Gouraud,

ein begeisterter und erfindungsreicher Pädagoge, verschiedenen Offizieren, unter denen auch ich mich befand, zwei Infanteriekompanien vor: die eine von ihnen war nach dem Stand von 1914 bewaffnet und manövrierte auch dementsprechend; die andere repräsentierte in ihrer Zusammensetzung, ihrer Bewaffnung und ihrer Bewegung im Feld einen neuen Typus. Der Kontrast war frappierend. Aber hier handelte es sich nur um ein Beispiel, das die Basis betraf. Fast die gesamte Kriegführung war inzwischen umgestellt worden. Wie kommt es, dass unsere militärischen Führer von 1940 nicht dieselbe Fähigkeit aufbrachten, aus den Dingen zu lernen?

Natürlich gibt es einen ganz erheblichen Unterschied in der Dauer, den man dabei berücksichtigen muss. Woher soll man in einem Blitzkrieg die Zeit nehmen, die zu Beginn gemachten Fehler zu korrigieren? Die Stäbe von 1914-1918 hatten dazu vier Jahre Zeit, wir nur wenige Wochen. Es hätte überragender Geisteskraft bedurft, mitten in der Schlacht eine Wende zu vollziehen, und selbst dann wäre sie, angesichts des Zustands des Kriegsgeräts, sicher nur unvollständig ausgefallen. Nein, die neuen Aspekte des strategischen Problems hätten bereits vor Kriegsausbruch analysiert werden müssen. Sich aber im Voraus auf eine Realität einzustellen, die sich allein mit gedanklichen Mitteln voraussehen und analysieren lässt, dazu bedarf es einer geistigen Anstrengung, die den meisten wahrscheinlich ungleich schwerer fällt, als ihr Handeln an unmittelbar beobachteten Tatsachen auszurichten.

Allein, diese Bemerkungen erklären noch nicht alles, und als Entschuldigung reichen sie nicht aus. Denn es ist schliesslich undenkbar, dass wir noch zu Friedenszeiten von den Methoden der deutschen Wehrmacht und ihren Lehren absolut nichts mitbekommen hätten. Insbesondere hatten wir seit dem Sommer das Beispiel des Polenfeldzugs vor Augen, dessen Lehren ziemlich eindeutig waren und das die Deutschen im Westen dann im Grossen und Ganzen lediglich wiederholen sollten. Sie gewährten uns

eine Wartefrist von immerhin acht Monaten, die auch eine Phase des Überdenkens und Umstellens hätte sein können. Wir liessen sie ungenutzt verstreichen. Wieso? Hier muss man einen menschlichen und psychologischen Faktor ins Kalkül ziehen, der beträchtliche Bedeutung hatte.

Wer waren unsere militärischen Führer von 1940? Korps- bzw. Armeegeneräle, die den letzten Krieg als Bataillonschefs oder Obersten mitgemacht hatten. Und ihre wichtigsten Adjutanten? Kompanieführer von 1918. Sie alle standen immer noch – mehr oder weniger – unter dem Eindruck ihrer Erinnerungen an den vorangegangenen Feldzug. Wen wundert's? Diese glorreichen Erfahrungen hatten sie nicht nur hundertmal wiedergekaut, sei es in mündlicher oder schriftlicher Form. Sie hatten sie nicht nur zu Lehrstoff verarbeitet; sie weckten auch Assoziationen an Jugendllichkeit, die ihr Bewusstsein nachhaltig prägten. Sie besaßen den Glanz des unmittelbar Erlebten, das noch im Innersten des affektiven Gedächtnisses nachklang. Was anderen nur als nüchternes Beispiel in einem Strategiekurs erschienen wäre, beschwor bei ihnen, wie bei allen ehemaligen Frontkämpfern unter uns, unvergessliche Bilder und Empfindungen herauf: die Gefahr, der man persönlich getrotzt hatte, der Kamerad, der neben einem gefallen war, die Wut über einen falschen Befehl, der Freudentaumel angesichts des fliehenden Feindes. Viele von ihnen hatten 1915 oder 1917 an der Spitze ihrer Einheiten noch intakte Gräben stürmen müssen; vor ihrem inneren Auge sahen sie die leblosen Körper ihrer Männer, die vom MG-Feuer hingemäht im Stacheldraht lagen. Später hatten sie in den Stäben zusammen mit anderen wohlbedachte und bedächtige Operationen ausgearbeitet, die eines Tages zum Sieg führen sollten: die Eroberung des Plateaus von Malmaison, die gewissermassen der Test für eine bis dahin noch nicht erprobte Taktik war; der tief gestaffelte Widerstand der Armee Gouraud am 15. Juli 1918.

Von der Ausbildung her, die sie erhalten oder ihrerseits weitergegeben hatten, schlecht darauf vorbereitet, instinktiv das zwingende Gesetz der Veränderung zu begreifen, hätten sie einer ganz aussergewöhnlichen intellektuellen Geschmeidigkeit bedurft, um sich aus den Fesseln des *Déjà-vu* und des *Déjà fait* zu befreien. So aber verleitete sie alles zu der Annahme, dass man, um den neuen Krieg zu gewinnen, nichts weiter zu tun brauche, als diejenigen Fehler zu vermeiden, durch die der vorangegangene beinahe verloren worden wäre, und diejenigen Methoden zu wiederholen, die schon einmal zum Erfolg geführt hatten. Gegen Ende Februar schrieb ich an einen Freund: «Eins steht fest: Wenn unsere militärische Führung Dummheiten macht, dann werden es nicht dieselben sein wie bei den Attacken in der Champagne oder der Nivelle-Offensive.» Leider sind die Möglichkeiten, Fehler zu begehen, unbegrenzt, und was gestern Klugheit war, kann morgen Wahnsinn heissen.

Natürlich hätten sich Leute mit weniger altersbedingten Hirnverkalkungen nicht in dem Masse vom Zauber der Vergangenheit gefangennehmen lassen. Im Verlauf des Feldzugs konnte ich mit zunehmender Deutlichkeit beobachten, dass die jungen Stabsoffiziere, von denen die meisten nicht am letzten Kriege teilgenommen hatten, in der Regel zu präziseren Beurteilungen kamen als ihre Vorgesetzten. Freilich hielten die Musterschüler hartnäckig an den einmal erlernten Doktrinen fest. Und leider waren sie es, die die einflussreichsten Posten bekleideten. Viele andere aber, die anfangs noch mehr oder weniger auf das Wort des Meisters geschworen hatten, begannen an den intellektuellen Schranken einer Ausbildung zu rütteln, die sie unnachsichtig kritisierten. Selbst unter den reiferen, jedoch noch keineswegs alten Offizieren, die bereits 1914 oder 1918 gekämpft hatten, gab es viele, die zu einer Erneuerung durchaus fähig gewesen wären. Was half's? Unsere militärische Führung war eine Führung von Greisen.

Die in Friedenszeiten geltenden Beförderungsregeln, nach denen man es mit vierzig Jahren zum Bataillonschef bringt, haben uns sechzigjährige Generäle beschert. Und wie es üblich ist, bestand die Hauptsorge dieser ehrwürdigen, hochdekorierten, bisweilen ruhmbedeckten Persönlichkeiten darin, den Jüngeren den Weg zu versperren, wobei sie vergassen, dass sie ehemals, als sie ihre Heldentaten vollbrachten, selbst jung gewesen waren. Kurz vor dem Krieg wurde ein in der Öffentlichkeit viel zu wenig beachtetes Gesetz verabschiedet, das zwei neue Dienstgrade innerhalb der militärischen Hierarchie schuf. Lange Zeit hatte es in der Armee keinen höheren Grad als den des Divisionsgenerals gegeben. Um die Verwendung der Offiziere dieses Ranges festzulegen, genügte ein Dienstbefehl, der von der Regierung oder vom Oberkommando erlassen wurde: Er konnte sie ebenso zum Kommando einer Armee, ja sogar aller Armeen berechtigen, wie zum Kommando eines Armeekorps oder ganz einfach einer Division. Aber kann es denn ein wahres Paradies geben ohne eine Fülle von Stufen bis zum Himmelsthron? Eines schönen Tages beschloss man, dass aus den Stellen der Armee- und Armeekorpsgeneräle, die bis dahin einfache Funktionen gewesen waren, Dienstgrade werden sollten. Eine harmlose Befriedigung von Eigenliebe, mag man sagen, die einigen Männern mit knabenhafter Titelsucht gewährt wurde. Mitnichten! Denn sobald es Unterschiede in den Dienstgraden gibt, verlangt die Disziplin unweigerlich, dass die Kommandogewalt vom jeweils Höchststrangigen ausgeübt wird. Damit bleibt es einem jungen Divisionskommandeur fortan versagt, beispielsweise eine Armee zu übernehmen, wenn er nicht zuvor formal mindestens zum Armeekorpsgeneral befördert worden ist; denn wenn er erst einmal an der Spitze seiner neuen Einheit steht, wird er, per definitionem, Untergebene dieses Grades zu befehligen haben. Der Aufstieg von einem Grad zum anderen aber unterliegt natürlich Dienstvorschriften oder Usancen, die diesen sehr viel langsamer und komplizierter gestalten als einen

blossen Wechsel der Verwendung. Die Mitglieder des Obersten Kriegsrats, die durch diese sicherlich von ihnen angeregte Reform samt und sonders zu Armeegenerälen avanciert waren, konnten von jetzt an hoffen, dass, was auch immer geschehen mochte, die Führung der Nation in Waffen auf Dauer in ihren Händen bleiben würde. Hätte dieses System schon im letzten Krieg bestanden, wäre es wohl kaum denkbar gewesen, dass ein Oberstleutnant von 1914 namens Debeney im Jahre 1918 die erste Armee zu den Siegen von Montdidier und Saint-Quentin geführt hätte; und genauso wenig hätte Oberst Pétain, der Pétain unserer Jugend, mehrere glorreiche Stufen wie im Flug genommen, um schliesslich, an einem klaren Sommermorgen, an der Spitze aller französischen Truppen unter dem Arc de Triomphe zu defilieren.

Als man nun nach den ersten Rückschlägen auf den Gedanken kam, unser Oberkommando könnte vielleicht doch nicht ganz tadellos sein und es müssten junge, unverbrauchte Kräfte her, um ihm neuen Schwung zu verleihen – auf wen fiel da die Wahl? An die Spitze der Armeen stellte man den Stabschef eines Generalissimus des vergangenen Krieges*; einen anderen dieser Oberbefehlshaber erkor man zum technischen Berater der Regierung**. Der erste war übrigens ehemaliger Vizepräsident des Obersten Kriegsrats gewesen, der zweite zur selben Zeit Kriegsminister; folglich trugen beide ihren Teil an Verantwortung für jene Methoden, deren Mängel nur zu augenfällig waren. Hierin zeigt sich, bis zu welchem Grade man nicht nur in militärischen Kreisen, sondern auch auf Regierungsebene noch immer abergläubischem Respekt vor dem Alter anhing, vor einem Prestige, dem gewiss Ehre gebührte, das man aber – zu seinem eigenen Schutze – bes-

* General Weygand. *A.d.Ü.*

** Marschall Pétain. *A.d.Ü.*

ser ehrfürchtig in den Purpur der toten Götter gehüllt hätte, vor dem falschen Kult einer Erfahrung, die in dem Masse, wie sie ihre vermeintlichen Lehren aus der Vergangenheit schöpfte, zwangsläufig zu Fehldeutungen der Gegenwart führen musste. Wohl zog man einen erst frischgebackenen Brigadegeneral zu den Sitzungen des Ministerrats hinzu.* Was hat er dort getan? Ich weiss es nicht. Ich fürchte allerdings, dass angesichts einer derartigen Ansammlung von Gestirnen seine beiden armseligen Sternchen kaum ins Gewicht gefallen sein werden. Der Wohlfahrtsausschuss hätte einen kommandierenden General aus ihm gemacht. Unser Krieg war durchweg ein Krieg von alten Leuten oder beflissenen Hohlköpfen, die bis zum Hals in den Fehlern einer verkehrt verstandenen Geschichte steckten: ein Krieg, der ganz durchdrungen war vom Modergeruch der Kriegsakademie, des Stabsbüros in Friedenszeiten oder der Kaserne. Die Welt gehört denen, die das Neue lieben. Unsere militärische Führung aber erwies sich unfähig, diesem Neuen, als sie ihm konfrontiert wurde, etwas entgegenzusetzen. Sie hat die Niederlage nicht bloss erlitten; gleich jenen fett und unbeweglich gewordenen Boxern, die sich durch den ersten unvermuteten Schlag aus der Fassung bringen lassen, hat sie sie akzeptiert.

Doch wären sicherlich unsere militärischen Führer dieser Kleinmütigkeit, in der eine weise Theologie eine der schlimmsten Sünden gesehen hat, nicht mit so schuldhafter Bereitwilligkeit anheimgefallen, hätten sie lediglich ihrem eigenen Talent misstraut. Im Grunde ihres Herzens waren sie von vornherein bereit, an dem Land zu zweifeln, das sie verteidigen sollten, und an dem Volk, das ihnen ihre Soldaten lieferte. Hier verlassen wir den militärischen Aspekt der Frage. Man muss weiter und tiefer nach

* Gemeint ist de Gaulle, der am 5. Juni 1940 von der Regierung Reynaud zum Brigadegeneral befördert und zum Unterstaatssekretär im Verteidigungsministerium ernannt worden war. *A.d.Ü.*

den Wurzeln eines Missverständnisses suchen, das zu gravierend ist, als dass man es nicht zu den Hauptursachen der Katastrophe rechnen müsste.

Anmerkungen

- ¹ Diese Auffassung vertrat auch General Weygand, ehemaliger Direktor des Centre des Hautes Etudes Militaires und ehemaliger Oberbefehlshaber, der am 25. Mai 1940 erklärte (*Les Documents secrets de l'État-Major général français*, S. 140): «Frankreich hat den ungeheuren Fehler begangen, in den Krieg einzutreten, obwohl es weder über das erforderliche Material verfügte noch über die erforderliche Militärdoktrin.» [Nachtrag vom Juli 1942]
- ² Über die Beschleunigung des Rhythmus, welche sich aus den Metamorphosen der Gegenwart für das Denken ergibt, findet man einige intelligente Bemerkungen in einem Büchlein, in dem man sie wahrscheinlich kaum suchen würde: *Les Routes et le Trafic commercial dans l'Empire romain* von Charlesworth. Siehe die Ausführungen auf Seite 225, wo es u.a. heisst: «Die Menschen von heute müssen ihre Entscheidungen mit einer Geschwindigkeit treffen, die unsere Vorfahren zutiefst verblüfft hätte.» [Nachtrag vom Juli 1942]
- ³ Ich gebe hier die Darstellung wieder, wie sie mir seinerzeit zu Ohren gekommen ist. Wenn ich seinen Bericht vor dem französischbritischen Kriegsrat vom 22. Mai (*Les Documents secrets de l'État-Major général français*, S. 130) richtig verstehe, dann ist es Weygand allerdings nicht gelungen, Lord Gort zu erreichen. [Nachtrag vom Juli 1942]
- ⁴ «M. Daladier sagte am 2. Februar 1937 in der Abgeordnetenversammlung, zu seinem Bedauern hätte er bei seiner Rückkehr in die Rue Saint-Dominique [Sitz des Kriegsministeriums, A.d.Ü.] lediglich eine einzige leicht mechanisierte Division vorgefunden, nämlich jene, die er knapp vier Jahre zuvor aufgestellt hatte.» (Paul Reynaud, *Le problème militaire français*, 1937, S. 62).
- ⁵ Heute weiss ich besser, dass es von diesem – sicherlich unzureichenden – Material tatsächlich mehr gab, als behauptet wurde. An der Front fehlte es wirklich. Aber im Hinterland hatten wir Panzer, die ungenutzt in Magazinen herumstanden, und Flugzeuge, die niemals flogen, wobei die ei-

nen wie die anderen manchmal in ihre Einzelteile zerlegt waren. Was geschah beim Vormarsch der deutschen Armee auf Paris in Villacoublay? Trifft es zu, was man mir erzählt hat, dass dort eine grosse Zahl von Flugzeugen am Boden zerstört werden musste, weil es keine Piloten gab, die imstande gewesen wären, sie in die Luft zu bringen? Letzteres erscheint mir keineswegs unwahrscheinlich. Ich kenne einen Piloten der Zivilluffahrt, dem, obwohl er ordnungsgemäss mobilisiert war, während des gesamten Krieges nicht ein einziges Mal gestattet wurde, ein Militärflugzeug zu besteigen.

- ⁶ «Die Natur des Militärwesens, das sehr stark hierarchisiert ist, neigt dazu, den Konformismus zu befördern.» (Paul Reynaud, *Le Problème militaire français*, 1937).
- ⁷ Die Maschine ist das Neue. Und das erklärt wohl auch, warum die Dozenten der Strategie sie nie sonderlich geliebt haben. Bei uns jedenfalls schrieb J. de Pierrefeu erst unlängst (*Plutarque a menti*, S. 300): «Robert de Beauplan, der im Auftrag des *Matin* den berühmten *Circuit de l'Est* verfolgte, in dessen Verlauf Frankreich das Wunder seiner Fliegerei begriff, berichtete mir über eine erstaunliche Unterhaltung, die er am Ende der triumphalen Flugschau mit General Foch, dem Kommandeur des X. Korps, hatte. Auf dem Plateau von Malzéville, während die Delegation wieder zu ihren Wagen zurückkehrte, nahm Foch ihn beiseite und sagte: 'Wissen Sie, das da, das ist alles nur Sport: Für die Armee hat das Flugzeug keinen Wert.'» Man vergleiche diese Worte etwa mit einem berühmten Vorwort von Marschall Pétain über die Gefahren der Motorisierung. Nur: Von 1914 bis 1918 hatten selbst die Strategen Zeit zu begreifen. [Nachtrag vom Juli 1942].
- ⁸ In Wirklichkeit übersprangen wir sogar mehr als eine. Offiziell unterstand das Benzindepot dem Armeekommandeur nämlich nicht direkt, sondern nur vermittelt über den General, der die Artillerie der Armee befehligte; und dieser wurde wiederum auf der unteren Ebene vom Chef der Schwadron repräsentiert, welcher die Munitions- und Benzinabteilung leitete. Um den Instanzenweg zu respektieren, hätte also jeder Befehl von der Armee zum Depot notwendigerweise über diese beiden nachgeordneten Autoritäten laufen müssen, ehe er sein Ziel erreichen konnte. In Bohain war es tatsächlich so, dass alle offiziellen Schriftstücke ausnahmslos diesem komplizierten Dienstweg folgten; und das zeitraubende Verfahren stimmte Lachamp und mich bedenklich, wenn wir uns die Anforderungen einer aktiveren Phase vorstellten. Glücklicherweise

konnten wir, als es soweit war, die Leitung kurzschliessen. Dass das ohne Funken abging, verdankten wir dem Entgegenkommen der betreffenden Offiziere.

- ⁹ Ich bin immer mehr davon überzeugt, dass sie die einzig vernünftige war. Welchen Verlauf hätte der Krieg genommen, hätte sich die gesamte britische Armee im Mai/Juni 1940 auf dem Kontinent verausgabt? Eine kluge, aber harte Vorsichtsmassnahme, die ein einfacher französischer Soldat damals wohl nur schwer begreifen konnte. [Nachtrag vom Juli 1942].
- ¹⁰ Dem Sitzungsprotokoll des Kriegsrats vom 26. April 1940 (*Les Documents secrets de l'État-Major général français*, S. 98) entnehme ich einen Satz, der viel aussagt über die unerträgliche Eitelkeit unserer Stäbe. Das Wort hat General Gamelin: «Die Engländer haben [in Norwegen] die Hauptlast zu tragen. [...] Darüber hinaus muss man sie moralisch unterstützen, ihnen zeigen, wie man das Kommando richtig organisiert, ihnen Methode und Schneid beibringen.» Ach ja! [Nachtrag vom Juli 1942].
- ¹¹ Abkürzung von «Quarter-Master General's Branch».
- ¹² Zu den Unzulänglichkeiten der Verbindung zwischen unseren Streitkräften und dem Expeditionskorps vgl. die Intervention Churchills im französisch-britischen Kriegsrat vom 22. und sein Telegramm vom 24. Mai. (*Les Documents secrets de l'État-Major général français*, S. 57 und 132). [Nachtrag vom Juli 1942].
- ¹³ Was die schon lange vor dem Krieg ausgebildeten schlechten Gewohnheiten der 2. Büros angeht, sei das vernichtende Zeugnis von B. de Jouvenel aus seinem Buch *La Décomposition de l'Europe libérale* (S. 212) zitiert: «Unser Generalstab listet mit knabenhafter Eitelkeit im militärischen Jahrbuch des Völkerbunds Streitkräfte auf, die wir überhaupt nicht haben, Berufssoldaten, die sich nie verpflichtet haben, und Reservisten, die niemand einberuft. Damit stützt er lediglich die deutschen Behauptungen.» Für 1914 vgl. die *Memoiren* von Joffre, S. 249 (falsche Informationen über die deutschen Reservekorps). [Nachtrag vom Juli 1942].
- ¹⁴ Diese Unfähigkeit, korrekte Auskünfte zu erteilen, war übrigens ein altes Übel unserer Stäbe. In seinen *Memoiren* berichtet der Duc de Fezensac, dass er eines Tages von Ney den Auftrag erhielt, einem der Generäle des Marschalls einen Befehl zu überbringen, und von diesem wissen wollte, wohin er zu gehen hätte. «Keine Bemerkungen», entgegnete mir der Marschall, «ich schätze sie nicht.» Und Fezensac weiter: «Man teilte uns nie etwas über die Lage der Truppen mit. Wir erhielten keinerlei Marschbefehle, nicht einen Bericht.

Man musste sich auf eigene Faust informieren oder besser gesagt raten.» (Zitiert bei M. Leroy, *La Pensée de Sainte-Beuve*, S.56) Eine Beobachtung, die wir hätten bestätigen können, nicht wahr, Lachamp! [Nachtrag vom Juli 1942].

¹⁵ Hier liegt überhaupt ein grosses Problem. Es gibt wohl keinen Text, der es deutlicher bezeichnete als der erste Band der *Memoiren* von Joffre. Hier findet man nicht nur die erstaunliche Liste derjenigen Generäle, die gleich in den ersten Monaten des Krieges von ihrem Posten abberufen werden mussten (bei der Mobilmachung am 6. September 1914 betraf es beispielsweise mindestens die Hälfte aller Divisionskommandeure der aktiven Infanterie und genau die Hälfte aller Kavalleriedivisionskommandeure). Die Bemerkung Joffres über einen bestimmten Armeekorpsgeneral – «er hatte bewiesen, dass er unfähig war, sich von der Mentalität der Friedenszeit auf die Mentalität der Kriegszeit umzustellen» – trifft natürlich auch auf die meisten anderen der «gemassregelten» Chefs zu, das heisst auf annähernd die Hälfte aller Chefs aus Friedenszeiten. Was soll dann aber die militärische Ausbildung, wenn sie auf alles vorbereitet, nur nicht auf den Krieg? [Nachtrag vom Juli 1942].

¹⁶ Aufgrund der vielen Zeugnisse, die ich im Laufe dieser beiden Jahre gesammelt habe, denke ich heute, dass die Unzulänglichkeiten in der Truppenführung längst nicht so selten waren, wie ich unmittelbar nach der Niederlage glauben wollte. Natürlich belasse ich meinen Text, wie er ist. Aber ich fürchte, wenn ich mich ganz gewissenhaft an die Wahrheit halten wollte, müsste ich ihn noch verschärfen. Dieses Geständnis ist schmerzhaft und fällt mir nicht leicht. Offenbar gab es eine gewisse Krise der Gruppenmoral (bei den aktiven wie bei den Reserve-Offizieren), die sehr viel tiefergreifend war, als man sich vorzustellen gewagt hätte. Dass sie nicht alle angesteckt hat, ist auch bekannt. Neben den Schwächen, die in diesen Kreisen vorkamen, sind auch viele schöne Beispiele von Tapferkeit zu nennen. Gerade diese Kontraste sind es ja, die es so schwierig machen, die Geschichte nuanciert darzustellen. Auch die Krise der kollektiven Moral, die sich in bestimmten Schichten der Nation ausbreitete, und die Reaktionen eben jener Schichten gegen die Krise, all das kennen wir heute nur zu gut: Die «Kollaboration» ist ein zuverlässiger Prüfstein gewesen. [Nachtrag vom Juli 1942].

Gewissensprüfung eines Franzosen

Keine Berufsgruppe innerhalb einer Nation trägt jemals ganz allein und ausschliesslich die Verantwortung für ihre Taten. Die kollektive Solidarität ist viel zu stark, um eine derartige moralische Autonomie zuzulassen. Die Stäbe arbeiteten mit den Instrumenten, die ihnen das Land zur Verfügung gestellt hatte. Sie lebten in einem psychologischen Klima, das sie selbst nur teilweise erzeugt hatten. Sie selbst waren das, was die Bevölkerungsschichten, denen sie entstammten, aus ihnen gemacht hatten, und das, was die Gesamtheit der französischen Nation ihnen erlaubt hatte zu sein. Aus diesem Grunde kann ein um Ehrlichkeit bemühter Mensch, nachdem er die Fehler unserer militärischen Führung und ihre Mitschuld an der Niederlage aus eigener Anschauung und nach bestem Wissen dargelegt hat, es nicht einfach dabei bewenden lassen, ohne dass ihn das Gefühl beschliche, er habe gleichsam Verrat begangen. Die Redlichkeit gebietet, dass auf das Zeugnis des Soldaten eine Gewissensprüfung des Franzosen folge.

Freilich mache ich mich nicht frohen Herzens an diesen Teil meiner Aufgabe. Als Franzose werde ich mich gezwungen sehen, über mein Land zu reden und dabei auch Kritisches zu sagen; es ist hart, die Schwächen einer schmerzreichen Mutter blosslegen zu müssen. Als Historiker weiss ich besser als irgendwer sonst von den Schwierigkeiten einer Analyse, die, will sie nicht allzu unvollständig bleiben, bis zu den entferntesten, komplexesten und – beim heutigen Stand der Humanwissenschaften – verborgensten Kausalverzweigungen zurückgehen müsste. Allein, was zählen in diesem Zusammenhang kleine persönliche Skrupel? Wie könnte ich es ertragen, dass meine Kinder, die die-

sen Rechenschaftsbericht lesen werden, dass unbekannte Freunde, denen er vielleicht eines Tages in die Hände fallen wird, ihm den Vorwurf machen müssten, er wäre zu schonend mit der Wahrheit umgegangen, er hätte bestimmte Fehler unnachdsichtig kritisiert, aber andere Verfehlungen, deren alle Bürger des Landes sich mitschuldig gemacht haben, geflissentlich verschwiegen?

Fast immer haben die Frontkämpfer etwas am Hinterland auszusetzen. Es bedarf einer ausserordentlichen Grossherzigkeit, um den Gefährten vergangener Tage das weiche Bett zu gönnen, wenn man selbst auf hartem Boden schläft, und im MG-Feuer ohne Bitterkeit der Läden zu gedenken, denen im Schutz des Landesinnern auch weiterhin die Kundschaft zuströmt, oder der friedlichen Atmosphäre des Provinzcafés, auf dessen Terrasse der Krieg nur von Stammtischstrategen ausgefochten wird. Wird die Schlacht mit einer Niederlage enden? In diesem Fall droht die Gefahr, dass die Spaltung der Nation in zwei Hälften zu einem Dauerzustand wird. Der Landser ist sich der Opfer bewusst, die er zu bringen hat, und lehnt es ab, sich für ihre Sinnlosigkeit verantwortlich zu fühlen. Seine Vorgesetzten, die seine Kritik fürchten, ermuntern ihn, die Schuldigen überall, nur nicht in der Armee zu suchen. So entsteht die fatale Dolchstoss-Legende, die günstige Voraussetzungen für eine falsche Rehabilitierung der Armee und für Militärputsche schafft. Aus dem bisher Gesagten dürfte klar hervorgehen, dass nicht alle ehemaligen Soldaten von 1940 bereit sind, denen Gehör zu schenken, die auf diese Weise Zwietracht säen wollen. Gleichwohl muss man deutlich sagen, dass auch das Hinterland viele Sünden begangen hat.

Gab es eigentlich ein echtes Hinterland – konnte es überhaupt eines geben – in dem Sinne, wie wir das Wort instinktiv zu verstehen pflegten? Das kriegführende Frankreich von 1915-1918 bestand aus mehreren langgestreckten Territorialzonen, die in der

Tiefe gestaffelt waren. Jede von ihnen zeichnete sich durch einen unterschiedlichen Grad der Gefährdung aus. An erster Stelle kam das unmittelbare Kampfgebiet: Gewiss war die Front beweglich, doch wäre es bereits als fürchterlicher Rückschlag empfunden worden, hätte sie sich lediglich vom Stadtrand von Saint-Quentin bis zu den Vororten von Noyon, sprich: um eine halbe Autostunde, verschoben. Weiter im Landesinnern erstreckte sich der ziemlich schmale, immer noch relativ exponierte Streifen des rückwärtigen Heeresgebiets, in dem sich die Standquartiere befanden. Daran schloss sich dann das eigentliche Hinterland an mit seinen Feldern und Städten, die praktisch unbehellig blieben. Sicher gab es hin und wieder einen als nahezu skandalös empfundenen plötzlichen Alarm, der für einen Augenblick die Ruhe dieser glücklichen Gefilde zu stören wagte: Eine «Junkers» flog über Paris hinweg; ein Zeppelin liess Bomben fallen; die «Dicke Bertha» feuerte überraschend ihre Granaten ab, die bald im Teich einer Parkanlage landeten, bald einen Kirchenpfeiler trafen. Wir zitterten in unseren Gräben, wenn wir an unsere Familien dachten. Doch was war das alles im Vergleich mit unseren jüngsten Erfahrungen?

Denn die Bombardements und der Blitzkrieg haben diese schöne Gefahrenordnung durcheinandergebracht. Es gibt keinen friedlichen Himmel mehr, und die Schlagkraft der motorisierten Elemente hat die Distanz zusammenschumpfen lassen. Im bretonischen Rennes, wo man sich Tags zuvor noch so sicher wähnte wie im tiefsten Amerika, fanden innerhalb weniger Minuten Hunderte von Menschen den Tod. Die Landstrassen des Berry waren dem MG-Feuer ausgesetzt, das keinen Unterschied macht zwischen dem Soldaten und dem Kind. Sind diese Schrecken tatsächlich so neu, wie manche geglaubt haben? Sicher, das Bombenflugzeug ist, was Intensität, vor allem aber Geschwindigkeit betrifft, ein völlig neuartiges Zerstörungsinstrument. Aber es ist

noch nicht so lange her, da forderten die Kriege gemeinhin unter der Zivilbevölkerung sehr viel mehr Opfer, sei's auf dem Land, das gebrandschatzt und ausgehungert wurde, sei's in den Strassen der Städte, die Plünderungen über sich ergehen lassen mussten, als in den Reihen der Kombattanten. Doch daran erinnerten sich allenfalls ein paar Leser alter Chroniken. Für den Durchschnittsmenschen stellt die nahe Vergangenheit einen bequemen Schutzschild dar; sie versperrt ihm die Sicht auf weiter zurückliegende Ereignisse der Geschichte und auf die tragischen Möglichkeiten ihrer Wiederkehr. Fern jener barbarischen Epochen, da der Krieger keineswegs der Einzige war, der getötet wurde! Unter der Bevölkerung des Hinterlands wie in den Zivilverwaltungsstellen oder Garnisonen redete man sich ein, es gäbe so etwas wie eine Unterscheidung nach Kategorien.

Dabei hätte man einige gute Gründe gehabt, dies zu bezweifeln, und wahrscheinlich glaubte man im tiefsten Innern auch nicht so recht daran. An warnenden Hinweisen hatte es jedenfalls nicht gemangelt. Hatten uns nicht die Wochenschauen jene schrecklichen Bilder aus dem verwüsteten Spanien vor Augen geführt? Wurden wir nicht mit Reportagen über das Martyrium der polnischen Städte überhäuft? In einem gewissen Sinne hat man uns sogar zu sehr gewarnt. Noch heute bin ich davon überzeugt, dass dies ständige Herumreiten auf den Greueln der Bombardements zum Teil auch von der feindlichen Propaganda angelegt war. Paris wäre vielleicht verteidigt worden, und sicher hätte die Zwangsvorstellung der offenen Städte nicht in derartiger Masse die militärischen Operationen behindert, hätte die Öffentlichkeit ein weniger dramatisches Bild vom Schicksal Madrids, Nankings oder Warschaus gehabt. Man hatte genug davon gesprochen, dass wir Angst bekamen; aber nicht genug und nicht in einer Weise, die das Empfinden der Allgemeinheit dahin beeinflusst hätte, dass sie sich ins Unvermeidliche geschickt hätte und bereit gewe-

sen wäre, die Moral des Zivillebens den neuen bzw. erneuerten Bedingungen des Krieges anzupassen.

Ich glaube nicht, dass ich für Mitleid grundsätzlich unempfindlich wäre. Möglicherweise haben sich derlei Gefühlsregungen aufgrund der Erfahrungen, die ich in zwei aufeinanderfolgenden Kriegen machen musste, ein wenig verhärtet. Dennoch gibt es ein Bild, an das ich mich gewiss nie gewöhnen werde, das Bild des panischen Schreckens auf den Gesichtern von Kindern, die in einem aus der Luft angegriffenen Dorf vor den Bomben fliehen. Der Himmel möge es mir ersparen, dieses Bild jemals wieder in der Wirklichkeit sehen zu müssen, und er verschone auch meine Träume davor. Es ist grausam, dass die Kriege die Kinder nicht verschonen, und zwar nicht nur deshalb, weil sie die Zukunft verkörpern, sondern auch, weil sie seinen Schrecken, für die sie keinerlei Verantwortung tragen, hilflos ausgeliefert sind und vertrauensvoll Schutz bei uns suchen. Die christliche Legende hätte Herodes bestimmt nicht so hart verurteilt, wäre er nur für den Tod des Täufers verantwortlich gewesen. Sein unverzeihliches Verbrechen aber war der bethlehemitische Kindermord.

Was indes die Erwachsenen betrifft, so sind sie angesichts der Gefahr für das Vaterland und der Pflichten, die sie mit sich bringt, alle gleich, und es zeugt von einer merkwürdig irrigen Auffassung, wollte man einem von ihnen irgendein Immunitätsprivileg zubilligen. Was ist denn eigentlich ein «Zivilist», nimmt man das Wort in dem Sinne, den es unter Kriegsbedingungen bekommt? Nichts weiter als ein Mann, dem es aufgrund seines Alters, seiner Gesundheit, manchmal auch seines als kriegswichtig erachteten Berufs versagt bleibt, sich durch den Dienst an der Waffe nützlich zu erweisen. Dergestalt daran gehindert zu sein, seinem Land in der Weise zu dienen, wie es jeder Bürger wünschen muss, ist ein Unglück; dass es hingegen das Recht verleihen sollte, sich vor der gemeinsamen Gefahr zu drücken, ist nicht

einzusehen. In wenigen Jahren werde ich nicht mehr wehrtauglich sein. Dann werden meine Söhne meinen Platz einnehmen. Werde ich daraus etwa den Schluss ziehen, mein Leben sei wertvoller als das ihre? Im Gegenteil, es wäre viel besser, ihre Jugend bliebe erhalten, notfalls auch auf Kosten ihres alten Vaters. Herodot hat es vor langer Zeit gesagt: Der grosse Frevel des Kriegs besteht darin, dass die Väter die Söhne ins Grab schicken. Sollten wir uns vielleicht über eine Rückkehr zum Gesetz der Natur beklagen? Was die Nation betrifft, so gibt es für sie keine schlimmere Tragödie, als wenn sie gezwungen ist, die Existenzen zu opfern, auf denen ihr Schicksal ruht. Gemessen an diesen unverbrauchten Kräften, fallen die anderen kaum ins Gewicht. Davon nehme ich nicht einmal die Frauen aus, oder allenfalls die jungen Mütter, deren Wohlergehen für ihre Kinder unerlässlich ist. Unsere Lebensgefährtinnen lachen über die Ohnmachtsanfälle ihrer Grossmütter. Recht haben sie, und ich sehe nicht ein, warum Mut für sie weniger natürlich und weniger obligatorisch sein sollte als für uns. Zur Zeit der Berufsarmeen opferte sich der Soldat, ob als Lehnherr, ob als Söldner, für seine Schutzbefohlenen. Als Gegenleistung unterhielten ihn die nicht kämpfenden Bevölkerungsteile, sei's durch Naturalabgaben, sei's durch Zahlung eines Soldes. Vernachlässigte er ihre Sicherheit, konnten sie sich rechtmässig beschweren. Das war ein Vertragsbruch. Heute, wo jeder Diensttaugliche Soldat wird, gibt es niemanden, der im bedrohten Vaterland der Massenaushebung, ihren Zwängen oder Risiken entgeht. Das ist der einzig klare Weg. Alles andere ist nichts als Gefühlsduselei – oder Feigheit.

Diese Wahrheiten erscheinen derart simpel, dass man sich beinahe schämt, an sie zu erinnern. Wurden sie aber in den hinter uns liegenden Monaten wirklich immer und von allen beherzigt? Ich glaube kaum. Dafür haben wir zu viele Verwalter erlebt, die ihren Pflichten dadurch Genüge zu tun glaubten, dass sie darum anhielten, ihre Stadt möge nicht verteidigt werden, zu viele Ver-

antwortliche im zivilen wie militärischen Bereich, die dieser falschen Auffassung vom öffentlichen Interesse nachgaben. Vermutlich liessen sich diese ängstlichen Gemüter nicht ausschliesslich von der rührenden Sorge um die Bewahrung von Menschenleben leiten. Die fürchterlichen materiellen Zerstörungen, die der Krieg von 1914-1918 mit sich gebracht hatte, waren noch in schmerzlicher Erinnerung. Man wusste, dass sie die Kulturdenkmäler des Landes grausam verstümmelt und seiner wirtschaftlichen Prosperität schweren Schaden zugefügt hatten. So hielt man es für ratsam, lieber alles hinzunehmen, als sich noch einmal auf diese doppelte Weise zugrunde richten zu lassen. Allein, was ist eine Vorsicht wert, die sich nicht einmal fragt, ob es für eine Zivilisation ebenso wie für eine Volkswirtschaft eine schlimmere Katastrophe geben kann, als sich von einer räuberischen Nation unterjochen zu lassen?

Eines Tages verfiel man auf den Gedanken, alle Kommunen mit mehr als 20'000 Einwohnern zu offenen Städten zu erklären. Mag ein Dorf mit irgendwelchen Bauerntölpeln ruhig bombardiert, verwüstet und in Brand gesteckt werden, dachten diese guten Hirten offensichtlich. Aber eine gutbürgerliche Stadt, das geht doch nun wirklich nicht! Und so geschah es, dass, während die Kadetten der Kavallerieschule von Saumur ihr Leben an der Loire hingaben, in ihrem Rücken der Feind die Brücken von Nantes, die nicht verteidigt werden durften, bereits überschritten hatte.

Man muss den Mut haben, es offen zu sagen: Diese kollektive Schwäche war oft vielleicht nichts anderes als die Summe vieler individueller Schwächen. Beamte haben sich unerlaubt von ihren Posten entfernt. Befehle zum Aufbruch wurden vorzeitig erteilt. Im ganzen Land herrschte eine wahre Fluchtmanie. Wer von uns hat auf den Strassen, inmitten der Trecks von Evakuierten, nicht ganze Trupps von Feuerwehrleuten angetroffen, die auf ihren

städtischen Löschfahrzeugen hockten? Bei der Nachricht, dass der Feind im Anmarsch sei, rannten sie los, um sich selbst und ihre Gerätschaften in Sicherheit zu bringen. Auf Anordnung von oben, von mir aus. Sollte am Ort ruhig alles in Flammen aufgehen, Hauptsache, die Löschgeräte fielen ihnen nicht zum Opfer. Bürokratische Schildbürgerstreiche, wird mancher sagen. Doch leider reichten die Wurzeln des Übels tiefer. Ich weiss von einem Industriezentrum, in dem es geschah, dass die Firmenchefs beim Herannahen der deutschen Truppen fluchtartig ihre Fabriken verliessen, ohne im geringsten daran zu denken, für die Lohnzahlungen an die Arbeiter zu sorgen. Wären sie zum Kriegsdienst einberufen gewesen, hätten sie ihre Pflicht wahrscheinlich bis zum letzten erfüllt. Da sie aber «Zivilisten» geblieben waren, hatten sie vergessen – oder hatte man ihnen nicht genügend eingeschärft –, dass es in Kriegszeiten keinen bürgerlichen Beruf mehr gibt. Die Nation in Waffen kennt nur Kampfposten.

Sollte ich mich getäuscht haben? Ältere Menschen neigen ja gerne dazu, in Erinnerung an ihre eigene Jugend die nachfolgenden Generationen herabzusetzen. Werde auch ich dieser Versuchung erliegen? Jedenfalls hatte ich den Eindruck, dass selbst unter den Kriegstauglichen etwas von jenem mitreissenden Gefühl der Gleichheit in der Gefahr, das 1914 die meisten von uns erfasst hatte, verlorengegangen war. Fraglos hatte man gewisse Freistellungen vom Kriegsdienst in der Öffentlichkeit zu sehr als Vergünstigungen oder gar legitime Ansprüche hingestellt, und nicht als ärgerliche und ein wenig demütigende Notwendigkeiten. Den Bauern hatte man eingeredet: «Warum die Arbeiter und nicht ihr?», den Familienvätern: «Eure Kinder brauchen euch», den ehemaligen Frontkämpfern: «Zweimal ist einfach zuviel». Als das Rüstungsministerium reorganisiert und erweitert wurde, mussten wir mit einiger Empörung sehen, wie die Reserveoffiziere sich scharenweise darum rissen, in seinen friedlichen Büros unterzuschlüpfen. «Wirklich zu ärgerlich!» sagten sie, als sie den

Truppendienst quittierten. «Aber man braucht mich nun mal im Ministerium!» Waren sie tatsächlich alle so unentbehrlich? Und hätte man häufig nicht Ältere an ihre Stelle setzen können? Aus dem Munde wohlmeinender Personen habe ich gelegentlich den Wunsch vernommen, wenigstens unsere intellektuelle Jugend möge von den entsetzlichen Hekatomben des letzten Krieges verschont bleiben. Mir klang das nie ganz aufrichtig. Gewiss ist es schrecklich, dass an der Marne, an Yser oder Somme so viele Hoffnungen zunichte gemacht wurden. Unsere geistige Kapazität hat lange darunter gelitten. Aber gab es nicht auch diesmal etwas, wofür zu kämpfen sich gelohnt hätte? War etwa nicht die Niederlage der schwerste Schlag, der unsere intellektuelle Freiheit, unsere Kultur, unser moralisches Gleichgewicht treffen konnte? Überdies kann es angesichts des Opfers keinerlei Ausnahmen geben. Niemand hat das Recht, sein eigenes Leben für nützlicher zu erachten als das seiner Nachbarn, denn jeder wird in seiner Sphäre, sie sei gross oder klein, vollkommen legitime Gründe finden, sich für unabhkömmlich zu halten.

Ich vermag nicht zu sagen, inwieweit dieser Vorsatz, das Blut der Jungen zu schonen, möglicherweise mit dafür ausschlaggebend war, dass die Rekruten merkwürdig spät gemustert und ausgebildet wurden. Jedenfalls war der Rekrutenjahrgang 40 zum Zeitpunkt der Katastrophe gerade erst einberufen worden und hatte praktisch noch keinerlei Ausbildung erhalten. Und was die Jüngeren betrifft, unter denen viele waren, die es den Wehrpflichtigen gleich tun wollten, so hatte man in den meisten Städten nichts unternommen, um sie militärisch vorzubereiten. Wer trug die Verantwortung für diese unglaubliche Nachlässigkeit? Die militärische oder die politische Führung? (Aber hätte nicht ein wenig Druck von den Stäben genügt, diese Entscheidung aufzuheben?) Ebenso unklar bin ich mir über die Motive. Ist es denkbar, dass unsere militärischen Führer während der nicht enden

wollenden Phase des Wartens, in der es fast keine Verluste gab, die Notwendigkeit vergessen hatten, jene Verstärkungen bereitzuhalten, auf die sie in dem Moment, da die Schlacht begann, dringend angewiesen sein würden? Das wäre dann tatsächlich eine der katastrophalen Auswirkungen jenes langen «Sitzkriegs» gewesen, in dessen trügerischen Genuss uns die Deutschen brachten. «Wir haben zu viele Leute», sagte ein Offizier zu einem meiner Kollegen, der mobilisiert bleiben wollte, obwohl man ihn als Familienvater vom Kriegsdienst zurückstellte. Fürchtete man vielleicht, dass es an Waffen fehlen würde? Oder hat man, gemäss meiner soeben geäusserten Vermutung, verfolgt von der Erinnerung an jenen Rekrutenjahrgang 16, den wir ehemals mit Tränen in den Augen praktisch aus den letzten Kindertagen gerissen und ins Feuer an der Somme geworfen sahen, Regungen eines weichen Mitleids nachgegeben? Fest steht in jedem Fall, dass unseren Herrschenden und offenbar auch unseren herrschenden Klassen etwas von der bedingungslosen Entschlossenheit gefehlt hat, das bedrohte Vaterland um jeden Preis zu verteidigen.

Im Grunde ist der Begriff der herrschenden Klassen nicht ganz unproblematisch. Die französische Grossbourgeoisie von 1939 beklagte sich gern darüber, dass sie allen Einfluss im Staat verloren hätte: eine gewaltige Übertreibung. Die Herrschaft der «Notabeln», die sich auf die Finanz und die Presse stützte, war noch lange nicht am Ende. Allerdings trifft es zu, dass die Herren von früher jetzt keineswegs mehr das Monopol über die Schalthebel der Macht besaßen. Neben ihnen zählten, wenn auch nicht die Lohnabhängigen in ihrer grossen Masse, so doch die Führer der wichtigsten Gewerkschaften zu den Machtfaktoren der Republik. Das war 1938 deutlich geworden, als ein Minister, einer der «münchnerischsten» unter unseren Pro-Münchnern, sich ihrer bedient hatte, um in der Öffentlichkeit eine Panikstimmung zu ver-

breiten, die seinen eigenen Schwächen sehr gelegen kam. Die Gewerkschaftsbewegung aber, das lässt sich nicht bestreiten, hat im jetzigen Krieg genauso versagt wie die Stäbe.

Ich werde hier von Dingen reden, die ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe. Die Fabrik der Kriegs- bzw. Vorkriegszeit lag, wie man sich denken kann, weitgehend ausserhalb meines Blickfelds. Doch die Aussagen, die ich hierzu gesammelt habe, stimmen zu sehr miteinander überein und stammen aus zu unterschiedlichen Kreisen – von Ingenieuren bis hin zu einfachen Arbeitern –, als dass ich ihre Schlussfolgerungen in Zweifel ziehen dürfte. Man hat in der Rüstungsproduktion nicht genug gearbeitet; man hat nicht genügend Flugzeuge, Motoren oder Panzer hergestellt. Die Verantwortung dafür lag, wie ich annehme, nicht allein und sicher nicht vornehmlich bei den Arbeitern. Aber auch sie sollten sich besser nicht für unschuldig erklären. Nicht eingedenk der Tatsache, dass ja auch sie, auf ihre Weise, Pflichten zu erfüllen hatten, dachten sie vor allem daran, sich ihre Mühe so teuer wie möglich bezahlen zu lassen, das heisst, eine möglichst geringe Leistung in möglichst kurzer Zeit zu einem möglichst hohen Preis zu erbringen. In normalen Zeiten ist das die selbstverständlichste Sache der Welt. «Schmutziger Materialismus», erregte sich eines Tages ein Politiker, von dem kaum anzunehmen war, dass er so sehr von reiner Geistigkeit erfüllt war, wie er uns weismachen wollte. Der Arbeiter handelt mit menschlicher Arbeitskraft. Dem Tuch-, Zucker- oder Kanonenhändler steht es schlecht an, sich zu empören, wenn er seinerseits das grosse Gesetz des Handels anwendet, das da lautet: wenig geben, um viel zu bekommen. Doch so legitim diese Haltung zu anderen Zeiten auch sein mag, so grausam verfehlt war sie in einem bedrohten Volk und angesichts der Opfer, die die Kämpfenden zu bringen hatten. Einer meiner Nachbarn auf dem Lande, ein zur Kriegsproduktion herangezogener Klempner, hat mir erzählt, wie seine Arbeitskollegen ihm das Werkzeug versteckten, um ihn daran zu

hindern, mehr zu schaffen oder schneller zu arbeiten, als es der ungeschriebene Brauch der Werkstatt vorschrieb. Hier haben wir, direkt aus dem Leben gegriffen, das Beispiel einer schwerwiegenden Verfehlung.

Sicherlich wäre es ziemlich ungerecht, wollte man einer ganzen Klasse pauschal eine derartige Missachtung der nationalen Interessen unterstellen. Ich will ohne Weiteres einräumen, dass es Ausnahmen gab. Doch allein die Tatsache, dass sie weit verbreitet war, liess sie folgeschwer auf das Kriegsglück einwirken. Sie bedarf indes einer Erklärung.

Man hat immer wieder und in allen Tonlagen behauptet, dieser Krieg hätte viel weniger als der vorangegangene an die tiefen Empfindungen der Nation gerührt. Ich halte das für einen schweren Irrtum. Es entspricht nicht dem Temperament unseres Volks, jemals den Krieg zu wünschen. Kein Franzose sehnte sich 1939 danach, «für Danzig zu sterben». Aber auch kein einziger 1914 danach, «für Belgrad zu sterben»; und die Kamarilla, die ihre Intrigen um die Karadjordjevic spann, war unseren Bauern oder Arbeitern nicht besser bekannt als fünfundzwanzig Jahre später das korrupte Obristenregime in Polen und auch nicht mehr, wenn überhaupt, dazu angetan, Begeisterung bei den Volksmassen auszulösen. Und wenn, was Elsass-Lothringen betrifft, das Bild der gepeinigten Provinzen bereits mit den ersten Kämpfen vom August 1914 unversehens aus dem diskreten Schatten trat, der es noch wenige Tage zuvor umfassen hatte, so geschah das nur als Folge von Notwendigkeiten, denen man sich bereits gebeugt hatte. Da man nun einmal zu den Waffen greifen musste, schien es nicht gut möglich, sie wieder niederzulegen, ohne zuvor die verlorenen Brüder befreit zu haben. Vorher, in Friedenszeiten, war die Öffentlichkeit viel zu sehr auf die eigene Sicherheit bedacht, als dass die schönen Augen der Elsässerinnen auf den Lithographien je die Franzosen so zu rühren vermocht hätten, dass

sie, nur um jener Tränen zu trocknen, bereit gewesen wären, das Land leichten Herzens in die furchtbarsten Gefahren zu stürzen.

In Wahrheit kam in beiden Fällen die Stimmung im Volke aus demselben Impuls. «*Die* fangen doch andauernd Streit mit allen an. *Die* wollen alles für sich haben. Je mehr man *denen* nachgibt, umso mehr verlangen *die*. So kann das nicht weitergehen.» So äusserte sich in meinem kleinen Dorf in der Creuse einer meiner Nachbarn mir gegenüber, kurz bevor ich nach Strassburg ging. Ein Bauer von 1914 hätte nicht anders geredet. Sofern man überhaupt sagen kann, einer der beiden Kriege hätte mehr als der andere dem inneren Empfinden der Massen, vor allem der Arbeitermassen, entsprochen, dann wäre es ohne Zweifel der zweite gewesen. Und zwar gerade wegen seines «ideologischen» Charakters, den man ihm so sehr zum Vorwurf gemacht hat und der gleichwohl dem Opfer zusätzliche Ausstrahlung verlieh. Der französische Fabrik- oder Landarbeiter hätte 1914 keineswegs spontan sein Blut vergossen, um Elsass-Lothringen zu befreien, und ebensowenig hätte er es 1939 getan, um die Diktaturen zu beseitigen. Doch in einem Kampf, der sich gegen jene richtete und den sie ja verschuldet hatten, wurde ihm bewusst, dass er einer grossen Menschheitssache diene; wer daran zweifelte, verkannte, welches Mass an nicht zur Schau getragenen Adel ein altes, zivilisiertes Volk wie das unsere in sich birgt. Die Absurdität unserer offiziellen Propaganda, ihr irritierender und vordergründiger Optimismus, ihre Zaghaftigkeit, vor allem aber die Unfähigkeit unserer regierenden Politiker, ihre Kriegsziele glaubwürdig zu definieren, all das mag in den allzu langen Monaten der Untätigkeit dazu beigetragen haben, diese unmittelbaren und lebendigen Einsichten ein wenig zu verdunkeln. Im Mai 1940 war der Geist der Mobilmachung keineswegs tot. Noch immer entfachte die *Marseillaise* in den Menschen, die sie einst zur Hymne ihres Einigungswillens gemacht hatten, zugleich den Kult des Vaterlandes und den Abscheu vor den Tyrannen.

Allein, diese Triebkräfte, die in den Arbeiterkreisen noch sehr stark waren und die eine weniger ängstliche Regierung wachzuhalten verstanden hätte, wurden von anderen, jüngeren Tendenzen des kollektiven Bewusstseins untergraben. Auf den Syndikalismus hatten die Vertreter meiner Generation in ihrer Jugend die grössten Hoffnungen gesetzt. Wir rechneten nicht mit der unseligen Verengung des Horizonts, die dazu führen sollte, dass der Elan der «heroischen Zeiten» nach und nach verebbte. Lag es an einer Lohnpolitik, die fast zwangsläufig zur Folge hat, dass kleinliche Augenblicksinteressen ins Masslose gesteigert werden? An der subtilen Diplomatie, den taktischen Wahlmanövern, den Claintrigen, in die sich die Führer der verschiedenen Gruppen verstrickten? An den bürokratischen Gewohnheiten, die sich in den Verwaltungsapparaten der Arbeiterorganisationen einnisteten? Tatsache ist, dass die in fast allen Ländern zu beobachtende Abweichung gleichsam eine unausweichliche Fügung des Schicksals zu sein schien.

Bekanntlich stigmatisierte Marx soziale Bewegungen, denen es an Weite und Offenheit fehlte, gern mit dem Attribut *kleinbürgerlich*. * Gibt es vielleicht etwas Kleinbürgerlicheres als die Haltung, die die meisten grossen Gewerkschaften und namentlich ihre Funktionäre während der letzten Jahre und noch während des Krieges bewiesen? Ich habe bisweilen an den Versammlungen meines Berufsstands teilgenommen. Diese Intellektuellen taten fast nie etwas anderes, als sich über kleinliche Geldangelegenheiten zu unterhalten. Weder die Rolle der Korporation innerhalb des Landes noch ihre materielle Zukunft schienen für sie zu existieren. Ihr Blick war einzig und allein auf die unmittelbar zu erzielenden Gewinne gerichtet. Ich fürchte, dass es anderswo genauso war. Was ich während des Krieges von den Postangestellten und, mehr noch, von den Eisenbahnern mitbekommen habe, was ich

* Im Original deutsch. *A.d.Ü.*

jetzt in der Nachkriegszeit von ihnen mitbekomme, hat mich nicht eben erbaut. In ihrer grossen Mehrzahl sicherlich brave Leute, gar kein Zweifel, gelegentlich sogar Helden, wie einige gezeigt haben. Aber hat die Masse, haben zumal ihre Vertreter tatsächlich begriffen, dass eine Zeit wie die unsere es zwingend nötig macht, mehr zu tun als nur das unbedingt Erforderliche? Ich meine: in der täglichen Berufsausübung, die letzten Endes der Prüfstein der Berufsauffassung bleibt. Im Juni habe ich in mehreren Städten Westfrankreichs unglückliche Frauen, die unterwegs zu ihren Familien waren, mit ungebührlich schweren Lasten durch die Strassen irren sehen. Der Grund? Weil sie davor zurückschreckten, ihren Angestellten ein paar zusätzliche oder härtere Arbeitsstunden zuzumuten, hatten es die Bahnhöfe für gut befunden, ihre Gepäckschalter zu schliessen. Diese Scheuklappen, diese bürokratische Verknöcherung, diese Rivalitäten zwischen Personen, diese Kraftlosigkeit schliesslich, die so himmelweit entfernt ist von der Dynamik eines Pelloutier*, all das erklärt, warum die Gewerkschaften in ganz Europa und auch bei uns gleich bei den ersten Schlägen der diktatorischen Regimes in die Knie gegangen sind. Ihr Verhalten während des Krieges hat keine andere Ursache gehabt. Was nützten hie und da ein paar vollmundige Erklärungen, die auf Publikumswirksamkeit aus waren? Die Massen der gewerkschaftlich Organisierten sind nicht zu der Einsicht gelangt, dass für sie nichts mehr zählen durfte ausser der Notwendigkeit, mit dem Sieg des Vaterlands zugleich die Niederlage des Nazismus und all dessen herbeizuführen, was seine Nachahmer, sollte er triumphieren, zwangsläufig von ihm übernehmen würden. Man hatte ihnen nicht beigebracht, wie es die Pflicht wahrer Gewerkschaftsführer gewesen wäre, hinauszuschauen über die Sorge um das tägliche Brot, die

* Fernand Pelloutier (1867-1901): einer der führenden Vertreter des Anarchosyndikalismus in Frankreich. *A.d.Ü.*

dazu angetan ist, das Brot späterer Tage zu verspielen. Heute hat die Stunde der Sühne geschlagen, und wohl selten ist Unverstand härter bestraft worden.

Hinzu kam die internationalistische und pazifistische Ideologie. Ich bilde mir ein, ein guter Weltbürger und nicht im Mindesten chauvinistisch zu sein. Als Historiker weiss ich, wieviel Wahrheit in dem berühmten Aufruf von Karl Marx enthalten war: «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!» Ausserdem habe ich zu viel vom Krieg gesehen, um nicht zu wissen, dass er etwas Schreckliches und zugleich Dummes ist. Doch die Engherzigkeit, die ich soeben kritisierte, bestand ja gerade darin, dass man sich weigerte, diese Empfindungen mit anderen, nicht minder respektablen Motiven in Einklang zu bringen. Ich habe nie die Auffassung vertreten, die Vaterlandsliebe könnte einen daran hindern, die eigenen Kinder zu lieben; und genauso wenig halte ich den Internationalismus der Gesinnung oder der Klasse für unvereinbar mit dem Dienst des Patrioten. Oder besser gesagt, ich spüre, wenn ich mein eigenes Gewissen erforsche, dass diese Antinomie nicht existiert. Welch armseliges Herz, dem es untersagt ist, mehr als eine zärtliche Zuneigung zu hegen! Doch lassen wir diesen Bereich des Affektiven. Niemand, der über Schamgefühl verfügt und grosse Worte, die viel zu abgedroschen sind, um so intime geistige Realitäten angemessen auszudrücken, scheut, wird sich dabei lange aufhalten wollen. Zudem ist dies nicht das Terrain, das uns unsere Pazifisten normalerweise vorgaben.

Was sie vor allem ins Feld führten, war das Interesse. Und dadurch, dass sie sich von diesem angeblichen Interesse eine Vorstellung machten, die auch nicht entfernt zu tun hatte mit einer wahren Kenntnis der Welt, haben sie ihre Jünger, die ihnen ziemlich blauäugig vertrauten, gröblich in die Irre geführt.

Sie behaupteten, der französische Kapitalismus verführe hart

mit seinen Knechten, und hatten damit gewiss nicht unrecht. Nur vergassen sie, dass der Sieg der autoritären Regimes unweigerlich zur fast völligen Versklavung unserer Arbeiter führen musste. Sahen sie nicht um sich herum die künftigen Nutzniesser unserer Niederlage, die diese nur erwarteten, wenn nicht herbeiwünschten? Nicht zu Unrecht predigten sie, dass der Krieg unnötige Verwüstungen mit sich bringt. Nur unterliessen sie es, zwischen dem Krieg, den zu führen man sich freiwillig entscheidet, und jenem, der einem aufgezwungen wird, zwischen dem Mordanschlag und der legitimen Verteidigung zu unterscheiden. Fragte man sie, ob sie uns rieten, dem Scharfrichter den Nacken hinzuhalten, so antworteten sie: «Niemand greift euch an.» Denn sie liebten es, mit Worten zu spielen, und es mag sein, dass ihnen die Gewohnheit, geradeaus zu denken, so weit abhandengekommen war, dass sie sich in den Netzen ihrer eigenen Zweideutigkeit verstrickten. Der Strassenräuber brüllt sein Opfer ja auch nicht an: «Gib mir dein Blut!» Er lässt ihm grosszügig die Wahl: «Geld oder Leben!» Vor dieselbe Alternative stellt der Aggressor das Volk, das er unterdrücken will: «Entsage deiner Freiheit oder nimm hin, dass du abgeschlachtet wirst!» Sie verkündeten, der Krieg sei eine Angelegenheit der Reichen und Mächtigen, in die der Arme sich nicht einzumischen hätte. Als ob in einer alten Gemeinschaft, die durch Jahrhunderte gemeinsamer Zivilisation zusammengeschweisst worden ist, nicht auch der Schwächste nolens volens mit dem Stärksten solidarisch wäre. Sie flüsterten – ich habe sie gehört –, die Nazis wären letzten Endes gar nicht so böseartig, wie sie dargestellt würden: Öffnete man ihnen Tür und Tor, so ersparte man sich bestimmt mehr Leiden, als wenn man sich der Invasion gewaltsam widersetzte. Was mögen wohl diese «Biedermänner» in der besetzten Zone, die unterdrückt und ausgehungert ist, heute denken?

Sie verkündeten ein Evangelium, das bequem schien und deshalb auf fruchtbaren Boden fiel, sprachen doch ihre Predigten jene trüg egoistischen Instinkte an, die, neben edleren Vermögen, in jedem Menschenherzen schlummern. Diese Enthusiasten, unter denen es viele gab, die persönlich Mut besaßen, arbeiteten unbewusst daran, Feiglinge zu produzieren. Denn es führt kein Weg daran vorbei, dass die Tugend, sofern sie nicht mit strengem, kritischem Urteilsvermögen einhergeht, stets Gefahr läuft, sich gegen die eigenen Ziele zu kehren. Ihr Volksschullehrer, meine Brüder, die ihr euch in grosser Zahl so wacker geschlagen habt, die ihr mit ungeheurem Aufwand an gutem Willen unserem Land der vor sich hindösenden Gymnasien, der in Routine erstarrten Universitäten den einzigen Unterricht gegeben habt, auf den wir vielleicht stolz sein können – bald wird, so hoffe ich, ein Tag kommen, ein Tag des Ruhmes und des Glücks, an dem ein Frankreich, das endlich vom Feinde befreit und in seinem geistigen Leben freier denn je zuvor sein wird, uns aufs Neue zum Wettstreit der Ideen vereinen wird. Werdet ihr dann, belehrt durch teuer erworbene Erfahrung, nicht daran denken, etwas von jenen Lehren zu ändern, die ihr gestern euren Schülern mitgabt?

Diese unerbittlichen Menschenfreunde fanden es, und das war das Bemerkenswerte, offensichtlich nicht erstaunlich, dass sie sich auf den Strassen der Kapitulation mit den geborenen Gegnern ihrer Klasse und ihrer Ideale trafen. In Wirklichkeit aber lagen dieser Allianz, so merkwürdig sie auch erscheinen mochte, Gemeinsamkeiten der Gesinnung zugrunde, die bisweilen sehr viel älter waren als die Gegnerschaft. Denn unter den Männern, die sie, nachdem sie ihnen so viele Wahlschlachten geliefert hatten, jetzt als Verbündete in der Bewahrung des Friedens um jeden Preis akzeptierten, gab es viele, die ehemals aus ihren eigenen Reihen hervorgegangen, aber später in ertragreichere Gefilde gewechselt waren. Diese Überläufer hatten alles, was noch an den

einstigen revolutionären Eifer erinnern mochte, wie eine lästige Verkleidung abgelegt. Gleichwohl hatte ihnen ihre vorübergehende Aktivität in den Sekten, die sie als nützliches Sprungbrett benutzt hatten, eine unauslöschliche Prägung hinterlassen. Dort nämlich hatten sie das Empfinden für nationale Werte verloren, und sie sollten es nie wiederfinden. Es ist kein Zufall, dass die Niederlage einen Minister an die Macht gebracht hat, der seinerzeit an der Kienthal-Konferenz teilgenommen hatte; dass es den Deutschen vielleicht gelingen wird, einen Strassenagitator ins Kabinett zu hieven, der, ehe er sich in den Vorkriegsjahren den trügerischen Anstrich eines Patrioten gab, einer der Häuptlinge des Kommunismus gewesen war.* Gegen eine bestimmte politische Schule lässt sich keine vernichtendere Anklage vorbringen als diese: Man kann, wenn man sie durchlaufen hat, alles vergessen, was man dort an Schönem und Edlem gelernt haben mag, alles, bis auf eine Verleugnung, nämlich die des Vaterlandes.

So kam es, dass die Arbeiterschaft nicht einmal angesichts der naheliegendsten Erfordernisse der nationalen Verteidigung, obwohl diese mehr denn je identisch waren mit den eigenen Interessen der Lohnabhängigen, recht wusste, wo es langgehen sollte. Zusätzlich zu dieser Verwirrung sorgten die unglaublichen Widersprüche des französischen Kommunismus noch für weitere Unruhe. Doch hier berühren wir eine andere Kategorie von Problemen, und zwar jene, die das Denken betreffen.

Die intellektuellen Ursachen für unsere Niederlage lagen nämlich nicht nur auf militärischem Gebiet. Hatten wir uns als Nation nicht zu sehr daran gewöhnt, uns mit unvollständigem Wissen zu

* Gemeint ist Jacques Doriot, von 1924 bis 1934 einer der führenden Vertreter der KPF, der nach seinem Ausschluss 1936 den rechtsradikalen Parti Populaire Français gründete und ab 1940 zu einem der konsequentesten Anhänger der Kollaboration wurde. *A.d.Ü.*

begnügen und mit Ideen, die nicht genügend klar waren, als dass wir hätten erwarten können, aus diesem Krieg als Sieger hervorzugehen? Unser Regierungssystem gründete sich auf die Beteiligung der Massen. Was aber haben wir unternommen, um diesem Volk, dem man damit das eigene Schicksal in die Hand gelegt hatte und das, wie ich glaube, durchaus imstande war, den rechten Weg zu finden, jenes Minimum an klaren und zuverlässigen Informationen zu liefern, ohne die rationales Verhalten nicht möglich ist? In Wirklichkeit nichts. Das war sicherlich die grosse Schwäche unseres angeblich demokratischen Systems und das schlimmste Vergehen unserer angeblichen Demokraten. Es wäre noch angegangen, hätte man lediglich die zwar kriminellen, aber leicht durchschaubaren Lügen und Auslassungen zu beklagen gehabt, die sich aus offen bekundeter Parteilichkeit ergeben. Das Schlimmste war, dass nicht nur viele eindeutig politisch orientierte Blätter, sondern auch die sogenannte reine Informationspresse faktisch unterschwelligen Interessen diene, die häufig schmutzig und bisweilen nicht die unseres Landes waren. Freilich hat das Volk entsprechend darauf reagiert, und zwar in Gestalt eines wachsenden Misstrauens gegenüber jeglicher Propaganda, sei es in der Presse oder im Radio. Es ist keineswegs so, dass der Wähler immer so abstimmt, «wie seine Zeitung es will». Unter den einfachen Leuten kenne ich manche, die täglich ihr Lokalblatt lesen, aber fast permanent *gegen* es stimmen, und wenn es etwas gibt, das uns über den Zustand, den wir in Frankreich heute sehen, hinwegtrösten, ja uns sogar Hoffnung geben könnte, dann mag es diese Unzugänglichkeit gegenüber unaufrichtigen Ratschlägen sein. Um allerdings zu begreifen, was bei einem gewaltigen weltweiten Kampf auf dem Spiel steht, um das Gewitter vorherzusehen und sich im Voraus gegen seine Blitze wappnen zu können, war diese Art geistiger Schulung doch wohl allzu dürftig. Man lese *Mein Kampf* oder Hitlers Gespräche mit Rauschning, um zu

begreifen, dass der Hitlerismus bewusst den Massen jeden Zugang zur Wahrheit verwehrt. An die Stelle der Überzeugung setzt er die affektive Suggestion. Wir aber stehen vor der Wahl: Entweder machen auch wir aus unserem Volk ein willfähiges Instrument, das der Magnetismus etwelcher Führer zum Schwingen bringt (aber welcher Führer? von den jetzigen gehen keine Schwingungen aus), oder wir erziehen es dazu, bewusster Mitarbeiter seiner selbstgewählten Repräsentanten zu sein. Beim gegenwärtigen Stand unserer Zivilisationen lässt dieses Dilemma keinen Mittelweg mehr zu ... Die Masse gehorcht nicht mehr. Sie folgt, weil man sie in Trance versetzt hat, oder weil sie weiss, warum es geht.

War es denn so, dass die begüterten und relativ kultivierten Klassen, sei's aus Überheblichkeit, sei's aus Misstrauen, es nicht für ratsam hielten, den Mann auf der Strasse oder auf den Feldern aufzuklären? Sicherlich war dieses Gefühl vorhanden, und es hatte Tradition. Die europäischen Bourgeoisien haben nicht leichten Herzens die «niederen Klassen» lesen lernen lassen. Ein Historiker könnte das mit zahlreichen Texten belegen. Allein, das Übel sass tiefer. Denn es fehlte gerade denen an Wissensdurst, die am ehesten in der Lage gewesen wären, ihn zu stillen. Man vergleiche etwa die beiden nahezu gleichnamigen Zeitungen miteinander: *The Times* und *Le Temps*. Die jeweiligen Interessen, denen sie gehorchen, sind weitgehend identisch; ihre jeweiligen Leser gleichermassen von den Volksmassen entfernt; auch an ihrer Unparteilichkeit sind Zweifel geboten. Und dennoch wird derjenige, der die erste liest, über die Welt, so wie sie ist, stets unendlich viel mehr erfahren als die Abonnenten der zweiten. Derselbe Kontrast besteht übrigens auch zwischen dem Teil unserer Presse, der sich am meisten auf seinen sogenannten intellektuellen «Charakter» zugutehält, und einem Blatt wie der *Frankfurter Zeitung*, das heisst der *Frankfurter* vor 1933, aber

vielleicht sogar noch der von heute. Der Weise, sagt das Sprichwort, begnügt sich mit Wenigem. Auf dem Gebiet der Information war unsere Bourgeoisie in diesem Sinn, im Sinn des nüchternen Epikur, wahrlich unglaublich weise.

Hundert weitere bestätigen dieses eine Symptom. Im Verlaufe zweier Kriege hatte ich mit vielen Reserve- oder Berufsoffizieren unterschiedlichster Herkunft zu tun. Unter den wenigen, die überhaupt etwas lasen, habe ich fast nie jemanden mit einem Buch gesehen, das geeignet gewesen wäre, ihm die Gegenwart, und sei es auf dem Umweg über die Vergangenheit, verständlich zu machen. Ich war der einzige, der das Hitler-Büchlein von Gregor Strasser ins 4. Büro brachte; nur einer meiner Kameraden hat es sich von mir ausgeliehen. Der desolate Zustand unserer städtischen Bibliotheken ist häufig beklagt worden. Sieht man sich das Budget unserer Grossstädte an, so wird man feststellen, dass man in diesem Zusammenhang richtiger von Armut sprechen müsste. So ist uns im Lauf der Zeit nicht nur die Kunst, die anderen zu erkennen, abhandengekommen. Was haben wir aus der alten Maxime «Erkenne dich selbst» gemacht? In einer internationalen Kommission musste sich, wie mir berichtet wurde, unser Delegierter eines Tages den Spott seines polnischen Kollegen gefallen lassen: Unter fast allen Nationen waren wir die einzigen, die keine seriöse Lohnstatistik vorlegen konnten. Statt auf klare Kenntnisse, die dem kollektiven Handeln nützlich sind, haben unsere Firmenchefs stets auf Geheimniskrämerei gesetzt, die sich dazu eignet, kleinliche Privatinteressen zu verfolgen. Im Zeitalter der Chemie haben sie immer noch die Mentalität von Alchimisten. Man sehe sich auch die Gruppen an, die es sich einst zur Aufgabe gesetzt hatten, den Kommunismus bei uns zu bekämpfen. Nur mittels einer gewissenhaft und intelligent geführten Untersuchung im ganzen Land wäre es ihnen möglich gewesen, die Ursachen eines Erfolges, der sie so stark beunruhigte, zu erfor-

schen und ihn dann möglicherweise einzudämmen. Wer von ihnen ist je auf die Idee gekommen, so etwas zu versuchen? Wobei es mir hier gar nicht so sehr um das politische Ziel geht. Gleichgültig, ob man es befürwortet oder ablehnt, das gravierende Symptom ist, dass sich die intellektuelle Technik dieser mächtigen Interessenverbände als defizitär erwiesen hat. Wozu sich noch darüber wundern, dass die Stäbe ihre Nachrichtendienste so schlecht organisiert haben? Sie gehörten Kreisen an, denen das Bedürfnis nach Information verlorengegangen war; wo man, obwohl doch Gelegenheit war, *Mein Kampf* zu lesen, immer noch an den wahren Zielen des Nazismus zweifelte, an denen man auch heute noch zu zweifeln scheint, wobei man seine Ignoranz mit dem schönen Wort «Realismus» verbrämt.

Das Schlimme ist, dass diese Denkfaulheit fast zwangsläufig zu fataler Selbstgefälligkeit führt. Tagtäglich höre ich, wie man im Radio die «Rückkehr zur Erde» predigt. Unserem verstümmelten und ratlosen Volk sagt man: «Du hast dich von den Reizen einer mechanisierten Zivilisation blenden lassen; du hast ihre Gesetze und Bequemlichkeiten akzeptiert und dich von den alten Werten abgewandt, auf denen deine Wesensart beruhte; nur fort aus der Grossstadt, aus der Fabrik, ja, aus der Schule! Was du brauchst, ist das Dorf oder der ländliche Marktflecken von einst mit ihren archaischen Arbeitsformen und ihren kleinen, in sich geschlossenen Gesellschaften, die von Notabeln regiert wurden; dort wirst du neue Kraft schöpfen und wieder du selbst werden.» Natürlich weiss ich wohl, dass sich hinter diesen schönen Worten Interessen verbergen – und das nicht einmal sehr gut –, die keineswegs das Glück der Franzosen im Auge haben. An den Schalthebeln der Macht sitzt heute eine Partei b/w. glaubt zu sitzen, die sich schon immer nach der altertümlichen Servilität zurückgesehen hat, von der sie meint, sie sei den bäuerlich bescheidenen

Völkern angeboren – was sich im Übrigen als ziemlicher Irrtum herausstellen könnte. Nicht erst seit gestern haben unsere Bauersleute einen «harten Nacken», wie es in den alten Texten hiess. Entscheidender aber ist, dass Deutschland, das dank der Maschine den Sieg davongetragen hat, sich das Monopol an ihr reservieren will. Es träumt davon, die benachbarten Nationen zu seiner Dienerschaft zu degradieren, das heisst zu Gemeinschaften, die aufgrund ihres rein agrarischen Charakters genötigt wären, ihr Getreide oder ihre Milchprodukte zu Zwangspreisen gegen die Erzeugnisse seiner Grossindustrie zu tauschen. Von dort kommt jene Stimme, die in unserer Sprache aus dem Lautsprecher ertönt.

Diese bukolischen Empfehlungen sind freilich nicht erst heute aufgetaucht. Bereits lange vor dem Krieg hatte uns eine ganze Literatur der Entsagung mit ihnen vertraut gemacht. Sie brandmarkte den «Amerikanismus». Sie beschwor die Gefahren der Maschine und des Fortschritts herauf. Im Kontrast dazu pries sie den friedlichen Charme unserer ländlichen Gegenden, die Anmut unserer Kleinstadt-Zivilisation, den Liebreiz und die geheime Kraft einer Gesellschaft, die sich wieder ganz auf die Lebensformen der Vergangenheit besänne: Hervorbringungen eines törichteren Akademismus, über die unsere alten Autoren des Landlebens, ein Noël du Fail oder ein Olivier de Serres*, nur gelächelt hätten. Feldarbeit hat nichts Liebliches an sich, sondern fordert harte Ausdauer, und als ein Hort des Friedens erscheint das Dorf allenfalls in Eklogen. Und doch war nicht alles falsch an der Apologie des ländlichen Frankreich. Ich bin überzeugt, dass auch heute noch Bodenständigkeit für ein Volk von grossem Vorteil ist. Sie verschafft seinem ökonomischen Gefüge eine seltene Festigkeit, vor allem aber bewahrt sie ihm einen Fundus an unersetzlichen

* Noël du Fail (ca. 1520-1591), Erzähler, Verfasser der *Contes d'Eutrapel*; Olivier de Serres (ca. 1539-1619), Agronom und Landwirtschaftsreformer. A.d.Ü.

menschlichen Ressourcen. Ich weiss, was der französische Bauer wert ist, in seiner frischen Robustheit und seiner Feinheit, die nichts Abgeschmacktes hat, denn ich sehe Tag für Tag, wie er lebt, habe einst an seiner Seite gekämpft und mich gründlich mit seiner Geschichte beschäftigt. Wie jeder andere bin ich empfänglich für den geheimen Zauber unserer alten Marktflecken, und ich weiss wohl, dass sie über lange Zeit hinweg den Nährboden gebildet haben, aus dem der rührigste Teil des französischen Volkes hervorgegangen ist.

Wollen wir uns indes damit abfinden, in Zukunft nicht mehr zu sein als ein «Antiquitätenmuseum», wie es beispielsweise die Italiener erklärermassen nicht mehr bleiben wollen? Machen wir uns nichts vor: Schon die Wahl als solche ist uns nicht mehr möglich. Wir wissen zu gut, was unsere Feinde aus den Museen machen, als dass wir uns da Illusionen hingeben könnten. Wir wollen leben und, um zu leben, siegen. Was aber in uns besiegt wurde, und das müssen wir den Mut haben uns einzugestehen, ist just unsere geliebte Kleinstadt. Ihre allzu träge hinfließenden Tage, das gemächliche Tempo ihrer Autobusse, ihre schläfrigen Verwaltungen, die vielen Zeitverluste, die allenthalben aus Bequemlichkeit entstehen, das müssige Treiben ihrer Garnisons-Cafés, der provinzielle Zuschnitt ihrer engstirnigen Lokalpolitik, ihr schlechtverdienendes Handwerkertum, ihre Bibliotheken mit den gähnend leeren Regalen, ihr Hang zum *Déjà vu* und ihre misstrauische Furcht vor jeder Überraschung, die ihren gemütlichen Trott womöglich stören könnte: Genau das ist es, was gegenüber der berühmten «Dynamik» eines geschäftigen Deutschland unter die Räder gekommen ist. Wir müssen unser altes Erbe den Erfordernissen einer neuen Ära anpassen, und sei es nur, um das von ihm zu bewahren, was erhalten werden kann und muss. Der Eselkarren war vielleicht ein biederes und liebenswertes Transportmittel. Aber wenn wir uns weigern, ihn dort, wo es wünschenswert ist, durch das Auto zu ersetzen, haben wir am

Ende nicht einmal die Esel mehr. Um aber einen Neuanfang zu machen, muss man sich zunächst einmal Wissen aneignen. Dass unsere Offiziere die Kriegsmethoden, welche die Welt von heute herausbildet, nicht begriffen haben, lag zum grossen Teil daran, dass unsere Bourgeoisie, aus der sie hervorgegangen waren, ihre Augen träge geschlossen hielt. Wir sind verloren, wenn wir uns in uns selbst zurückziehen; wir werden gerettet nur dann, wenn wir unser Hirn anstrengen, um unser Wissen zu vertiefen und unsere Auffassung zu beschleunigen.

Und auch, um jene Kohärenz des Denkens wiederzufinden, die aufgrund einer merkwürdigen Krankheit seit einigen Jahren allen, die ihre Nase in die Politik gesteckt hatten, abhandengekommen schien. Dass die Parteien der «Rechten» sich heute prompt in die Niederlage fügen, dürfte einen Historiker freilich nicht sonderlich überraschen. Damit setzen sie lediglich eine Tradition fort, der sie beinahe unsere gesamte Geschichte hindurch gefolgt sind: von der Restauration bis zur Versailler Nationalversammlung. Während der Dreyfus-Affäre schienen sich die Fronten vorübergehend zu verwischen, als man Militarismus mit Patriotismus verwechselte. Wie zu erwarten aber sollten die tieferen Instinkte wieder die Oberhand gewinnen, und das mag wohl so ganz richtig sein. Dass es gleichwohl dieselben Männer waren, die erst die absurdeste Germanophobie an den Tag legten, um uns später aufzufordern, dem deutschen Kontinentalsystem als Vasallen beizutreten, sich erst als Verteidiger der Diplomatie à la Poincaré aufspielten, um dann gegen die angebliche «Kriegstreiberei» ihrer Wahlgegner zu polemisieren – derlei politische Kehrtwendungen lassen darauf schliessen, dass die Parteiführer, sofern sie aufrichtig waren, jedenfalls eine merkwürdige mentale Instabilität bewiesen und dass ihre Anhänger offensichtlich eine Unempfindlichkeit gegenüber ärgsten gedanklichen Widersprüchen bekundeten, die nicht minder schockierend war. Gewiss verkenne ich nicht, dass das

Deutschland Hitlers Sympathien erweckte, wie sie das Deutschland Eberts nicht für sich beanspruchen konnte. Frankreich hingegen blieb immer Frankreich. Soll man nun um jeden Preis Entschuldigungen für derlei Akrobatenkunststückchen finden? Die beste wäre sicher noch die, dass ihre Gegner auf der anderen Seite des politischen Spektrums nicht minder unvernünftig waren. Die Militärkredite verweigern und am nächsten Tag «Kanonen für Spanien» fordern, erst den Antipatriotismus predigen und im Jahr darauf für die Bildung einer «Front der Franzosen» eintreten, sich zu guter Letzt selbst der Wehrpflicht entziehen und die Massen zur Kriegsdienstverweigerung aufrufen: In solchen Zickzack-Linien verläuft, wie wir ermüdet feststellen müssen, die Kurve, welche die Seiltänzer des Kommunismus vor unseren verwunderten Augen beschrieben. Ich weiss: Jenseits der Grenze hat ein dunkelhaariger, mittelgrosser *Homo alpinus*, dem ein kleiner erwachsener Kerl mit braunem Haar als Sprachrohr dient, seine Despotie auf die mythische Überlegenheit der «hochgewachsenen blonden Arier» gründen können. Bisher jedoch standen die Franzosen im Ruf, rationale, logisch denkende Köpfe zu sein. Soll indes die intellektuelle und moralische Erneuerung dieses Volks, die Renan nach einer anderen Niederlage beschwor, Wirklichkeit werden, dann muss es allererst das alte Axiom der klassischen Logik neu erlernen, das da lautet: A ist A, B ist B; also ist A nicht B.

Über die tieferliegenden Gründe für solche Schwächen gäbe es selbstverständlich viel zu sagen und zu forschen. Sicherlich beschäftigte sich unsere Bourgeoisie, die ja trotz allem immer noch das Hirn der Nation ist, zu jener Zeit, als sie weitgehend eine Klasse von Rentiers war, viel ausgiebiger mit ernsthaften Studien. Heute müssen der Geschäftsmann, der Arzt oder der Anwalt in ihren Büros hart arbeiten. Nach Feierabend scheinen sie nur noch in der Lage zu sein, sich zu vergnügen. Vielleicht könnte eine bessere Zeiteinteilung ihnen mehr Freizeit verschaffen,

ohne dass die Arbeitsintensität darunter leiden müsste. Doch nimmt das Vergnügen etwa eine intellektuelle Form an? Nur selten, nicht einmal auf indirekte Weise, verbindet es sich mit dem Handeln. Denn eine alte Tradition bringt es mit sich, dass wir ebenso wie die Kunst um der Kunst auch die Intelligenz um der Intelligenz willen lieben und dass wir beides von der Praxis trennen. Wir haben bedeutende Gelehrte, und unseren Techniken fehlt es nicht an Wissenschaft. Wir lesen, so wir lesen, um uns zu bilden, und das ist gut so. Doch wir denken zu wenig daran, dass man sich beim Handeln seiner Bildung bedienen kann und muss.

Und schliesslich muss dieses Volk wieder lernen, was wahre Geistesfreiheit ist. «Es ist gut, dass es Ketzer gibt»: Die militärischen Kreise waren nicht die einzigen, die diese Weisheit aus den Augen verloren hatten. Für die Vertreter einer traditionalistischen Gesinnung mochte das noch angehen. Schliesslich lag es auf ihrer Linie. Doch die sogenannten «fortschrittlichen» Parteien? Ich persönlich hege für das Werk von Karl Marx lebhafteste Bewunderung. Ich fürchte, als Mensch war er unerträglich; als Philosoph sicherlich weniger originell, als ihn manche zeichnen wollten. Als Gesellschaftsanalytiker war er von unübertroffenem Scharfsinn. Sollten die Historiker – im Geist einer erneuerten Wissenschaft – je beschliessen, sich eine Ahnengalerie einzurichten, die bärtige Büste des alten rheinischen Propheten müsste in der Ruhmeshalle der Zunft ganz vornan stehen. Ist das aber Grund genug dafür, dass seine Lehren auf immer und ewig als Muster jeglicher Doktrin dienen sollen? Es gibt hervorragende Gelehrte, die sich bei ihren Forschungen im Labor stets ans Experiment gehalten hatten und anschliessend Abhandlungen über Physiologie oder Texte über physikalische Probleme «nach marxistischen Grundsätzen» schrieben. Woher nahmen sie danach noch das Recht, sich über die «deutsche Mathematik» lustig zu machen? Parteien, die

die Veränderbarkeit ökonomischer Formen lehrten, schlossen jene Unklugen aus ihren Reihen aus, die sich weigerten, auf das Wort des Meisters zu schwören. Als ob Theorien, die hervorgegangen waren aus der Beobachtung der europäischen Gesellschaften, so wie sie sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts darstellten, und die auf den soziologischen Kenntnissen eines Gelehrten der damaligen Zeit beruhten, 1940 immer noch massgeblich sein könnten!

Ein Mann wie Condorcet, der ganz erfüllt war vom strengen Rationalismus des 18. Jahrhunderts, war da klüger, als er in seinem berühmten Bericht über das öffentliche Unterrichtswesen sagte: «Weder die französische Konstitution noch die Erklärung der Menschenrechte sollen irgendeiner Klasse von Bürgern dargestellt werden, als seien es vom Himmel gefallene Gesetzestafeln, die man anbeten und gläubig annehmen muss.»

Ohne Weiteres bin ich bereit zu glauben, dass die Führer der politischen Gruppen innerlich viel weniger starr an dieser zur Schau gestellten Orthodoxie festhielten, als sie vermuten liessen. Aber finden wir dort nicht genau all jene intellektuellen Sünden wieder, die so sehr zu unserer Niederlage beigetragen haben: die Neigung zur Zweideutigkeit, auf fatale Weise verbunden mit einem unzureichend geschärften Sinn für den fortwährenden Bewegungsfluss der Welt? Gegen die Männer der äussersten Linken wie auch gegen die militärischen Stäbe – denn in einer Nation kommt es durchaus vor, dass die schärfsten Widersacher, ohne sich dessen bewusst zu sein, dieselbe geistige Atmosphäre atmen – war es zugegebenermassen Hitler, der recht hatte. Nicht der Hitler der grossen Massenkundgebungen, sondern derjenige der vertraulichen Gespräche, der eines Tages zu Rauschning im Zusammenhang mit dem Marxismus sagte: «Aber wir wissen, dass es nie einen Endzustand gibt [...], sondern nur eine ewige Um-

wandlung. [...] Aber die Zukunft ist der unerschöpfliche Strom unendlicher Möglichkeiten immer neuer Schöpfung.»

Man mag es einem Akademiker nachsehen, wenn er dem Unterrichtswesen ein ziemlich hohes Mass an Verantwortung beimisst; und wenn er als Pädagoge, der er selber ist, die Mängel unserer pädagogischen Methoden schonungslos aufzeigt. Der Gymnasialunterricht in unserem Lande schwankt unablässig zwischen einem Humanismus alter Prägung, der es vermocht hat, seinem ästhetischen Wert treu zu bleiben, und dem oft übertriebenen Drang nach Neuerung, der weder die ästhetischen und moralischen Werte der klassischen Bildung effektiv zu bewahren noch neue zu schaffen in der Lage ist, und tut dabei viel zu wenig, um die intellektuelle Energie zu fördern. Ebenso wie die Universitäten ihre Studenten überhäuft er die Schüler mit Prüfungen. Den Naturwissenschaften räumt er nur wenig Platz ein, obwohl diese sich doch hervorragend eignen, Auge und Hirn zu schulen und zu stimulieren. Mit gutem Grund macht er die Physiologie der Tiere zum Bestandteil seines Lehrprogramms; dagegen vernachlässigt er die Botanik fast vollständig, was ein grosser Fehler ist. Während an den englischen Schulen alles getan wird, um das *Hobby* zu fördern (Herbarien, Steinsammlungen, Photographie und was weiss ich sonst noch alles), wenden die unseren den Blick von solchen «Spinnereien» schamhaft ab oder überlassen sie den Pfadfindern, deren Anziehung vielleicht besser als irgendein anderes Symptom beweist, an welchen Unzulänglichkeiten unser «nationales» Erziehungswesen krankt. Ich habe mehr als einen Musterschüler kennengelernt, der nach seinem Abgang vom Gymnasium nie wieder ein seriöses Buch aufgeschlagen hat; mehr als einen Faulenzer oder Halb-Faulenzer, der heute eine grosse Liebe zur Kultur an den Tag legt. Ereignet sich so etwas einmal, gibt es keinen Grund zur Aufregung. Wiederholt es sich, wirkt es beunruhigend.

Spricht hier der enttäuschte Liebhaber? Als Historiker neige

ich natürlich dazu, den Geschichtsunterricht besonders streng zu beurteilen – nicht nur die Kriegsakademie bereitet schlecht aufs Handeln vor. So wie er an unseren Gymnasien erteilt wird, kann man ihm sicher nicht vorwerfen, er vernachlässige die heutige Welt. Im Gegenteil, er räumt ihr immer mehr Platz ein. Aber gerade, weil er sich nur noch um die Gegenwart oder die unmittelbare Vergangenheit kümmern will, wird er unfähig, diese zu erklären, ganz so wie ein Ozeanograph, der sich weigert, seinen Blick auf die Gestirne zu richten, vorgeblich weil sie zu weit vom Meer entfernt sind, und der mithin nicht mehr in der Lage ist, die Ursachen für die Gezeiten zu entdecken. Zwar ist es richtig, dass die Vergangenheit die Gegenwart nicht insgesamt bestimmt. Doch ohne sie bleibt die Gegenwart unverständlich. Was vielleicht noch schlimmer ist: Indem unsere Geschichtserziehung bewusst auf ein ziemlich ausgedehntes Blick- und Vergleichsfeld verzichtet, vermag sie nicht mehr, denen, die sie bilden will, das Gespür für den Unterschied oder die Veränderung zu vermitteln. So ging etwa unsere Rheinpolitik nach 1918 von einem völlig veralteten Bild Europas aus. Glaubte sie doch beharrlich, der deutsche Separatismus, der längst tot war, sei immer noch am Leben. So setzten unsere Diplomaten ihre Hoffnung immer wieder auf die Habsburger, diese verblichenen Phantome, die sich allenfalls noch als Wandschmuck in irgendwelchen Ahnengalerien eignen; so kommt es, dass man die Hohenzollern mehr fürchtet als Hitler: lauter Todesfälle, die eine wirkliche Geschichtswissenschaft nicht versäumt hätte, rechtzeitig zu vermelden. Zudem sind die Lehrstoffe an unseren Schulen fast ausnahmslos auf die oberflächlichsten Daten und Fakten aus dem Leben der Völker fixiert, die sich natürlich auch in den uns naheliegenden Epochen am leichtesten erfassen lassen. Das heisst, sie leisten der Obsession des Politischen Vorschub, während sie jeder Gesellschaftsanalyse schamhaft aus dem Weg gehen. Dadurch aber versäumen sie, überhaupt ein Interesse an ihr zu wecken. Man komme mir

nicht mit dem Vorwurf, ich verlangte zu viel von einem Gymnasial- oder Volksschullehrer! Es dürfte kaum schwieriger sein, ein Kind für die vielfältigen Möglichkeiten einer Technik oder für die scheinbaren Merkwürdigkeiten einer alten oder fernen Zivilisation zu interessieren als etwa für den Wechsel an der Spitze eines Ministeriums; und ich kann mich nur schwerlich für ein Geschichtsbuch erwärmen, welches die gymnasiale Unterstufe darüber aufklären zu müssen meint, dass die Julimonarchie die «erbliche Pairs würde» durch die «Pairswürde auf Lebenszeit» ersetzte. Gab es für diese Kinder nichts Wesentlicheres zu lernen? Nichts Menschlicheres, nichts, was eher dazu angetan gewesen wäre, ihre lebhaftere Vorstellungskraft in nützlicher Weise anzuregen, nichts Lehrreicherer für ihre Erziehung zu künftigen Bürgern Frankreichs und der Welt? Auch hier fordern wir, dass sich die Fenster weit öffnen und dass gründlich durchgelüftet wird. Das wird die Aufgabe der Jungen sein. Sollte es jemandem gelingen, die intellektuelle Schulung des Landes ebenso wie die Führung seiner Armeen zu reformieren, dann gewiss viel eher ihnen als den fünf Akademien, den höchsten Gremien der Universitäten oder dem Obersten Kriegsrat.

Unser politisches Regime der Vorkriegszeit wird aller nur denkbaren Verfehlungen beschuldigt. Ich selbst neige nicht dazu, viel Gutes über es zu sagen. Ich brauche nur um mich zu blicken, um mich davon zu überzeugen, dass der Parlamentarismus nur zu oft der Intrige den Vorzug gegeben hat gegenüber Intelligenz oder Pflichterfüllung. Die Männer, die uns heute regieren, sind zum grössten Teil aus diesem Sumpf hervorgegangen. Wenn sie jetzt den Sitten abschwören, die sie zu dem gemacht haben, was sie sind, so ist das nichts weiter als die List alter Füchse. Der ungetreue Angestellte, der in den Safe gegriffen hat, lässt ja auch nicht

die Nachschlüssel herumliegen, aus Angst, es könnte einer kommen, der noch raffinierter ist als er selbst, und sich die Schlüssel schnappen, um ihm seinerseits die Beute abzuzeigen.

Wenn die Stunde der wahren Erneuerung gekommen sein wird, wenn wir verlangen können, dass wir wieder ehrlich regiert werden, und imstande sind, die Gruppierungen, die das Vertrauen des Landes verloren haben, abzusetzen, dann werden wir gewiss nicht aus Trägheit wieder in die Fussstapfen von vorgestern treten dürfen. Die Versammlungen von monströsen Ausmassen, die uns zu regieren vorgaben, waren eine absurde Hinterlassenschaft der Geschichte. Bei Generalständen, die ohnehin nur zusammentraten, um «ja» oder «nein» zu sagen, konnten die Mitglieder ruhig nach Hunderten zählen. Eine regierende Kammer hingegen ist dem Chaos geweiht, sobald sie akzeptiert, zu einer Massenversammlung zu werden; wobei sich zudem noch die Frage stellt, ob eine Kammer, die sanktionieren und kontrollieren soll, überhaupt regieren kann. Die Apparatur unserer Parteien verströmte den muffigen Geruch von kleinen Cafés oder düsteren Geschäftsbüros. Dabei konnte sie nicht einmal Machtbesitz für sich in Anspruch nehmen, denn bereits beim ersten Anhauch der Willkür brach sie in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Die grossen Parteien klebten an Dogmen, von denen sie wussten, dass sie veraltet waren, und an Programmen, auf deren Verwirklichung sie bereits verzichtet hatten, und in ihren Reihen fanden sich in trügerischer Einheit Leute zusammen, die zu den grossen Problemen der Zeit die widersprüchlichsten Meinungen vertraten, wie es sich besonders klar nach dem Münchner Abkommen zeigte. Andere wiederum, die genauso dachten, schlossen sie aus. Meistens gelang es ihnen nicht, sich darüber zu einigen, wer an der Macht sein sollte. Sie waren zu Sprungbrettern für gewiefte Taktiker verkommen, die sich gegenseitig den Platz am Ruder streitig machten.

Es ist unbestreitbar, dass unsere Minister und unsere Parla-

mente uns schlecht auf den Krieg vorbereitet haben. Und fraglos hat das Oberkommando der Armee sie dabei nur wenig unterstützt. Doch gerade in ihrer Kapitulation vor den Technikern verrät sich die Kraftlosigkeit einer Regierung am deutlichsten. 1915 hatten die Ausschüsse der Kammern mehr getan, um uns mit schwerer Artillerie zu versorgen, als alle Artilleristen zusammen. Hätten ihre Nachfolger doch genauso gehandelt – und zwar rechtzeitig – hinsichtlich der Flugzeuge und Panzer! Die Geschichte des Rüstungsministers gleicht einer Lektion in Unvernunft; es ist unglaublich, dass erst Monate nach Beginn des Feldzugs damit begonnen wurde, die Rüstungsproduktion umzustellen. Bereits am Tage der Mobilmachung hätte das beginnen und hätten die Kader bereitstehen müssen. Das Parlament hat selten Kredite verweigert, wenn die Spezialisten sie nur entschieden genug verlangten. Es besass nicht die Möglichkeit, sie zu zwingen, die Geldmittel vernünftig zu verwenden. Und noch etwas kam hinzu: Mochte es sich auch damit abfinden, dass es die Wähler zur Kasse bitten musste, so überwog doch die Furcht, sie zu verärgern. Sein Widerstreben, die Reservisten zu den erforderlichen Übungszeiten zu verpflichten, hat dem Prinzip des aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen Nationalheers schweren Schaden zugefügt. Wobei ihr natürlich die Kasernenroutine, die einer vernünftigen Nutzung solcher Übungsphasen wenig förderlich ist, bereits Vorarbeit geleistet hatte. Wiederholt hatten die Präsidenten des Staatsrats Vollmachten verlangen müssen, was dem Eingeständnis gleichkam, dass die Verfassungsmaschine nicht reibungslos funktionierte. Man hätte besser daran getan, sie zu reformieren, ehe es zu spät war. Es ist nicht zu erkennen, inwiefern diese Vollmachten, die ja lediglich Verlegenheitslösungen waren, sonderlich dazu beigetragen hätten, die Regierungspraxis zu stärken oder wieder auf Kurs zu bringen. Unsere politischen Führer, die durch Intrigenwirtschaft verdorben waren, glaubten sich bereits

ausreichend informiert, wenn sie bei einer zufälligen Begegnung irgendeinen Klatsch aufgeschnappt hatten. Sowohl die internationalen als auch die inneren Probleme der Nation stellten sich ihnen nur noch unter dem Aspekt persönlicher Rivalitäten dar.

Dieses Regime war also schwach. Es war nicht so bösartig, wie man es hat hinstellen wollen. Manche der Vergehen, die man ihm zur Last gelegt hat, waren offensichtlich aus der Luft gegriffen. Immer wieder ist behauptet worden, die parteilichen und vor allem antiklerikalen Neigungen hätten die Armee zerrüttet. Ich kann bezeugen, dass General Blanchard in Bohain jeden Sonntag zur Messe ging. Ihm zu unterstellen, er hätte das erst seit Beginn des Kriegs getan, hiesse, seine Zivilcourage aufs Mutwilligste zu beleidigen. Da dies nun einmal sein Glaube war, tat er vollkommen recht daran, seiner Pflicht als Gläubiger auf diese Weise nachzukommen. Der Ungläubige, der ihm dies verübeln hätte, wäre ein Dummkopf oder ein Verleumder gewesen. Doch vermag ich andererseits nicht zu erkennen, inwiefern diese loyal bekundeten religiösen Überzeugungen ihn daran gehindert hätten, auch unter sogenannten «linken» Regierungen mit einer Armee betraut zu werden und sie in die Niederlage zu führen.

Doch regierten sie uns überhaupt so sehr, unsere Parlamente und die aus ihren Reihen hervorgegangenen Minister? Von früheren Systemen hatten sie mehrere grosse öffentliche Körperschaften übernommen, die sich ihrem direkten Einfluss weitgehend entzogen. Natürlich spielten bei der Auswahl des Führungspersonals häufig parteitaktische Überlegungen mit, wobei diese Ernennungen, die sich aus der jeweiligen politischen Konjunktur ergaben, selten die glücklichsten waren. Die Rekrutierung an der Basis blieb indes ausschliesslich eine Sache der Korporation. Die Ecole des Sciences Politiques, bevorzugter Hort der Söhne von Notabeln, lieferte das Personal für die Botschaften, den Rech-

nungshof, den Staatsrat und die Oberste Finanzbehörde. Die École Polytechnique, auf deren Bänken feste Beziehungen für das ganze Leben geknüpft werden, belieferte nicht nur die Führungsstäbe der Industrie; sie eröffnete auch den Zugang zu jenen Ingenieurskarrieren im Staatsdienst, wo die Beförderung fast nach den Gesetzen einer Automatik erfolgt. Die Universitäten rekrutierten ihr Personal mittels eines ausgeklügelten Systems von Gremien und Komitees fast vollständig aus den eigenen Reihen, was mit gewissen Gefahren für die Erneuerung des Denkens verbunden war, und boten ihren bestellten Professoren Bestandsgarantien, die das jetzige System – vorübergehend, wie es heisst – abgeschafft hat. Gestützt auf seinen Reichtum und das Prestige eines glänzenden Titels, von dem sich auch die vermeintlich klügsten Köpfe immer noch blenden lassen, bewahrte das Institut de France auf Gedeih und Verderb sein Renommée als Hochburg des intellektuellen Lebens. Wurde die Académie Française in ihren Wahlentscheidungen jemals durch die Politik beeinflusst, so geschah es bestimmt nicht durch die der Linken. «Ich kenne», sagte einst Paul Bourget, «drei Zitadellen des Konservatismus: das House of Lords, den deutschen Generalstab und die Académie française.»

Hatte das Regime recht oder unrecht, diese antiquierten Körperschaften zu respektieren? Eine Frage, über die man endlos debattieren kann. Die einen werden sagen: Beständigkeit, ehrenvolle Tradition. Die anderen, denen ich offengestanden eher zuneige, werden entgegenhalten: Routine, Bürokratie, kollektiver Dünkel. Eins jedenfalls ist sicher: In zweierlei Hinsicht war es ein gravierender Fehler.

Welch ein Gezeter erhob sich, als ein Volksfront-Minister das Monopol der «Sciences Po» dadurch zu brechen gedachte, dass er eine Verwaltungshochschule einrichtete! Der Plan war nicht gut durchdacht. Es wäre sicherlich besser gewesen, mit Hilfe von Stipendien allen den Zugang zu den administrativen Funktionen zu ermöglichen und die entsprechende Ausbildung den Universi-

täten zu übertragen, nach dem Vorbild jenes umfassenden Systems der Allgemeinbildung, das die Stärke des britischen *Civil Service* ausmacht. Doch die Grundidee war durchaus richtig. Unabhängig von der Art des Regimes hat das Land darunter zu leiden, wenn die Instrumente der Regierungsgewalt gegen den Geist der öffentlichen Institutionen gerichtet sind. Eine Monarchie braucht ein monarchistisches Personal. Eine Demokratie wird geschwächt, und zwar zum eklatanten Schaden des Gemeinwohls, wenn ihre hochrangigen Beamten dazu erzogen werden, sie zu verachten, und, bedingt durch die Vermögensverhältnisse, jenen Klassen entstammend, deren Herrschaft sie abschaffen wollte, ihr nur widerwillig dienen.

Andererseits musste das System der Kooptation, das, offiziell oder nicht, in fast allen grossen Körperschaften herrschte, zwangsläufig dazu führen, dass das Anciennitätsprinzip hier viel zu stark wurde. Ganz wie in der Armee ging die Beförderung im Allgemeinen ziemlich langsam vor sich, und wenn die Greise, die die Spitzen der Hierarchie blockierten, sich dazu herbeiliessen, auch einmal Jüngeren den Aufstieg zu ermöglichen, so griffen sie vorzugsweise auf ihre braven Musterschüler zurück. Je nachdem, ob wir mit ihren Prinzipien übereinstimmen oder nicht, erscheinen uns Revolutionen entweder als begrüßens- oder als hassenswert. Doch allesamt besitzen sie eine Tugend, die sich unmittelbar aus ihrer Dynamik ergibt: Sie bringen die wirklich Jungen an die Spitze. Ich verabscheue den Nazismus. Doch ebenso wie die Französische Revolution, mit der sie zu vergleichen man sich mit Gründen sträubt, hat auch die Revolution der Nazis Männer in Führungspositionen befördert, sei's an der Spitze der Truppen oder an der Spitze des Staates, die, weil sie einen unverbrauchten Verstand besaßen und nicht auf Schulmist gewachsen waren, fähig waren, «das Überraschende und das Neue» zu begreifen. Wir

hatten ihnen nichts entgegenzusetzen als in Würden ergraute Herrschaften oder jugendliche Greise.

Indes ist ein Regime, soviel Widerstandskraft ihm sein Apparat auch immer verleihen mag, in erster Linie immer das, was die Gesellschaft, die zu regieren es vorgibt, aus ihm gemacht hat. Es kommt vor, dass die Maschine den Maschinisten verschlingt. Häufiger allerdings taugt sie nur so viel wie die Finger, die sie bedienen. Ich muss lachen, wenn ich höre, wie sich bestimmte Geschäftsleute aus meinem Bekanntenkreis nur wenige Stunden, nachdem sie – für klingende Münze, versteht sich – einen Artikel in unserem einflussreichsten Blatt «untergebracht» haben, wortreich über die Käuflichkeit unserer Presse ergehen oder über die «Marionetten» des Parlaments herziehen, während sie gerade bei einem ehemaligen Minister ein Buch in Auftrag gegeben haben, das ihre selbstsüchtigen Interessen verteidigen soll. Wer hat den Strick eher verdient, der Bestochene oder der Bestecher? Unsere Grossbürger beklagen sich gern über die Zunft der Pädagogen. Zu der Zeit, als sie noch stärkeren Einfluss auf die Staatsfinanzen hatten als heute, fanden sie nichts dabei, den Lehrern ihrer Kinder – vermittelt über den Etat – weniger zu geben als ihren Domestiken. Nicht genug angeprangert werden kann die sprichwörtliche französische Knauserigkeit, die uns schon so sehr geschadet hat. Auch darin triumphiert nach wie vor der Geist der Kleinstadt.

Vor allem aber litt – buchstäblich bis zur Lähmung – unser politischer Mechanismus unter dem grossen Missverständnis der Franzosen.

Es ist gut und regulär, dass sich in einem freien Land konträre gesellschaftliche Philosophien frei befähden. Beim gegenwärtigen Zustand unserer Gesellschaften ist es unvermeidlich, dass die verschiedenen Klassen entgegengesetzte Interessen haben und

dass sie sich ihrer Antagonismen bewusst werden. Das Unglück beginnt, sobald die Legitimität dieser Konflikte nicht begriffen wird.

Ich habe in diesem Text bisweilen den Begriff «Bürgertum» verwendet. Nicht ohne Bedenken. Solche Wörter, die sich im Laufe der Zeit abgenutzt haben und ständigem Bedeutungswandel unterlagen, befrachten die noch keineswegs ausgereifte Begrifflichkeit der Humanwissenschaften; sie giessen höchst komplexe Realitäten in eine Form, deren Konturen noch vage sind. Gleichwohl wird man bis auf Weiteres nicht umhinkönnen, das Vokabular zu gebrauchen, das eine unvollkommene Sprache uns zur Verfügung stellt. Freilich unter der Bedingung, dass man die jeweiligen Begriffe definiert. Bürger nenne ich also einen Franzosen, der nicht von seiner Hände Arbeit lebt; dessen Einkünfte, gleichviel, woher er sie bezieht und wie unterschiedlich gross sie sein mögen, ihm einen materiellen Wohlstand ermöglichen und ihm eine Sicherheit verschaffen, die ungleich höher sind als alles, was sich von der Risikospanne eines Arbeiterlohns her erreichen lässt; dessen Bildung, sei sie dem Spross einer etablierten Familie in die Wiege gelegt, sei sie im Verlauf eines aussergewöhnlichen gesellschaftlichen Aufstiegs erworben, durch ihren Reichtum, ihre Tönung oder ihre Ansprüche über die Norm der Durchschnittskultur hinausgeht; der sich schliesslich einer Klasse zugehörig fühlt oder glaubt, die dazu prädestiniert ist, innerhalb der Nation eine Führungsrolle zu spielen, und der durch tausenderlei Details in Kleidung, Sprache, gesellschaftlichem Umgang mehr oder weniger instinktiv seine Verbundenheit mit dieser Gruppeneigenart und diesem kollektiven Prestige zum Ausdruck bringt.

Mit dem so verstandenen Bürgertum nun war es im Frankreich der Vorkriegszeit bergab gegangen. Die wirtschaftlichen Umwälzungen, die man auf die letzte Weltkatastrophe zurückführte, wiewohl nicht alle von dort stammten, untergruben den sicheren Bestand der Vermögen. Die Rente, früher einmal fast die einzige

Einnahmequelle vieler Familien und höchstes Wunschziel vieler anderer, die noch auf den ersten Stufen der Erfolgsleiter standen, zerrann den erstaunten Nutzniessern zwischen den Fingern. Der Widerstand der Arbeiter wehrte jeden Druck auf die Arbeitslöhne ab und sorgte dafür, dass mit jeder Krise die Unternehmerprofite und die Dividenden zusammenschmolzen. Die Expansion der Industrie in den neuen Ländern und ihre voranschreitende Autarkie schwächten den französischen Kapitalismus und den der übrigen europäischen Länder. Das Vordringen neuer gesellschaftlicher Schichten bedrohte die ökonomische wie die politische Machtstellung einer Gruppe, die daran gewöhnt war zu befehlen. In ihrer Gesamtheit hatte sie sich den demokratischen Institutionen seit Langem angepasst. Viele ihrer Mitglieder hatten sie ausdrücklich herbeigesehnt. Doch wie so oft hinkten die Gepflogenheiten der Entwicklung des Rechts hinterher. Auch der Stimmentzettel in den Händen des kleinen Bauern und des Arbeiters hatte es mehr als eine Generation lang nicht vermocht, viel an der traditionellen Herrschaft zu ändern, welche die Notabeln der Mittelklassen über die Provinz ausübten. Diesen hatte er sogar genutzt, denn mit seiner Hilfe gelang es ihnen, ihre alten Widersacher aus den Reihen der Grossbourgeoisie und des Adels wenigstens teilweise aus den hohen Staatsämtern zu verdrängen. Bei diesen Leuten, denen jeder aristokratische Starrsinn fremd war, schmeichelte die Demokratie einem durchaus aufrichtigen Gefühl für Menschlichkeit. Noch bedrohte sie weder ihre Geschäfte noch ihr bescheidenes Prestige. Doch es kam der Tag, da, begünstigt durch die wirtschaftliche Tragödie, der Wähler aus dem Volk seine Stimme sehr viel lauter und bedrohlicher vernehmen liess. Ein echtes Gefühl von neuer Ungleichheit – diesmal im umgekehrten Sinne – schürte Neid und Gehässigkeit. Der Bürger, der gezwungen war, sich Tag für Tag härter abzuplagen, meinte feststellen zu müssen, dass andererseits die Volksmassen, deren Arbeit doch

die eigentliche Quelle seiner Einkünfte darstellte, weniger arbeiteten als in der Vergangenheit – was richtig war – und sogar weniger als er selbst, was vielleicht nicht richtig war und auf jeden Fall die unterschiedlichen Grade menschlicher Ermüdung nur unzureichend berücksichtigte. Er empörte sich darüber, dass der einfache Arbeiter die Musse fand, ins Kino zu gehen, genau wie sein Chef! Die Einstellung der arbeitenden Klassen, die sich aufgrund der langen Unsicherheit ihrer Existenz an ein Leben ohne grosse Sorgen um den nächsten Tag gewöhnt hatten, musste seinen angeborenen Hang zur Sparsamkeit verletzen. Die Wohlwollenden unter ihnen betrübte es, dass sie in diesen fäustereckenden, fordernden, ein wenig zänkischen Massen, aus deren Gewalt eine grosse Arglosigkeit sprach, den «braven Armen» der Romane von Madame de Ségur fortan vergeblich suchen mussten. Die traditionellen Werte wie Ordnungsliebe, Gehorsam und bereitwillige Unterordnung, die ihre gesamte Erziehung ihnen eingepägt hatte, drohten hinweggefegt zu werden und mit ihnen vielleicht etwas, das sicher sehr viel wertvoller ist: ein wenig von jenem Nationalgefühl, das von den einfachen Leuten, ohne dass der Reiche sich dessen immer genügend bewusst ist, ein viel grösseres Mass an Selbstverleugnung verlangt als von ihren Herren.

Da das Bürgertum ängstlich und unzufrieden war, war es auch verbittert. Schon längst verfügte es nicht mehr über die analytischen Fähigkeiten, die ihm erlaubt hätten, dieses Volk, dem es doch selber entstammte und dem es sich bei näherer Betrachtung in mehr als einer Hinsicht verbunden fühlte, zu verstehen, und deshalb zog der Bürger es vor, es zu verurteilen. Welch eine Aufregung herrschte in den wohlhabenden Klassen und selbst unter den scheinbar liberalsten Geistern, als es 1936 zur Bildung der Volksfront kam! Wer auch nur ein paar Heller besass, meinte jetzt den Hauch der grossen Katastrophe zu verspüren, und das

Entsetzen der Hausfrauen überstieg, soweit das möglich war, noch das ihrer Gatten. Heute beschuldigt man die jüdische Bourgeoisie, die Bewegung geschürt zu haben. Arme Synagoge, die ewig mit Blindheit geschlagen war! Sie zitterte, das kann ich bezeugen, noch mehr als die Kirche. Dasselbe galt für die protestantische Kirche. «Ich erkenne meine protestantischen Industriellen nicht wieder», sagte mir ein Schriftsteller, der aus ihren Kreisen stammte. «Früher kümmerten gerade sie sich in besonderer Weise um das Wohlergehen ihrer Arbeiter. Und jetzt sind sie zu ihren ärgsten Gegnern geworden!» Von einem Tag auf den anderen zog sich durch die ganze französische Gesellschaft ein langer Graben, der die sozialen Gruppen in zwei Blöcke spaltete.

Mir liegt gewiss nicht daran, hier die Regierungen der Volkfront zu verteidigen. Eine Schaufel Erde, pietätvoll auf ihre Gräber gestreut, von der Hand jener, die einen Augenblick lang ihr Vertrauen in sie gesetzt haben mochten – mehr verdienen diese Toten nicht. Ruhmlos sind sie hingegangen. Das Schlimmste ist, dass ihre Widersacher nicht einmal viel Schuld daran trugen. Auch an den Ereignissen, die sie überforderten, hat bei Weitem nicht alles gelegen. Zugrunde gegangen ist die Unternehmung in erster Linie am Unfug ihrer eigenen Anhänger bzw. derer, die sich dafür ausgaben. Allerdings war die Haltung des grössten Teils der bürgerlichen Öffentlichkeit unentschuldigbar. In dümmlicher Schmolllhaltung lehnte man alles ab, das Gute wie das Schlechte. Ich habe einen braven Mann erlebt, der, obwohl für Augenfreuden keineswegs unempfänglich, sich weigerte, die Weltausstellung zu besuchen. Dass sie die einmalige Gelegenheit bot, die Meisterwerke der französischen Kunst, diesen unvergleichlichen Schatz, den ganzen Stolz unserer Nation, zu besichtigen, spielte keine Rolle: Sie war von einem verhassten Minister eröffnet worden. Es hiess, dass sie wegen gewerkschaftlicher Forderungen beinahe nicht fertig geworden wäre. Das reichte aus, um sie mit dem Bannfluch zu belegen. Welch ein Geschrei, als

man davon sprach, die Freizeit zu organisieren. Man schimpfte, man boykottierte. Dieselben Leute loben heute dieselben Bemühungen über den grünen Klee, seitdem die Idee in mehr oder weniger seriöser Form und unter anderem Namen von einem Regime nach ihrem Geschmack wiederaufgegriffen worden ist.

Vor allem aber hatte, ganz unabhängig davon, welche Fehler die Führer der Volksfront gemacht haben mögen, die Begeisterung der Massen, mit der sie auf eine gerechtere Welt hofften, eine rührende Ehrlichkeit an sich, der sich eigentlich niemand, der das Herz am rechten Fleck trug, hätte verschliessen können. Doch wer von den Unternehmern, die ich kennengelernt habe, war schon in der Lage zu begreifen, welche Noblesse ein Solidaritätsstreik, auch wenn er nicht besonders vernünftig ist, besitzen kann? «Es wäre ja noch einzusehen», sagten sie, «wenn es den Streikenden um ihre eigenen Löhne ginge ...» Es gibt zwei Kategorien von Franzosen, die nie die Geschichte Frankreichs begreifen werden: diejenigen, welche sich von der Erinnerung an die Königsweihe von Reims nicht anrühren lassen, und diejenigen, welche den Bericht über das Bundesfest ohne innere Anteilnahme lesen. Welches auch immer ihre heutigen politischen Präferenzen sein mögen: Allein die Tatsache, dass sie für diese schönsten Ausbrüche kollektiver Begeisterung unempänglich sind, spricht das Urteil über sie. Die Volksfront, die wahre Volksfront, nämlich die der Massen, nicht die der Politiker, liess noch einmal etwas aufleben von der Atmosphäre des Marsfelds an jenem gloriosen 14. Juli 1790. Unglücklicherweise hatten die Männer, deren Vorfahren am Altar des Vaterlandes schworen, den Kontakt zu diesen tiefen Quellen verloren. Es ist kein Zufall, dass es unserem ach so demokratischen Regime nie gelungen ist, Feste zu veranstalten, in denen sich tatsächlich die gesamte Nation hätte wiedererkennen können. Wir haben es Hitler überlassen, die alten Festhymnen zu neuem Leben zu erwecken. In der 1. Armee gab

es Offiziere, die damit beauftragt waren, die «Truppenmoral» aufrechtzuerhalten. Mit dieser Aufgabe hatte die Armeeführung einen typisch pariserischen Bankier und einen Industriellen aus Nordfrankreich beauftragt. Um «einige Wahrheiten» in der Frontzeitung unterzubringen, hielten sie es für angebracht, diese erst einmal in schmierige Witze zu verpacken. Das Armeetheater seinerseits hatte einen ausgesprochenen Hang zu Schmierenkömödien, je schlüpfriger, desto besser. Die Bourgeoisie entfernte sich immer weiter vom Volk, dessen wahre Seelenempfindungen zu ergründen und zu teilen sie sich keinerlei Mühe gab: Entweder nahm sie es nicht ernst oder sie zitterte vor ihm. Damit aber entfernte sie sich unwillentlich von Frankreich insgesamt.

Ihre Verachtung für das Regime verführte sie dazu, die Nation zu verdammen, die sich dieses Regime gegeben hatte. Wider Willen an ihrem eigenen Schicksal verzweifelnd, verzweifelte sie schliesslich am Vaterland. Ich übertreibe? Sehen Sie sich doch die Zeitungen an, die sie gestern las und beeinflusste: Sie werden erbaut sein. Damals, als Belgien gerade die Allianz abgelehnt hatte zugunsten einer Neutralität, die leider trügerisch war, sagte ein Brüsseler Freund zu mir: «Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, welchen Schaden eure grossen Wochenzeitungen eurer Sache zugefügt haben. Woche für Woche verkünden sie, dass ihr kaputt seid. Was wollt ihr? Man glaubt ihnen.» Wir glaubten ihnen ja selbst viel zu sehr. Viele Vertreter unserer immer noch herrschenden Klassen, also derjenigen, aus denen sich unsere Industrieführer, unsere wichtigsten Beamten und die meisten unserer Reserveoffiziere rekrutierten, sind mit dieser fixen Idee in den Krieg gezogen. Ihre Befehle empfangen sie von einem politischen System, das sie für durch und durch korrupt hielten; sie verteidigten ein Land, von dem sie glaubten, es sei unfähig, Widerstand zu leisten; die Soldaten, die sie befehligten, kamen aus einem Volk,

das ihrer Meinung nach degeneriert war.¹ Ihr persönlicher Mut und die Stärke ihres Patriotismus mochten unbestritten sein, aber war dies die Art psychologischer Vorbereitung, um einen dazu zu motivieren, wie es nötig gewesen wäre, «bis zur letzten Viertelstunde» zu kämpfen?

Diese Vorurteile teilten auch die Stabsoffiziere. Nicht etwa, dass sie sie schon von Haus aus mitgebracht hätten. Es war ja keineswegs so, dass die Berufsoffiziere, selbst in den höchsten Stellen, allesamt aus traditionell begüterten Kreisen hervorgegangen wären. Im Gegenteil, mancher von ihnen stammte aus den Volksschichten. Aufgrund ihres Berufs und überdies aus Gründen der Ehre war den meisten jede Krämermentalität fremd. Die Zukunft des Kapitalismus, vorausgesetzt, sie hätten die Zeit gefunden, darüber nachzudenken, wäre ihnen bestimmt nicht sonderlich am Herzen gelegen, und eine Umverteilung der Reichtümer hätte die meisten von ihnen kaum erschreckt. In ihrer überwältigenden Mehrheit waren sie pflichtbewusste Männer und glühende Patrioten, die sich als die Soldaten Frankreichs sahen. Die Unterstellung, sie wären Söldner im Dienste irgendwelcher Privat- oder Klasseninteressen, hätte sie tief empört. Allein, was wussten sie von den gesellschaftlichen Realitäten? Die Schule, die Kaste, die Tradition hatten eine Mauer von Ignoranz und Irrtum um sie errichtet. Ihr Weltbild war schlicht. «Auf der Linken» war man «antimilitaristisch»; dort dachte man schlecht, respektierte nicht die Autorität, die doch bekanntlich die eigentliche Stärke der Armeen ausmacht. Was den Sozialisten betrifft, den kannten sie seit Langem: Das war der renitente Truppensoldat, der sich andauernd über das Essen beschwert und manchmal sogar – Gipfel der Unverschämtheit – seine Klagen in die Presse bringt. Wer immer mit diesen Leuten paktierte, galt als verdächtig. Sogar Roosevelt hatte etwas von einem «Bolschewisten» an sich (diese Äusserung habe ich von einem Stabschef gehört). Da zudem die meisten von ihnen nicht sonderlich wissbegierig wa-

ren und man sie seit ihrer Jugend dazu erzogen hatte, jedwede Ketzerei zu scheuen, genügte ihnen diese simple Orthodoxie voll-auf. Sie unternahmen nicht die geringsten Anstrengungen, sich zu informieren. Unter den Blättern, die in unserer Kantine auslagen, repräsentierte *Le Temps* die äusserste Linke des Meinungsspektrums. Das heisst, kein einziger unter diesen jungen militärischen Führern, die immerhin eine intellektuelle Elite darstellten, blickte je in irgendeine Zeitung, die auch nur ein wenig von jenen Meinungen widerspiegelt hätte, welche die Mehrheit der Franzosen, ob zu Recht oder zu Unrecht, vertrat.

Schlagen wir uns an die eigene Brust. Nicht erst seit heute beklage ich es: Die Männer, die die Ehre hatten, in den letzten Jahren das zu repräsentieren, was es bei uns an wirklich liberalen, uneigennützigem und menschlich fortschrittlichen Denkweisen gab, haben einen ihrer folgenschwersten Fehler begangen, indem sie keinerlei Anstrengung unternahmen, sich einer Berufsgruppe, bei der solch hohe moralische Werte immer noch vorhanden waren, besser verständlich zu machen. Das Missverständnis begann, glaube ich, mit der Affäre Dreyfus, wobei unsere Seite der Barrikade ursprünglich bestimmt keine Verantwortung dafür trug. Das heisst aber noch lange nicht, dass sie deshalb völlig unschuldig wäre. Wenn ich sah, wie meine Kameraden den Hass und die Dummheit, die von bestimmten Schmutzblättern noch während des Krieges verbreitet wurden, wie Muttermilch in sich aufsogen, wie oft habe ich mir da nicht gesagt: «Welch ein Jammer, dass diese braven Leute so schlecht informiert werden! Und welche Schande zumal, dass niemals jemand auch nur den Versuch gemacht hat, sie aufzuklären!»

Doch die Tatsache ist nun einmal da, und ihre Folgen können wir erst jetzt ermessen. Weil sie gar nicht wussten, über welche unerschöpfliche Ressourcen unser Volk verfügt, ein Volk, das bei Weitem nicht so degeneriert ist, wie eine bestimmte Propaganda sie glauben machen wollte, und weil Arroganz wie Routine sie

daran hinderten, rechtzeitig seine schlummernden Kräfte zu mobilisieren, deshalb haben sich unsere Militärs besiegen lassen. Mehr noch: haben sie es bereits sehr früh als natürlich empfunden, besiegt zu werden. Indem sie vorzeitig die Waffen streckten, verhalfen sie einer bestimmten Faktion zum Erfolg. Innerhalb dieser gab es einige, die sogar zu einem Staatsstreich bereit gewesen wären, um ihre Fehler zu kaschieren. Andere dagegen, nicht nur im Oberkommando, sondern durch alle Reihen der Armee hindurch, dachten nicht daran, derart egoistische Ziele bewusst zu verfolgen. Nur zähneknirschend akzeptierten sie die Katastrophe. Doch sie akzeptierten sie, und zwar zu früh, weil sie ihr zwei grausame Tröstungen abgewinnen konnten: auf den Trümmern Frankreichs ein ungeliebtes Regime zu zerstören und sich der Strafe² zu unterwerfen, die das Schicksal einer schuldigen Nation auferlegt hatte.

Ich gehöre einer Generation an, die ein schlechtes Gewissen hat. Es stimmt, dass wir aus dem letzten Krieg sehr erschöpft zurückgekehrt waren. Auch drängte es uns, nach diesen vier Jahren erzwungener Untätigkeit die Werkzeuge unserer verschiedenen Metiers, die inzwischen auf dem Arbeitstisch verrostet waren, so schnell wie möglich wieder in Betrieb zu nehmen: Durch verdoppelte Anstrengung wollten wir die verlorene Arbeitszeit einholen. So lautet unsere Entschuldigung. Ich glaube seit Langem nicht mehr, dass sie ausreicht, uns reinzuwaschen.

Viele von uns merkten sehr bald, in welchen Abgrund der Versailler Vertrag und die Ruhr-Besetzung uns zu stürzen drohten. Wir begriffen, dass diese Art von Diplomatie vorzüglich geeignet war, zweierlei zu erreichen: uns unseren Verbündeten von gestern zu entfremden und unseren uralten Konflikt mit den Feinden, die wir soeben unter grösster Mühe besiegt hatten, wachzuhalten. Wir wussten sehr wohl, was Grossbritannien und Deutschland an latenter Macht repräsentierten. Dieselben Män-

ner oder doch beinahe dieselben, die uns jetzt so eilig zur tristen Besonnenheit Ludwigs XVIII.* geraten haben, hielten uns damals zu einer Grossmachtrolle à la Ludwig XIV. an. Wir waren nicht so dumm, um mit ihnen zu glauben, einem verarmten, entvölkerten und industriell relativ schwach entwickelten Frankreich stünde eine solche Politik an – sofern das jemals der Fall war. Wir waren keine Propheten, und deshalb konnten wir den Nazismus nicht erahnen. Eines allerdings sahen wir voraus: Der Drang nach Vergeltung, den unser Aberwitz noch schürte, musste dazu führen, dass Deutschland sich eines Tages aufbäumen würde – in welcher Form, das konnten wir natürlich nicht sagen –, und dieser Ausbruch würde schrecklich werden. Hätte man uns nach dem wahrscheinlichen Ausgang eines zweiten Krieges befragt, hätten wir sicher geantwortet, dass wir auf einen zweiten Sieg hofften – freilich ohne uns zu verheimlichen, dass in einem solchen neuerlichen Sturm die europäische Zivilisation Gefahr lief, für immer unterzugehen. Andererseits spürten wir, dass es im damaligen Deutschland auch schüchterne Ansätze eines guten Willens gab, durchaus friedliebende und liberale Kräfte, die unsere politischen Führer nur hätten fördern müssen. Das alles wussten wir. Und dennoch haben wir aus Trägheit und Feigheit die Dinge treiben lassen. Wir hatten Angst, gegen den Strom zu schwimmen, fürchteten die Sarkasmen unserer Freunde, die verständnislose Verachtung unserer Oberen. Wir trauten uns nicht, unsere Stimme in der Öffentlichkeit zu erheben, wagten nicht einmal, jene Rufer in der Wüste zu sein, die, wie immer die Sache ausgeht, wenigstens die Genugtuung empfinden können, ihre Überzeugung bekannt zu haben. Wir zogen es vor, uns in die furchtsame Beschaulichkeit

* Anspielung auf den Zweiten Pariser Frieden von 1815 – nach Waterloo und der Wiedereinsetzung der Bourbonen –, bei dem Frankreich verschiedene von Napoleon eroberte Gebiete an die Mächte der Koalition abtreten musste. *A.d.Ü.*

unserer Werkstätten zurückzuziehen. Mögen die Nachgeborenen uns das Blut verzeihen, das an unseren Händen klebt!

All das, was ich weiter oben gesagt habe über die Schwächen, die die robuste Gesundheit des Landes allmählich unterhöhlten, über die intellektuelle Lethargie der herrschenden Klassen und ihre Verbitterung, die unsinnige Propaganda, deren Gebräu aus Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen unsere Arbeiter vergiftete, über unsere Gerontokratie und die Missstände innerhalb der Armee – all das, oder fast alles, hatten wir schon seit Langem im Freundeskreis hinter vorgehaltener Hand geäussert. Wie viele von uns hatten den Mut, lauter zu sprechen? Wohlgermerkt, wir waren nicht auf eine Partei eingeschworen. Daran ist nichts zu beklagen. Diejenigen von uns, die sich im Ausnahmefall von den Parteien anwerben liessen, wurden letzten Endes fast immer eher zu ihren Gefangenen als zu ihren Führern. Nein, unser Platz war nicht in irgendwelchen Wahlkomitees. Unsere Werkzeuge waren die Sprache, die Feder, das Hirn. Als Vertreter der Humanwissenschaften oder als im Labor tätige Forscher hielt uns vielleicht auch ein Fatalismus vom individuellen Handeln ab, wie er der Praxis unserer Disziplinen innewohnt. Sie haben uns daran gewöhnt, unser Augenmerk in der Gesellschaft wie in der Natur vor allem auf das Spiel der Massenkräfte zu lenken. Was vermochten angesichts dieser Grundwellen von gleichsam kosmischer Gewalt die armseligen Gesten eines Schiffbrüchigen? Das aber hiess, die Geschichte schlecht interpretieren. Unter allen Merkmalen, welche unsere Zivilisationen charakterisieren, ist keines bezeichnender als ihr immenser Fortschritt in der Bewusstwerdung der Kollektivität. Dort liegt der Schlüssel zu einer grossen Anzahl schroffer Kontraste zwischen den Gesellschaften der Vergangenheit und denen der Gegenwart. Eine juristische Transformation, die bewusst wahrgenommen wird, vollzieht sich nicht in derselben Weise, als wenn sie rein instinktiv geblieben wäre.

Der ökonomische Austausch gehorcht unterschiedlichen Gesetzen, je nachdem, ob die Preisentwicklung allen am Handel Beteiligten bekannt ist oder nicht. Woraus aber besteht dieses kollektive Bewusstsein, wenn nicht aus einer Vielzahl individueller Bewusstseine, die alle fortwährend aufeinander einwirken? Indem man sich eine klare Vorstellung von den gesellschaftlichen Bedürfnissen macht und sie zu verbreiten sucht, bereichert man die allgemeine Mentalität um eine neue Keimzelle; so verschafft man sich die Möglichkeit, sie ein wenig zu verändern und damit bis zu einem gewissen Grad dem Lauf der Ereignisse zu steuern, die letztlich von der Psychologie der Menschen bestimmt werden. In erster Linie waren wir, wie gesagt, durch unsere tägliche Aufgabe gefordert. Die meisten von uns dürfen zwar von sich behaupten, dass sie gute Arbeiter waren. Aber waren wir auch immer gute Staatsbürger?

Ich bekunde diese Gewissensbisse hier nicht aus grimmigem Vergnügen. Die Erfahrung hat mich keineswegs gelehrt, dass eine Sünde, nur weil man sie bekennt, deswegen leichter zu ertragen wäre. Nein, ich denke dabei an diejenigen, die diese Seiten eines Tages lesen werden: an meine Söhne natürlich, aber auch an andere junge Leute. Ich fordere sie auf, über die Fehler der Älteren nachzudenken. Gleichviel, ob sie sie mit der unerbittlichen Strenge derer kritisieren, deren Geist noch frisch ist, oder ob sie etwas von jener leicht amüsierten Nachsicht aufbringen, mit der die nachwachsenden Generationen das Alter gern bedenken. Entscheidend ist nur, dass sie die Fehler kennen, damit sie sie vermeiden.

Wir befinden uns heute in der schrecklichen Situation, dass das Schicksal Frankreichs nicht mehr von den Franzosen abhängt. Seitdem die Waffen, die wir nicht fest genug hielten, uns aus den Händen gefallen sind, ist die Zukunft unseres Landes und unserer Zivilisation zum Gegenstand eines Kampfes geworden, bei dem wir zumeist nichts weiter sind als halb gedemütigte Zuschauer.

Was wird aus uns, sollte auch Grossbritannien das Unglück widerfahren, besiegt zu werden? Unser nationales Neuerstehen würde sich dadurch gewiss sehr lange verzögern. Allerdings nur verzögern, davon bin ich überzeugt. Die eigentlichen Triebkräfte unseres Volkes sind intakt und jederzeit bereit, wieder wirksam zu werden. Die des Nazismus hingegen werden nicht immer und ewig die wachsende Spannung aushalten, die die heutigen Herren Deutschlands ihnen aufzwingen wollen. Zwar haben sich die «im Güterwagen aus dem Ausland importierten» Regimes auch bei uns manchmal eine Zeitlang halten können. Doch handelte es sich angesichts des Abscheus einer stolzen Nation stets nur um die Galgenfrist des Verurteilten. Spüren wir nicht bereits, wie uns der Stachel der Okkupation Tag für Tag grausamer ins Fleisch dringt? Die anfänglich zur Schau gestellte Biederkeit täuscht niemanden mehr. Um das Hitlerregime beurteilen zu können, braucht man es nur im Alltag zu erleben. Doch wieviel lieber spreche ich vom Bild eines englischen Sieges! Ich weiss nicht, wann die Stunde kommen wird, wo wir dank unseren Verbündeten unser Schicksal wieder in die eigene Hand werden nehmen können. Werden sich dann einzelne Teile des Territoriums nacheinander befreien? Werden sich Freiwilligenheere bilden, um dem erneuten Ruf des bedrängten Vaterlands Folge zu leisten? Wird irgendwo eine autonome Regierung entstehen und dann immer weitere Kreise bilden? Oder wird es zu einer plötzlichen, umfassenden Erhebung kommen? Ein alter Historiker lässt all diese Bilder vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen. Seine kümmerliche Wissenschaft erlaubt ihm nicht, zwischen ihnen zu wählen. Ich sage es offen: Ich wünsche auf jeden Fall, dass wir noch Blut zu vergiessen haben, auch wenn es das von Menschen sein sollte, die mir teuer sind (ich spreche nicht von meinem, an dem mir nicht so viel gelegen ist). Denn es gibt keine Rettung, ohne dass man ein gewisses Opfer bringt, und keine vollständige natio-

nale Freiheit, wenn man nichts daran gesetzt hat, sie selber zu eringen.

Es werden nicht die Männer meines Alters sein, die das Vaterland wiederaufzubauen haben. Das Frankreich der Niederlage hatte eine Regierung von Greisen. Das ist ganz natürlich. Das Frankreich eines neuen Frühlings wird Sache der Jungen sein müssen. Gegenüber den Älteren, denen des letzten Krieges, werden sie das traurige Privileg haben, sich nicht vor der Trägheit des Sieges hüten zu müssen. Unabhängig davon, wie der Erfolg letztlich aussehen wird, der Schatten der grossen Katastrophe von 1940 wird nicht so schnell schwinden. Ist es vielleicht sogar von Vorteil, wenn man dergestalt gezwungen ist, voll Ingrimms ans Werk zu gehen? Ich besitze nicht die Vermessenheit, ihnen ein Programm zu entwerfen. Ihr Verstand und ihr Herz werden ihnen selber sagen, welche Schlüsse sie zu ziehen haben. Aus den Ereignissen werden sie lernen, welche Gestalt sie ihm geben müssen. Wir bitten sie nur inständig, nicht solche herben Regimes zu schaffen, die aus Rachsucht oder Stolz die Massen nur dominieren, sie aber nicht instruieren oder mit ihnen kommunizieren wollen. Unser Volk verdient es, dass man auf es baut und es ins Vertrauen zieht. Auch erwarten wir von diesen Jungen, dass sie mit der Erneuerung, der umfassenden Erneuerung, nicht zugleich die Verbindungen zu unserem wahren Erbe abbrechen, das nicht dort, zumindest nicht ausschliesslich dort zu suchen ist, wo angebliche Apostel der Tradition es ansiedeln wollen. Hitler sagte eines Tages zu Rauschning: «Wir tun gut, lieber auf die Laster der Menschen zu spekulieren als auf ihre Tugenden. Mag die Französische Revolution an die Tugend appelliert haben, wir werden besser das Gegenteil tun.» Man wird es einem Franzosen, das heisst einem zivilisierten Menschen, denn das ist dasselbe, nachsehen, wenn er sich demgegenüber an die Lehre der Revolution hält und an die Worte Montesquieus: «Ein Volksstaat bedarf einer An-

triebskraft, und das ist die Tugend.» Was tut es, wenn dadurch die Aufgabe schwieriger wird? Ein freies Volk mit edlen Zielen geht ein doppeltes Risiko ein. Allein, soll man Soldaten auf dem Schlachtfeld zur Angst vor dem Abenteuer raten?

Guéret-Fougères (Creuse): Juli-September 1940

Anmerkungen

- ¹ 29. August 1914 – «Meine Post wird immer umfangreicher. Darunter viele Petitionen von Priestern oder Frauen, die mich inständig bitten, Frankreich dem Herzen Jesu zu weihen. Viele dieser Ersuchen sind rührend. [...] Andere scheinen leider eher von politischer Leidenschaft als von Frömmigkeit inspiriert zu sein. Unsere Niederlagen werden darin als eine verdiente Strafe dargestellt, die Gott der Republik auferlegt hat. Soll das heissen, dass die *Union sacrée* [Entsprechung des «Burgfriedens» im wilhelminischen Deutschland, *A.d.Ü.*] bedroht ist...?» (Poincaré, *Au Service*, Bd. V, S. 165).
- ² Bereits 1914 waren manche Franzosen wie hypnotisiert von dieser Vorstellung der Strafe.

II Das Testament von Marc Bloch

Clermont-Ferrand, 18. März 1941

Wo immer ich sterben werde, in Frankreich oder auf fremder Erde, und zu welchem Zeitpunkt auch immer: Ich überlasse es meiner lieben Frau oder – sollte sie nicht mehr am Leben sein – meinen Kindern, meine Bestattung so zu regeln, wie es ihnen richtig erscheint. Es soll eine rein weltliche Bestattung sein: Die Meinen wissen, dass etwas anderes für mich nie in Frage käme. Doch möchte ich, dass sich ein Freund bereitfinden möge, an diesem Tage – sei es im Totenhaus, sei es auf dem Friedhof – den nachfolgenden Text zu verlesen:

Ich habe nicht den Wunsch geäußert, dass an meinem Grabe hebräische Gebete gesprochen würden, auch wenn ihre Rhythmen so viele meiner Vorfahren und noch meinen Vater zur letzten Ruhe begleiteten. Mein ganzes Leben lang habe ich mich nach bestem Vermögen um absolute Aufrichtigkeit des Ausdrucks und des Geistes bemüht. Ich halte die Willfähigkeit gegenüber der Lüge, unter welchem Vorwand auch immer sie einhergehen mag, für den schlimmsten Aussatz der Seele. Gleich einem viel Grösseren, als ich selbst es bin, wünschte ich mir, man setzte auf meinen Grabstein als einzige Inschrift lediglich die einfachen Worte: *Dilexit veritatem*. Deshalb konnte ich es nicht dulden, dass in dieser Stunde des letzten Abschieds, da jeder Mensch die Pflicht hat, sein eigenes Wesen zusammenzufassen, in meinem Namen auf die Formeln einer Orthodoxie zurückgegriffen wird, deren Credo ich nicht teile.

Noch mehr zuwider aber wäre mir, wenn jemand in diesem Akt der Redlichkeit etwas zu erkennen meinte, was nach feiger

Selbstverleugnung aussähe. So erkläre ich denn, so es nötig ist, im Angesicht des Todes: Ich bin als Jude geboren; ich habe nie daran gedacht, diese Tatsache zu verhehlen, und auch nie einen Grund gesehen, warum ich es hätte tun sollen. Ist nicht in einer Welt, die von der grässlichsten Barbarei heimgesucht wird, die grossmütige Tradition der hebräischen Propheten, die das Christentum seinem reinsten Kern nach aufgenommen und erweitert hat, einer der besten Gründe zu leben, zu glauben und zu kämpfen?

Als jemand, dem jeder konfessionelle Formalismus ebenso fremd ist wie jede angeblich rassische Verbundenheit, habe ich mich mein Leben lang ganz schlicht als Franzose gefühlt. Meinem Vaterland durch eine bereits lange Familientradition verbunden, genährt durch sein geistiges Erbe und seine Geschichte, ja, unfähig, mir irgendein anderes vorzustellen, in dem ich sein und atmen könnte, habe ich es immer geliebt und ihm nach besten Kräften gedient. Ich habe nie empfunden, dass meine Eigenschaft als Jude diesen Gefühlen im Mindesten abträglich gewesen wäre. In zwei Kriegen war es mir nicht vergönnt, für Frankreich zu sterben. Wenigstens dies aber kann ich in aller Aufrichtigkeit von mir bezeugen: Ich sterbe, wie ich gelebt habe, als guter Franzose.

Anschliessend sollen – so es möglich gewesen ist, den Text zu beschaffen – meine fünf Auszeichnungen verlesen werden.

MARC BLOCH

III Schriften aus dem Untergrund

Warum ich Republikaner bin

Ist die Frage, warum ich Republikaner bin, nicht bereits Ausdruck dessen, dass ich einer bin? Wird mit ihr nicht anerkannt, dass die Form der Herrschaft Gegenstand einer reiflich überlegten Entscheidung des Bürgers sein kann? Dass also die Gemeinschaft für den Menschen keinen Zwang darstellt? Dass sie ihn nicht durch Erziehung und durch Rasse bis in seine innersten Anlagen und auf notwendige Weise determiniert? Dass er kein Sakrileg begeht, wenn er die Gruppe, der er angehört, kritisch untersucht, da doch die Gesellschaft für ihn geschaffen ist und ihm dienen soll, sein Ziel zu erreichen?

Für all jene, die sich in dieser Überzeugung verbunden wissen, gibt es im Politischen tatsächlich so etwas wie gemeinsame Prinzipien. Da das Gemeinwesen im Dienste der Menschen steht, muss die Herrschaft auf ihrem Vertrauen beruhen und sich bemühen, dieses Vertrauen durch eine beständige Verbindung zur Öffentlichkeit zu erhalten. Natürlich kann, ja muss die Öffentlichkeit gelenkt werden, doch darf dies weder durch Gewaltanwendung noch durch Täuschung geschehen: Der politische Führer muss sie überzeugen, indem er an ihre Vernunft appelliert. Das heisst, er muss vor allem erkennen, welches die tiefen und beständigen Bestrebungen seines Volkes sind, muss klar aussprechen, was es selbst bisweilen auf recht verworrene Weise bestreitet, und ihm gewissermassen sein eigenes Denken enthüllen. Erfolg kann eine solche Debatte nur haben, wenn Sicherheit herrscht. Der Staat im Dienst von Menschen darf diesen

weder Zwang antun noch sie als blinde Werkzeuge benutzen für Zwecke, die sie nicht kennen. Eine stabile Rechtsordnung muss ihre Rechte garantieren. An die Stelle des Stammes, den kollekti-

ve Leidenschaft an seinen Häuptling bindet, tritt hier das durch Gesetze regierte Gemeinwesen. Die Richter, die ihrerseits diesen Gesetzen unterworfen sind und von ihnen ihre Autorität empfangen, stehen im Gegensatz zum politischen Führer, der als solcher lebendiger Ausdruck des Gesetzes ist und dessen Leidenschaft und Laune die Gemeinschaft in Atem halten.

Folgt aber daraus auch, dass das durch Gesetze geregelte Gemeinwesen zwangsläufig republikanische Form haben muss, und lässt sich nicht eine legitime Monarchie denken, in der auf dem festen Felsen der Erbmonarchie eine stabile politische Ordnung errichtet werden kann? Haben nicht viele ausländische Völker, namentlich unsere englischen Nachbarn, dergleichen zustande gebracht, und wäre es nicht von Vorteil, sie nachzuahmen? Dies sind Fragen, die sich offenbar eine Reihe von Franzosen immer noch stellt. Es gilt, darauf zu antworten und aufzuzeigen, warum sich im Frankreich des Jahres 1943 eine politische Ordnung, die diesen Namen verdient, nicht ausserhalb der republikanischen Form begründen lässt.

Ob man sich darüber freut oder es beklagt, ob man es verurteilt oder für gut befindet: Die Vergangenheit ist eine vollendete Tatsache, und es liegt nicht in unserer Hand, sie neu zu gestalten. Dieses Land ist von seiner Geschichte in einer Weise geprägt worden, die es unmöglich macht, es von Grund auf zu verändern.

Es ist eine Tatsache, dass sich die Monarchie zur Herstellung der Einheit Frankreichs die zahllosen, aus der Feudalepoche hervorgegangenen Lokalgewalten mit Zwang unterworfen hat. Ebenso ist es eine Tatsache, dass es ihr genügte, sie unterworfen zu haben, und sie es nicht darauf absah, sie zu zerstören. Was die Natur der Monarchie betrifft, so lagen zwei entgegengesetzte Konzeptionen miteinander im Streit: Die eine machte den König zum Diener des Gemeinwohls. Nach dieser Auffassung steht er über allen, da er sein Amt im Dienst aller versieht, und hat folg-

lich die Aufgabe, jegliche Ausnahme vor dem Gesetz, jegliches Privileg zu beseitigen. Demgegenüber sah die andere in ihm den Hüter aller erworbenen Rechte, den Schlussstein des Gesellschaftsbaus samt seinen zahllosen Organismen mit ihren unterschiedlichen Funktionen, jene Machtinstanz, die nicht der Wahl unterliegt und durch ihr blosses Dasein das Prinzip der staatlichen Hierarchie bestärkt, kurz: den eigentlichen Hüter des Privilegs.

Tatsächlich war die Monarchie niemals imstande, sich frei für eine dieser beiden Konzeptionen zu entscheiden. Die ihr eigentümliche Trägheit brachte es mit sich, dass sie den Privilegierten ausgeliefert war, die sie allein aufgrund der Nähe zu kompromittieren verstanden. Hatte sie sich einst einer Beliebtheit beim Volke erfreut, in jenen fernen Zeiten, als dieses in ihr einen Schutz gegen die Feudalaristokratie erblickte, so hatte sie bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Grossteil des Vertrauens, das ihr die Nation entgegenbrachte, eingebüsst. Als im Verlauf einer entscheidenden Krise Frankreich sich seiner selbst bewusst wurde und auf der Basis der Gleichheit vor dem Gesetz eine neue Gesellschaftsordnung errichten wollte, schlug sich die Monarchie auf die Seite, der sie ohnehin zuneigte: Sie ergriff Partei für die Privilegierten und gegen das Volk und zögerte nicht einmal, zur Durchsetzung ihrer Bestrebungen das Ausland um Hilfe anzurufen. Fortan bestand ein offener Konflikt zwischen der königlichen Macht und der Souveränität der Nation, und das Fallbeil, welches Ludwig XVI. um einen Kopf kürzer machte, entschied zugleich diese tragische Debatte. Tatsache ist, dass von diesem Moment an eine Rückkehr zur Monarchie nur verbunden mit einer Schuldsprechung Frankreichs möglich war, und dass umgekehrt die Anerkennung der nationalen Souveränität es erforderte, auch die Strafe, die den Verrat des Königs geahndet hatte, für gerecht zu erkennen.

Gewiss war es für das französische Volk eine schwere Prüfung, zu einer solchen Entscheidung gezwungen gewesen zu sein. Uns ihr zu entziehen, steht wie gesagt nicht mehr in unserer Macht. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass die Nation im Ganzen gesehen ihre Wahl getroffen, dass sie sich für die Gleichheit vor dem Gesetz und für die nationale Souveränität ausgesprochen hat. Unglücklicherweise hat es eine Minderheit abgelehnt, sich dieser Entscheidung zu beugen. Ein Teil der Bevölkerung bestand darauf, um jeden Preis die Privilegien einer höheren Klasse einzufordern. Ein anderer – grösserer – glaubte, die auf dem Privileg gegründete Gesellschaftsordnung hätte geheiligten Charakter und liesse sich nicht straflos abschaffen. So bildete sich in Frankreich eine Fraktion heraus, die sich gegen den Lauf der Geschichte stellte, eine Fraktion, die immer wieder besiegt wurde und die, verbittert ob ihrer Niederlagen, immer mehr dazu überging, gegen die Nation zu denken und zu fühlen, bis sie schliesslich ihr Heil einzig noch in den Katastrophen Frankreichs zu sehen vermochte. Bereits 1814 und 1815 hatte sie den Einmarsch fremder Truppen als eine Gelegenheit begrüsst, zusammen mit der Monarchie auch die Gesellschaftsordnung wiederherzustellen, die diese für sie symbolisierte. In der Folge versuchte sie, diese Ordnung durch eine Politik aufrechtzuerhalten, welche in derart krassem Widerspruch zur öffentlichen Meinung stand, dass drei Tage genügten, um die restaurierte Monarchie zu stürzen, ohne dass sich im Land auch nur einer zu ihrer Verteidigung erhoben hätte.

Die Katastrophe von 1870, die einmal mehr zu einem Machtvakuum führte, brachte die Frage klarer denn je zuvor auf die Tagesordnung. Der Thronprätendent, der Graf von Chambord, verknüpfte in unvergesslicher Weise die monarchische Idee mit der konterrevolutionären Tradition: Was ihm vorschwebte, war eine hierarchisierte, auf den göttlichen Willen gegründete Gesellschaft ohne jeglichen Bezug zur Nation. Mit diesem Gedanken

beanspruchte und verspielte er die Krone; im Verlauf einer langen und friedlichen, ohne Gewalttätigkeiten geführten Debatte sprach sich die Nation in ganz eindeutiger und wohlbedachter Weise für die Republik aus. Seitdem ist viel Zeit verfllossen, und so manche Illusionen mögen entstanden sein. Man mochte glauben, die herrschenden Klassen Frankreichs, die doch die Armee und die grossen staatlichen Behörden im Griff hatten, hätten den Patriotismus für ihre Zwecke gepachtet und ihre verräterische Vergangenheit vollständig abgestreift. Ein Irrtum, der nur zu bald zerstreut war. Der Patriotismus der Aristokraten erwies sich als eine Haltung, die darauf zielte, das Volk dem Staat zu unterwerfen, solange sie dessen Zügel selbst in Händen hielten. Sobald sie fürchten mussten – wie im Jahre 1932 –, die Zügel könnten ihnen entgleiten, und sobald sich ihre Befürchtungen bewahrheiteten – nämlich 1936 –, fanden sie sich wieder instinktiv bereit, gegen ihr eigenes Volk das Ausland zu Hilfe zu rufen. Ihr Mangel an Siegeswillen erzeugte im ganzen Land eine Atmosphäre, die der Niederlage Vorschub leistete, und als es schliesslich so weit war, machten sie sich mit einer gewissen Erleichterung daran, unter der Fuchtel des Feindes und zu seinem Nutzen die Macht auszuüben.

Es ist unmöglich, diese Vergangenheit mit einem Federstrich auszulöschen. Ob man will oder nicht: Die Monarchie hat in den Augen ganz Frankreichs eine genau bestimmte Bedeutung angenommen. Wie jedes Regime ist sie das Regime ihrer Anhänger, das Regime jener Franzosen, die den Sieg nur gegen Frankreich anstreben, die sich von ihren Mitbürgern abheben und sie regelrecht beherrschen wollen. Da sie wissen, dass diese Art von Beherrschung nicht akzeptiert würde, wollen sie sie *gegen* das Volk durchsetzen, um es zu knechten und zu unterjochen, und keineswegs zu seinem Vorteil. Kein Mensch, so offen und sympathisch er auch sein mag, vermag daran etwas zu ändern.

In der Republik dagegen sehen die Franzosen die Herrschaft aller, sie ist jene grosse Idee, welche die Gefühle des Volkes jedesmal aufs Neue erregte, wenn das Schicksal der Nation auf dem Spiele stand. Sie war es, die 1793 die drohende Invasion abwehrte, die 1870 das Empfinden der Franzosen gegen den Feind mobilisierte und die während der vier langen Jahre von 1914 bis 1918 den Zusammenhalt aller Franzosen auch durch die schlimmsten Prüfungen hindurch gewahrt hat; ihre Triumphe sind Triumphe unseres Volkes, ihre Niederlagen unser Schmerz. Wann immer es gelungen war, den Franzosen ihr Vertrauen in die Republik zu nehmen, hatten sie jeden Enthusiasmus und jedes Feuer verloren, liessen sie sich bereits von der blossen Vorstellung der Niederlage entmutigen; wann immer aber sie sich gegen das feindliche Joch erhoben, kam ihnen spontan der Ruf «Vive la République!» wieder auf die Lippen. Die Republik ist die Herrschaftsform des Volkes. Das Volk, das sich selbst befreit haben wird, und zwar in gemeinsamer Anstrengung aller, wird sich seine Freiheit nur durch die ständige Wachsamkeit aller bewahren können. Heute liefern uns die Tatsachen einmal mehr den Beweis dafür, dass nationale Unabhängigkeit nach aussen und Freiheit nach innen untrennbar miteinander verbunden sind: Sie sind das Ergebnis ein und derselben Bewegung. Diejenigen, die dem Volk um jeden Preis einen Herrn aufzwingen wollen, werden über kurz oder lang bereit sein, diesen Herrn von draussen zu holen. Es gibt keine Freiheit des Volkes ohne Souveränität des Volkes, das heisst ohne Republik.

(Erstveröffentlichung unter dem Titel «Réponse d'un historien» in: *Les Cahiers politiques*, organe clandestin du C.G.E. [Comité général d'études de la Résistance], Nr. 2, Juli 1943, S. 9 ff.)

Die wahre Zeit der Richter

Die Neuerscheinung eines kleinen Büchleins ist zu vermelden, das bei den Buchhändlern bereits reissenden Absatz findet: *La saison des juges* von Anatole de Monzie. Das Talent, mit dem es geschrieben ist, wird man dem Autor nicht bestreiten können, auch wenn wir es ansonsten in ärgerlicher oder unnützer Weise angewendet fanden. Weder der teuflischste Witz noch die eleganteste Bosheit allein hätten ausgereicht, der Schrift zu einem derartigen Erfolg zu verhelfen. Das Buch gefällt in erster Linie deshalb, weil es einer Art kollektiver Verdrängung endlich Befriedigung verschafft. Denn was uns hier vorliegt, ist von vorn bis hinten ein einziges Pamphlet gegen das polizeistaatliche Vichy-Regime. Und was für ein Pamphlet! Nicht einmal vor der Person des Marschalls macht es halt, den es perfiderweise durch eine Nicht-nennung straft, die beleidigender ist, als es die offene Invective je sein könnte. Man stelle sich das einmal vor: Wer schwarz auf weiss lesen wollte, was allenthalben über die täglich schlimmer werdende Willkür gedacht wird, war bisher auf kleine Untergrundblättchen angewiesen, die nur unter der Hand verbreitet wurden; fortan kann auch der bänglichste Franzose dergleichen für 23,50 Francs im Buchladen an der nächsten Ecke erwerben. Wen wundert's, wenn sich das Publikum nach Herzenslust bedient? Dass ein solches Buch bis in die Südzone hinein öffentlich zum Verkauf feilgeboten wird, dass Vichy nicht den Mut oder nicht die Erlaubnis besass, es zu verbieten: fürwahr, ein merkwürdiges Zeichen der Zeit!

Doch hüten wir uns, hier von Mut und von Selbstlosigkeit zu sprechen. Allein der Name Monsieur de Monzies sollte genügen, uns gegen eine solche Versuchung zu wappnen. Das Buch ist ein Bewerbungsschreiben. Es grenzt an Verrat.

Indem Monsieur de Monzie, den seine Bekannten gern als «altes Freudenmädchen» behandeln, dem einhelligen Abscheu der Franzosen gegen die drückende Despotie schmeichelt, hofft er, seine politische Jungfräulichkeit zurückzugewinnen. Allein, um an die Macht zu gelangen, setzt er in erster Linie auf die Deutschen: Genau wie ein Doriot* oder ein Bucard** verspricht er sich politische Unterstützung von unseren Feinden. Dass er sich dabei anderer Fraktionen bedient als diese, soll uns wenig kümmern. Unser Hass verbietet uns, zwischen einem Abetz*** oder einem Himmler zu unterscheiden. Gleich dem elenden Journalisten von *L'Œuvre* oder vom *Matin***** erlaubt er sich gegenüber Vichy eine Unabhängigkeit, die durch umso grössere Servilität gegenüber Berlin erkaufte ist. Wenn er den Prozess von Riom *** ** geisselt, so tut er es, indem er als positiven Vergleich jenen deutschen «Stolz» bemüht, der sich seinerzeit weigerte, die Schuldigen von 1914 auszuliefern. Wenn er gegen die Übergriffe der Vichy-Polizei zu Felde zieht, so kann er sich solche Offenheit nur leisten, weil er gleichzeitig die Verbrechen der Gestapo mit

* Zu Doriot siehe *A.d.Ü.* auf S. 199.

** Marcel Bucard (1895-1946): 1933 Gründer der faschistischen Bewegung des «Francisme», 1941 Mitbegründer der *Légion des volontaires français contre le bolchevisme*, nach der Befreiung hingerichtet als Kollaborateur. *A.d.Ü.*

*** Otto Abetz (1903-1958): von 1940-1944 deutscher Botschafter in Paris. *A.d.Ü.*

**** Gemeint ist Marcel Déat (1894-1955): Ursprünglich Sozialist und Pazifist, der für eine Annäherung an Deutschland eintrat, Verfasser des berühmten Artikels «Faut-il mourir pour Danzig?», wurde unter Vichy zu einem entschiedenen Kollaborateur. *A.d.Ü.*

***** Auf Betreiben der Nazi-Besatzer wurde im Februar 1942 in Riom ein Prozess gegen die Verantwortlichen der militärischen Niederlage Frankreichs eröffnet, bei dem u.a. Daladier, Blum, Reynaud und General Gamelin angeklagt waren. Als das Verfahren zu einem Prozess gegen das Vichy-Regime auszuarten drohte, wurde es nach zweimonatiger Dauer auf Befehl Hitlers eingestellt. *A.d.Ü.*

Schweigen übergeht. Dieses Schweigen liesse sich leichter verzeihen, wenn es denn wenigstens vollständig wäre. Doch wie es bisweilen den trickreichsten Sophisten widerfährt, ist auch Monsieur de Monzie seinen eigenen Raffinessen zum Opfer gefallen: Er wollte mehr als nur schweigen, und also hielt er es für angebracht, auch der Gestapo ein paar Seiten zu widmen. Sie taucht bei ihm in Gestalt jenes gemütlichen Gefängnisses von Langon auf, in dem der Verfasser, nachdem er sich irgendeines harmlosen Vergehens bei der Überschreitung der Demarkationslinie schuldig gemacht hatte, offenbar eine ganze Nacht zubringen musste. Ein treffendes Bild, nicht wahr, für jene Konzentrationslager, Verhörkeller und Folterkammern, die den Märtyrern der Résistance vorbehalten sind? Ich frage euch, Angehörige unserer Toten: Wie denkt ihr darüber?

Doch halten wir uns nicht weiter damit auf, diese Manöver zu entlarven, die vor lauter Subtilität beinahe wieder aufrichtig sind. Unterlassen wir es auch, Monsieur de Monzie zu fragen, wie sich seiner Meinung nach das aus dem Waffenstillstand hervorgegangene Regime ohne Rückgriff auf polizeistaatliche Repressionen hätte halten sollen. Führern, die vom Volk anerkannt sind, mag liberale Politik ein leichtes sein. Worauf aber sollte ein Regime, welches die Mehrheit der Regierten verachtet, sich stützen, wenn es nicht wenigstens ihre Sklavenaufseher zur Verfügung hätte? Worauf Leute wie Peyrouton*, Pucheu** und Bousquet* ohne

* Marcel Peyrouton, ehemaliger Generalgouverneur von Algerien, als Innenminister von Vichy seit Sept. 1940 führend an der antisemitischen Gesetzgebung beteiligt, von 1942 bis 1943 wieder – von den Alliierten eingesetzt – Generalgouverneur von Algerien. *A.d.Ü.*

** Pierre Pucheu (1899-1944), Feuerkreuzler, später Mitglied des Parti Populaire Français, war im Kabinett Darlan erst Industrie-, dann Innenminister. Zeichnete sich durch besonders brutale Verfolgung der Résistance, zumal der kommunistischen, aus. *A.d.Ü.*

Weiteres antworten würden: «Wenn ihr erst einmal in die Kapitulation eingewilligt habt – und ihr habt schliesslich applaudiert –, wenn ihr erst einmal die Kollaboration akzeptiert habt – und ihr habt es lediglich bedauert, dass ihr nicht an ihrer Spitze standet: Was hättet ihr dann an unserer Stelle anderes getan, ausser euch vielleicht ein wenig scheinheiliger aufzuführen?» Noch einmal: All das können wir als Tagespolitik von heute beiseite lassen. Für uns von den *Cahiers*, die aus Prinzip auf das Morgen gerichtet sind, ist das Buch allerdings dort von Interesse, wo es sich um eine Auseinandersetzung mit der Zukunft bemüht. Schlägt es doch ein Programm vor, welches offensichtlich über die unmittelbare Gegenwart hinausweist. Es lässt sich in einem Wort zusammenfassen: Nachsicht.

Nachsicht zunächst einmal im Innern. Für alle wahren oder vermeintlichen Schuldigen, für die echten Bösen wie für die zu Unrecht verfolgten Guten eine umfassende Amnestie, ein gigantisches Generalpardon: für die Schwarzhändler (Monsieur de Monzie, der wohl weiss, wie man zu Geschworenen spricht, nimmt sich vor allem der kleinen Fische an; die grossen werden schon davonkommen); für die Gegner Vichys von heute, zumindest soweit sich die Gestapo ihrer nicht direkt annimmt, und für seine Helfershelfer von morgen; für die Politiker der Vorkriegszeit, ungeachtet der Fehler, die sie gemacht haben mögen; für die Verräter, wenn diese ihrerseits von den Höhen der Macht gestürzt sein werden. Natürlich spielt dabei Gerissenheit mit, für die es ganz persönliche Gründe gibt. Es ist der Köder, mit dem das Volk

* René Bousquet (geb. 1909) war als Polizeichef von Vichy vor allem für Juden-Deportationen verantwortlich, machte nach dem Krieg Karriere als Bankier. Die Eröffnung eines Verfahrens wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurde 1989 auf höhere Weisung unterbunden, was massive Proteste zur Folge hatte. Die Diskussion in der französischen Öffentlichkeit über diesen (Nicht-)Prozess dauert an. *A.d.Ü.*

eingefangen werden soll, ein Volk, von dem Monsieur de Monzie annimmt, es sei viel zu erschöpft, um sich nicht bereitwillig auf bequeme Lösungen einzulassen. Für Monsieur de Monzie selbst wäre dies die beste Sicherheitsgarantie: Was auch immer man ihm vorwerfen mag ob seiner Aktivitäten vor 1939 oder wegen der Rolle, die er seit dem Waffenstillstand gespielt hat, schon jetzt hört man, wie er sich aufplustert: «Aber ich bitte Sie! Wissen Sie denn nicht, dass wir uns alle miteinander versöhnt haben?» Sagen wir es ganz offen: Diese weichliche Neigung zur Gnade ist vermutlich noch die ehrlichste Regung, die sich bei einem alten Ränkeschmied ausmachen lässt. Um sich empören und um strafen zu können, muss man ein wenig an das glauben, was unsere Altvorderen von 1793 in ihrer unverblühten Sprache die Tugend nannten. Aber diese Art Fanatismus wird Monsieur de Monzie gewiss niemand zum Vorwurf machen.

Im Übrigen ist das Unternehmen leicht zu durchschauen: Auch wenn es explizit so nirgends steht, soll sich dieser allumfassende *baiser Lamourette** nach Monsieur de Monzies Vorstellungen nicht nur auf Frankreich beschränken. Schliesslich gibt es in Deutschland Männer, die intelligent genug sind, um bereits jetzt zu wissen, dass die Niederlage unausweichlich ist. Das Einzige, worum es ihnen jetzt noch geht, ist, den Schaden in Grenzen zu halten. Die erste Bedingung dafür scheint ihnen zu sein, Vichy für die Alliierten akzeptabel zu machen. Ein despotisches Vichy verscherzt sich jegliche Sympathie, aber ein gemässigt, gutartiges Vichy, das mit schwacher Hand über ein entkräftetes Frankreich regieren würde – wäre das nicht ein ideales Übergangs-

* Anspielung auf die Szene der allgemeinen Verbrüderung zwischen den Deputierten der Gesetzgebenden Versammlung vom 7. Juli 1792, die sich nach einer Rede des Abbé Lamourette alle umarmten – während die österreichisch-preussischen Koalitionsheere auf Paris marschierten. *A.d.Ü.*

regime für den Frieden? Für einen Frieden, wohlgerne, der seinerseits genauso weichlich wäre, ein Frieden, bei dem es weder Sieger noch Besiegte gäbe; ein «weisser» Frieden. Mit einem Wort: jener Frieden, wie ihn die deutschen Freunde von Monsieur de Monzie sich sehnlichst wünschen, wobei er selbst, wie er aus seiner Umgebung hören lässt, den «Notar» zu spielen hofft.

Muss man angesichts eines solchen Programms noch Stellung beziehen? Die Antwort ist bereits gegeben. Der Idee des weissen Friedens haben die alliierten Regierungen eine Abfuhr erteilt, und zwar durch ihre Forderung nach bedingungsloser Kapitulation. Auf die Idee des falschen inneren Friedens hat unsere Regierung, das *Comité National de la Libération*, mit der Forderung reagiert, Anklage zu erheben gegen Pétain und seine Vasallen. Einheit unter Franzosen? Einverstanden. Aber unter wahren Franzosen, bitte sehr. Nicht nur entspricht die Bestrafung der Verräter einem tiefen und legitimen Bedürfnis des Volksgewissens, das man nicht enttäuschen kann, ohne langanhaltende und gefährliche Bitterkeit hervorzurufen: Versöhnung der Schlächter von Châteaubriant* mit den Angehörigen ihrer Opfer – wäre das wirklich vorstellbar? Überdies wird diese gerechte Bestrafung für uns die einzige Möglichkeit sein, unsere Ehre zu rächen: nicht nur vor uns selbst, sondern auch vor der Welt. Natürlich wird sie den jeweiligen Vergehen angemessen sein; sie wird die Mitläufer nicht verwechseln mit jenen, die im klaren Bewusstsein ihrer Schuld gehandelt haben; sie wird mit Augenmass und Verhältnismässigkeit angewandt werden. Dort aber, wo es nötig ist, wird sie hart sein. So wird sie uns reinwaschen von jeglicher Komplizenschaft mit den Elenden, die es gewagt haben, den erstaunten

* In Châteaubriant, Département Loire-Atlantique, hatten die deutschen Besatzer ein Lager für politische Gefangene eingerichtet, in dem am 22.10.1941, nach einem Attentat auf einen Nazi-Offizier in Nantes, siebenundzwanzig Geiseln, allesamt Kommunisten, ermordet wurden. *A.d.Ü.*

Völkern das trügerische Bild eines militärisch und moralisch gedemütigten Frankreich zu präsentieren. Nicht dieses Frankreich ist es, von dem unsere Freunde erwarten, dass es morgen seinen gebührenden Platz unter den Nationen einnimmt. Das Frankreich der Erneuerung wird ein tatkräftiges und unnachsichtiges Frankreich sein, ein Frankreich, das jegliche Solidarität mit jenen, die es verkauft, verhöhnt, gemeuchelt haben, kategorisch zurückweisen wird, das keinerlei Gnade gegenüber den Verbrechen der Vergangenheit kennen und sich deshalb nicht scheuen wird, auch nachträglich die ganze Strenge gerechter, die Gemeinschaft schützender Gesetze auf jene Nutzniesser anzuwenden, denen Monsieur de Monzie seine herzergreifende Fürsorge angedeihen lässt. Nein, Monsieur de Monzie, wir sind längst nicht so ermatet, wie Sie vielleicht glauben: der Krieg und die Résistance, jener Widerstand, der die überwältigende Mehrheit unseres Volkes immer stärker vereint, haben bei uns den revolutionären Geist entfacht, der auf seine Weise ein Geist der Liebe ist, aber gewiss kein Geist der Schwäche. Sie haben den falschen Zeitpunkt gewählt, um Ihre «Zeit der Richter» auszurufen. Im Augenblick herrscht bei uns erst die Zeit der Kerkermeister. Die wahre Zeit der Richter steht uns, mit Verlaub, noch bevor: Sie wird morgen anbrechen, und es wird die Zeit der gerechten Richter sein.

(Erstveröffentlichung in *Les Cahiers politiques*, Nr. 4, November 1943, S. 28 ff.)

Ein Philosoph in feiner Gesellschaft

Den Helden der westlichen Welt kennen wir bereits. Heute sehen wir den Zauberer der sittlichen Ordnung. Ich habe die Ehre, Ihnen Monsieur Albert Rivaud vorzustellen, Mitglied des Institut de France, Professor an der Sorbonne und an der Ecole libre des Sciences Politiques, Mitarbeiter der Zeitschrift *Capital* und der *Revue des Deux Mondes*, ehemaliger Unterrichtsminister. Ein Mann, ein Kopf, eine Doktrin!

In einer neueren Nummer der *Revue des Deux Mondes* (vom 1. November 1943) hat uns Monsieur Rivaud, der sich hier zum Auguren ausruft, eine tiefeschürfende Studie über den Philosophieunterricht an unseren Schulen angedeihen lassen, eine Studie über die schlimmen Zeitläufte, über die Verantwortung der Lehrer und über die Möglichkeit, diese zu Trägern der staatlichen Ordnungsorgane zu machen. Wohl gemerkt, er spricht als Fachmann, das heisst als Denker. Das Grundübel des Unterrichtswesens rührt also seiner Auffassung nach daher, dass die Republik Leute an die Bildung herangeführt und mit ihrer Verbreitung beauftragt hatte, die nichts besaßen und eben deshalb auch nicht den Stoff zu einem solchen Privileg mitbrachten. Wie sagte doch bereits Thiers? Bildung ist «der Beginn des Wohlstands», und deshalb darf sie nicht jedem beliebigen gewährt werden. Diese heilsame Ermahnung wurde in den Wind geschlagen. Und jetzt haben wir den Salat! Anstatt im ganzen Lande die ihnen zuge dachte Rolle von Propagandisten einer gesunden Lehre zu spielen, wurden die jungen «agrégés» der Philosophie, die man vor eilig ins Geheimnis der Götter eingeweiht hatte, zu den grössten Unruhestiftern, die sich erdreisteten, von der Staatsmacht Rechenschaft zu fordern, die immer wieder auf der sozialen Ungerechtigkeit herumritten und selbst die heiligsten Prinzipien in

Frage stellten. Manche unter ihnen schreckten nicht einmal davor zurück, Forderungen aus dem Volke theoretisch zu untermauern, und einige glitten gar in den Kommunismus ab. Monsieur Rivaud versteigt sich zwar nicht zu der Behauptung, die Niederlage sei das unselige Ergebnis dieser Perversionen des akademischen Denkens. Aber immerhin habe der Philosophieunterricht zum Ruin Frankreichs beigetragen. Es empfiehlt sich also, die günstige Gelegenheit beim Schopf zu packen und diesem Treiben einen Riegel vorzuschieben. Monsieur Rivaud hat auch schon einen konstruktiven Plan parat. Aufgabe des Philosophielehrers wird es fortan nicht mehr sein, seine Schüler zu einer kritischen Prüfung der Ideen und Institutionen anzuleiten, sondern ihnen jene Prinzipien einzutrichern, aus denen starke Länder erwachsen: Respekt vor dem Bestehenden und Ermahnung zum Gehorsam. Ein Programm, von dem Victor Cousin* hellauf begeistert gewesen wäre, hatte er doch seinerzeit aus der Philosophie-«agrégation» ein Instrument gemacht, die Religion der sittlichen Ordnung, also das, was Edouard Herriot eines Tages gestreich als den «konstitutionellen Spiritualismus» bezeichnete, in den Köpfen der Intelligenz zu verankern.

Zur Erteilung dieses erlesenen Unterrichts bedarf es natürlich einer ausreichend starken und ideologisch verlässlichen Elite. Wie soll man sie sich beschaffen? Nichts einfacher als das: Fortan werden die Lehrer entsprechend der Rolle, die sie spielen sollen, ausgewählt. Schluss mit diesen Aufnahmeprüfungen, die nur qualifizierten Kandidaten offenstehen und bei denen vernunftbegabte Wesen miteinander in Wettstreit treten! Weg mit diesen barbarischen Verfahren, bei denen die wahre Elite auf der Strecke bleibt! So früh wie möglich muss man bestrebt sein, aus der Masse der

* Philosoph und Politiker (1792-1867), führender Vertreter der spiritualistischen Schule, die vor allem während der Julimonarchie grossen Einfluss hatte. *A.d.Ü.*

jungen Franzosen die künftigen Hüter der reinen Lehre herauszuziehen. Man wird sie im Auge behalten, wird sie fördern, sie begünstigen, und es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn es dem Vorsitzenden des akademischen Auswahlgremiums, der natürlich ein zuverlässiger Mann ist (vielleicht Monsieur Rivaud höchstpersönlich?), nach Akteneinsicht nicht gelingen sollte, die Spreu vom Weizen zu trennen. Die Widerspenstigen werden ausgeschieden. Nur Bürgern, die als moralisch einwandfrei gelten, wird die Ehre des Unterrichts zuteilwerden.

Diese starke Lehre wird uns in einer gesitteten und doch von geistreichen Einfällen sprühenden Prosa vorgetragen, die nicht zuletzt durch eine zarte Anspielung auf die Juden glänzt. Es wäre falsch, auf derlei zu verzichten. Das kostet wenig und macht sich im Augenblick gut. Ein Mann in feiner Gesellschaft kann es sich nicht erlauben, dieses Detail auszulassen, soll es nicht so aussehen, als verstiesse er gegen die Etikette. In den Kerkern der Gestapo wird zu diesem Zweck gefoltert und massakriert. In akademischen Kreisen trägt man das wie einen Fingerring oder eine Lorgnette. Natürlich nennt man keine Namen. Das wissenschaftliche Denken spricht von den Eigenschaften des Dreiecks im Allgemeinen und nicht von dem Dreieck, das eine Hand auf die Tafel zeichnet. Dass eine ganze Reihe jüdischer Professoren wegen ihrer übergrossen Liebe zu Frankreich in deutschen Lagern gefangengehalten oder in Frankreich verfolgt werden, fällt kaum ins Gewicht. Aber an wen denkt Monsieur Rivaud überhaupt? An Henri Bergson oder an Léon Brunschvicg? Wohl kaum; eher schon an junge «agrégés». Aber wer ist gemeint? Monsieur Rivaud spielt den Wissenden: «Suchet, so werdet ihr finden. Und wenn ihr nicht findet, so behalte ich dennoch recht, da ich ja niemanden genannt habe. Aber ich weiss, wovon ich rede.» Ganz schön geschickt! Allein, der Geschicklichkeit, die unbestreitbar ist, mangelt es an Grösse. Worin unterscheidet sich Monsieur

Rivaud also von einem Gauleiter, der erklärt, der Krieg von 1914 sei von den «Juden und ihrer Clique» angezettelt worden? Der Unterschied liegt in Nuancen. Aber ist das nuancierte Denken nicht gerade ein Privileg des französischen Geistes? Der geifernde Sklavenhalter-Ton eines Déat* ist noch leichter zu ertragen als die gepflegte Zurückhaltung, die diplomatische Nichtnennung oder die perfide Andeutung, die ihr Gift verströmt, ohne Spuren zu hinterlassen. Das ist nicht schön, Herr Minister! Bei Ihnen fühlt sich der Leser unweigerlich an das «psycharion», an jenes böse Seelchen erinnert, von dem Platon an einer Stelle kurz spricht (*Der Staat*, VII, 519a, Herr Professor).

Freilich, Monsieur Rivaud schlägt hier nicht so sehr den Ton des Professors an als vielmehr den des Staatsmanns. Noblesse oblige. Schliesslich birgt dieses eminente Hirn die grossen Projekte, die Endzwecke, die konstruktiven Ideen, die Definition jener Hierarchien, die zu unser aller Wohl unerlässlich sind. Wieviel kurzsichtiger ist da doch das Volk: Es will Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, das Ende der Unterdrückung – und zwar sofort. Worauf der Augur entsetzt sein Antlitz verhüllt: «Unglückliche! Seht ihr denn nicht, dass das, was ihr fordert, das Ende von allem bedeutet? Das Ende von allem, sage ich euch, doch ihr wollt nicht hören!» Nun gut, es lässt sich nicht leugnen, dass das Werk des Zerbrechers von Privilegien etwas Barbarisches hat, etwas «Asiatisches», wie Sie sagen würden. Gleichwohl bedarf es der Arme des ewigen Caliban, um den Baum zu schütteln, in dessen Wipfeln sich Monsieur Rivaud niedergelassen hat. Die Warnrufe der Herrschenden haben freilich Revolutionen noch nie verhindert, und so rettet sich Cassandra in den Sarkasmus: «Ihr wollt es? Also bitte, ihr werdet sehen, was ihr davon habt. Ihr werdet lediglich eure Herren wechseln und ein Verlustgeschäft dabei machen.» Wer von uns kennt sie nicht, diese säuerliche Predigt?

* Zu Déat siehe *A.d.Ü.* auf S. 246.

Man darf sich nicht davon beeindrucken lassen. Der Ausbeuter wird niemals aufhören, die Sklaven zum Sklavendienst anzutreiben und die Herrschaft zu festigen. Philippe Henriot* argumentiert nicht anders: «Was wollt ihr eigentlich? Ihr seid doch beinahe glücklich in eurer Knechtschaft. Wie könnt ihr nur so verrückt sein, Befreiung zu verlangen? Diese Ketten, unter denen ihr stöhnt, bewahren euch doch nur davor, in den Abgrund zu stürzen!» Ein hoher Beamter sagte eines Tages in mitfühlendem Tonfall zu mir: «Eine Revolution geht doch nur wieder auf Kosten der kleinen Leute, die auf der Strasse abgeschlachtet werden und zu Hause hungern müssen! Die grossen haben ihre Vorräte und werden sich schon in Sicherheit zu bringen wissen. Belassen wir's also lieber beim Alten!» Der gute Beamte ist sich seiner Sache vermutlich gar nicht so sicher. In Wirklichkeit sind es seine eigenen Befürchtungen, die er in den Mantel der Nächstenliebe hüllt, genauso wie er sie in Doktrinen zu kleiden weiss, verstand er sich doch schon immer darauf, sein Eigeninteresse als Erkenntnis auszugeben. Genaugenommen ist er sogar ehrlich, denn in seinem Denken sind Interesse und Erkenntnis schon so lange miteinander verquickt, dass es ihm nachgerade unmöglich geworden ist, in diesem perfekten Gemisch noch zu unterscheiden, was Interesse und was Erkenntnis ist. Glauben Sie mir, es ist ein redlicher Mann, der seinen wohlmeinenden, vorbildlichen und in jeder Hinsicht erbaulichen Aufsatz termingerecht bei der sehr konservativen Zeitschrift abliefern.

Als Philosoph, der Sie sind, verweise ich Sie auf Platon, für den die Ehre des Menschen darin besteht, nur das zu tun, was die Idee «will». Dies schöne Wort findet sich in seinem Werk *Der Sophist*. Ich verweise Sie auf Descartes, der keine andere Regel

* Rechtsextremistischer Kollaborateur, kurz vor der Befreiung von der Résistance hingerichtet. A.d.Ü.

kannte als die furchtlos, freizügig gedachte Idee. Ich verweise Sie auf Spinoza, für den es nur eine Tugend gibt, nämlich für die Wahrheit zu leben: «Utopisten, werden Sie sagen, und ich kenne Sie nur allzu gut.» Eben, es sind die Utopien, die letzten Endes der Realität zum Durchbruch verhelfen. Was etwa wäre utopischer als die Idee, in einem geknechteten und gründlich gedemütigten Land einen aussichtslosen, umfassenden Aufstandsversuch von Freiwilligen zu organisieren? Und doch wurde aus dieser Idee schliesslich die Résistance geboren. Was wäre utopischer als der Maquis, ein heroischer Wahn, aber ein jugendlicher Wahn. Und so, kraft Überzeugung, wird der Maquis zur Wirklichkeit. Er existiert. Er wird zu einem konkreten Faktor bei der Gestaltung der Zukunft. Sind Sie Christ? Dann frage ich Sie: Gibt es etwas Utopischeres als das ungescheut verkündete Nahen eines Reichs des Geistes, welches die Begehrlichkeiten und die Mächtigen gering achten wird? Sogar die Kommunisten können dieser zukünftigen Ordnung etwas abgewinnen: Wird nicht die freie Entfaltung jedes Einzelnen die Bedingung für die freie Entfaltung aller sein? Fraglos werden sie sich den Luxus leisten, hierin auch ein Ergebnis der allgemeinen Entwicklung zu sehen. Aber haben Sie nicht mit Ihrer Gelehrsamkeit sie in diesem Punkt längst widerlegt? Und dennoch: Die Zukunft hat schon begonnen, getragen von der unverbrüchlichen Einheit der Menschen guten Willens. Angesichts dieser Tatsache bleibt Ihnen nur die eine Möglichkeit, jedes Freiheitsstreben zu diffamieren, indem Sie in akademischer Manier darlegen, dass die Kräfte der Freiheit auch die Kräfte der Verderbnis sind und dass alles immer nur noch schlimmer wird. Für Sie allerdings, und das ist nur recht und billig. Das Frankreich von morgen, das nicht mit akademischen Artigkeiten vorbereitet wird, sondern mit dem Mut derjenigen, die für die Gerechtigkeit zu fechten wagen, wird andere Diener brauchen als die weihrauchenden Ministranten des Gottes der bestehenden Ordnung von

der Sie ja im Übrigen meinen, dass sie immer noch nicht solide genug sei.

Den Feind des Volkes erkennt man am Kern der Doktrin, die er verkündet. Es bedarf keiner grossen Anstrengungen, ihn dazu zu bringen, den Kern der Sache zu offenbaren: worum es eigentlich geht, nämlich dass die Revolution ein Wahnsinn ist, dass das Volk nicht weiss, was ihm guttut, dass man es wieder disziplinieren und nach den Leitsternen lenken muss, welche wohl den akademischen Auguren leuchten, für unsereinen aber, für den Bauern, den Arbeiter, für die kleinen Leute unsichtbar bleiben. Nun gibt es zwei Arten von Volksfeinden: diejenigen, die herumbrüllen, und diejenigen, die sich dazu zu fein sind. Monsieur Rivaud gehört zur zweiten Kategorie. Dieser Schönredner, den die Geschliffenheit seiner Worte für literarische Zirkel prädestiniert, löst bei den Wohlmeinenden schieres Ergötzen aus. «Er hat so viel zu sagen. Ein glänzender Redner. Und wie geistreich er ist, nicht wahr! Vor allem aber: welch eine überzeugende Doktrin!» Scharlatan...

(Erstveröffentlichung in *Les Cahiers politiques*, Nr. 5, Januar 1944, S.27ff.)

Bemerkungen zu einem allzu unbekanntem Buch

1938 erschien im Militärverlag Berger-Levrault ein Buch von General Chauvineau mit dem Titel *Une invasion – est-elle encore possible?* Wie aufgrund der Formulierung der Frage schon zu vermuten war, fiel die Antwort negativ aus. Obwohl es neu aufgelegt wurde (uns liegt die zweite Ausgabe von 1940 vor), ist das Werk noch weitgehend unbekannt. Dennoch ist es im Buchhandel noch vorrätig, wie wir selbst feststellen konnten. Es sieht so aus, als hätten die Ereignisse von 1940 die Autoren zu einer gewissen Diskretion bewogen.

Dabei ist die Lektüre dieses Werks hochinteressant. Vom rein historischen Standpunkt aus ist es immerhin wichtig zu wissen, welche technischen Konzeptionen die Generalstäbe der französischen Armee am Vorabend unserer Katastrophen hatten, und das Buch von General Chauvineau scheint die Geisteshaltung dieses Milieus sehr genau zu reflektieren.

Vor allem aber enthält es ein Vorwort von Marschall Pétain. Niemand, der bemerkt hat, wie vorsichtig der Marschall agiert, welche Geheimniskrämerei er um seine Initiativen treibt und wie wenig er geneigt ist, Verantwortung auf höchster Ebene zu tragen, wird umhinkönnen, diesem Umstand erhebliches Gewicht beizumessen. Seine eigentliche Bedeutung erhält es aber erst, wenn man berücksichtigt, dass dieses Vorwort alles andere ist als ein Akt der Gefälligkeit. Die ungewöhnliche Länge (17 Seiten), die Sorgfalt, mit der der Marschall die Theorien General Chauvineaus resümiert, die diskrete, jedoch eindeutige Sympathie, die er für die Schlussfolgerungen des Verfassers bekundet¹, lassen – trotz gewisser Vorbehalte, die lediglich dazu dienen, ihn gegebenenfalls von Verantwortlichkeit freizusprechen – vermuten, dass

der Marschall weit mehr getan hat, als das Werk vor der Öffentlichkeit abzusegnen. Ja, man fragt sich, ob es nicht letztlich auf seine Initiative zurückgeht und ob nicht General Chauvineau hier als blosses Sprachrohr fungiert, das der Öffentlichkeit die tieferen Gedanken des Herrn und Meisters mitzuteilen hat. Die Lektüre des letzten Absatzes des Vorworts (S. XXI) ist jedenfalls ganz dazu angetan, diesen Eindruck zu verstärken.

In dieselbe Richtung weist übrigens der ganze Text. Immer wieder stösst man auf Passagen, in denen General Chauvineau massive Kritik an Joffre und Foch übt, was ihm freilich erlaubt, die positive Rolle Pétains herauszustreichen. Man hat den Eindruck, dass er angesichts dieser militärischen Führer eindeutig Partei ergreift (so vor allem auf den Seiten 74 bis 83 und in dem Kapitel V mit dem bezeichnenden Titel «Eine bedeutende taktische Lehre»), und sein Buch scheint unter anderem zu dem Zweck geschrieben worden zu sein, alle von Joffre und Foch in ihren Memoiren geäusserten Kritiken an der militärischen Tätigkeit Marschall Pétains zu entkräften. Auch in dieser Hinsicht haben wir es hier mit einer Darlegung der Pétainschen Thesen zu tun.

In groben Zügen sind diese Thesen der Öffentlichkeit ja bereits bekannt. Als ehemaliger Lehrer in der Infanterieausbildung der École de Guerre (von 1908 bis 1910) und Spezialist für Fragen der Schiesstechnik setzt der Marschall auch heute noch ganz auf die Feuerkraft. General Chauvineau denkt ebenso. Er glaubt, dass es mit Hilfe der modernen Technik möglich ist, und zwar durch eine Kombination aus Befestigung und Feuerkraft, auf jedem beliebigen Abschnitt des Territoriums unüberwindliche Verteidigungspositionen entlang einer durchgehenden Frontlinie zu errichten. Damit gewinnt die Taktik gegenüber der Strategie so sehr an Bedeutung, dass diese praktisch keine Rolle mehr spielt.²

Diese überschwengliche Begeisterung für die Technik im Blick auf alles, was die Verteidigung betrifft, schlägt seltsamer-

weise in Verachtung um, sobald es um die Offensive geht. Alles, was in Kapitel II des zweiten Teils über den Sturmpanzer steht (S. 92 bis 109), lässt sich in der lapidaren Formel von Seite 131 zusammenfassen: «Was die Panzer betrifft, die die Kriege ja angeblich verkürzen sollten, so lässt sich nicht übersehen, dass sie total versagt haben.» Noch merkwürdiger fällt die Beurteilung des Flugzeugs aus. Laut General Chauvineau werden die Erfordernisse des Kampfes gegen die feindliche Luftwaffe jeden Staat dazu zwingen, immer stärkere und kostspieligere Kampfflugzeuge zu bauen, mit der Folge, dass sich ihre Zahl beträchtlich verringern und man aus Angst, sie zu verlieren, nicht mehr wagen wird, sie im Kampf einzusetzen, so dass ihnen dasselbe Schicksal beschieden sein wird wie zur See den Panzerkreuzern. General Chauvineau ist sich seiner Sache so sicher, dass er sogar schon das Ende der Luftflotte nahen sieht: «Es wird dahin kommen, dass unser Luftfahrtministerium enorm teure Maschinen, deren Zahl immer weiter abnimmt, an besonders gut geschützten Stellen stehenlässt, um sie für den Gegenschlag bereitzuhalten, denn die Luftstreitkräfte werden nicht mehr wagen, auf eigene Faust offensive Einsätze zu fliegen und dabei aufgerieben zu werden.» Der General, den seine Prophezeiung ganz offensichtlich mit Stolz erfüllt, scheut auch vor Ironie nicht zurück: «Freilich, die Stammtischstrategen werden, wenn sie eines Tages zehntausend Flugzeuge brauchen, um den Feind zu besiegen, diese auch dann immer noch in aller Seelenruhe aus dem Ärmel zaubern.» Sicherlich hat der General seitdem Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, dass die Flugzeuge, die Hamburg oder Köln bombardiert haben, wohl kaum von Stammtischen aufgestiegen sind.

Die Fakten haben General Chauvineau und damit auch Marschall Pétain, der die Voraussagen des Generals öffentlich unterstützt hatte, eindeutig widerlegt, so dass es sich nicht lohnt, weiter darauf herumzureiten. Nichts kann darüber hinwegtäuschen,

welch schwere Verantwortung für unsere Niederlagen diese Männer durch derlei Fehleinschätzungen auf sich geladen haben. Unter diesen Bedingungen ist es bitter, ansehen zu müssen, wie der Marschall Kampagnen mehr oder weniger offiziellen Charakters unterstützt, welche anderen vorwerfen, sie hätten Frankreich nicht genügend Panzer und Flugzeuge zur Verfügung gestellt, wo er sich doch selbst der Meinung jener angeschlossen hat, die den Flugzeugen und vor allem den Panzern jeden Wert absprachen. Doch auf diesen Punkt allein können sich die Schlussfolgerungen unserer Arbeit nicht beschränken; schliesslich ist das Buch General Chauvineaus, auch wenn man heute relativ wenig von ihm redet, gelesen worden. Es gibt keinen auch nur einigermaßen informierten Franzosen, dem von diesen «Fehlern» und von ihren militärischen Auswirkungen nichts zu Ohren gekommen wäre.

Hier berühren wir allerdings einen anderen Fragenkomplex, über den man bisher sehr viel weniger gesprochen hat. Die Originalität der Arbeit General Chauvineaus beruht nämlich nicht zuletzt darin, dass er sich keineswegs auf das Gebiet der Militärtechnik beschränkt. Nein, er verlässt es ganz bewusst, um sich auf das Terrain der Diplomatie zu begeben, und im letzten Teil seines Werks (von Seite 168 bis zum Schluss) entwirft er vor den Augen des Lesers einen regelrechten Plan zur Aussen- und selbst zur Innenpolitik.

In allen Ländern obliegt es doch, möchte man meinen, eindeutig der Regierung, dem politischen Leben der Nation die allgemeine Richtung zu weisen. Diese wiederum bestimmt die Beziehungen nach aussen und die Wahl der Bündnisse. Aus diesen politischen Bedingungen ergeben sich schliesslich die militärischen Probleme, die von der Armeeführung gelöst werden müssen. Genau dies wollte Clausewitz mit seiner berühmten Formel «Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln» zum

Ausdruck bringen. Das heisst, die Armee steht im Dienste der im Auftrag der Nation handelnden Regierung.

Ganz anders die Auffassung General Chauvineaus. Für ihn ist es die Militärtechnik, welche die Wahl der Bündnisse bestimmt und der Nation ihre Aussenpolitik vorschreibt. Was bedeutet, dass die allgemeine Führung des Landes und die Kontrolle der Regierung der Armeeführung überantwortet wird. Hier haben wir es mit einem unverhohlenen Militarismus zu tun, der dem preussischen Militarismus in nichts nachsteht. Wenn Marschall Pétain bereit war, die Veröffentlichung eines solchen Werks zu fördern und ihm öffentlich seinen Segen zu geben, dann hat er damit gleichzeitig seine Ambitionen erkennen lassen und – sicherlich unbewusst – allen Bürgern eine Warnung erteilt, die sie sich zu Herzen nehmen sollten. Es sieht freilich nicht so aus, als wäre man sich dieser Konsequenz und der Theorien General Chauvineaus schon hinreichend bewusst geworden.

Noch interessanter aber sind die praktischen Anwendungen des hier aufgestellten Prinzips. Denn gestützt auf das Prinzip der durchgehenden und unüberwindlichen Frontlinien kann General Chauvineau sich daranmachen, das gesamte Gebäude der französischen Aussenpolitik einzureissen und es durch ein neues zu ersetzen.

Als allererstes kann man auf den Völkerbund verzichten: «Eine Gruppe von Grossmächten wird es nicht mehr schaffen [...], ihren Willen einer Nation aufzuzwingen, die in der Lage ist, eine durchgehende Frontlinie zu errichten, denn diese Nation wird sich ihrer Unverletzlichkeit zu sicher sein, als dass sie sich durch diplomatischen Druck beeinflussen liesse.»³

So gesehen bewahrt die durchgehende Frontlinie «die Menschheit vor Koalitionskriegen, wie sie ein strikt eingehaltener Pakt kollektiver Sicherheit zwangsläufig auslösen würde».⁴

Auch ist es unmöglich, weit entfernten Ländern Hilfe zu leis-

ten: «Die bewaffnete Intervention der Vereinigten Staaten in Europa ist durch Anwendung eben dieses Prinzips nur bedingt wirksam»⁵, und weiter: «Durch das Versagen unserer Diplomatie, die eben dies nicht begriffen hat, ist Frankreich in ein äusserst gefährliches Räderwerk hineingeraten; nach 1918 hat sie entfernten Nationen unsere Hilfe zugesagt, denen wir gar nicht helfen konnten. [...] Wie kommt es eigentlich, dass wir die Bündnisse, die für uns gefährlich geworden waren, nicht aufgekündigt haben? Die klassische Strategie hat allen Grund, sich darüber zu wundern.»⁶

Ausserdem: Warum soll man sich überhaupt für die kleinen Nationen interessieren? Der General erklärt es uns: «Im Gegensatz zu einem grossen Land, welches das Leben der Nation schützt und fördert, kann sich das Leben einer kleinen Rasse, sofern sie sich selbst überlassen bleibt, als durchaus verabscheuungswürdig erweisen.» «Die Selbstbestimmungsfreiheit der Völker [*sic*] ist eine überflüssige Formel, wenn diese Völker die Macht haben, anderen ihre Freiheit aufzuzwingen, während sie im gegenteiligen Fall gefährlich ist. Dass schlichte Gemüter fest daran glauben, sie würden den Gimpeln einen Dienst erweisen, indem sie die Tür ihres Käfigs öffnen, mag gerade noch entschuldbar sein. Wenn aber die Autoren eines Vertragswerks derart simple Vorstellungen von den Existenzmöglichkeiten menschlicher Gemeinschaften haben, so ist das ein Anlass zu grossem Ärgernis.»⁷

Spätestens hier verrät sich der General: Die Leidenschaft hat ihn dazu getrieben, aus dem Bereich des strikt Militärischen auszubrechen und sich auf das Gebiet der politischen Philosophie vorzuwagen, und was er uns in dieser Hinsicht zu vermelden hat, ist nicht gerade neu. Es kommt uns bekannt vor, und es ist keineswegs überraschend, dass sich die Thesen des Generals auf geradezu frappierende Weise mit denjenigen decken, die von Deutschland vertreten werden. Auch wenn Marschall Pétain mit dem für ihn typischen Abscheu vor Verantwortung in seinem

Vorwort bereits erkennen lässt, dass er sich hinter den politischen Schlussfolgerungen des Generals zu verstecken gedenkt, kann man sich doch nicht des Eindrucks erwehren, dass er sich durch die Präsentation dieses Werks schwer kompromittiert hat.

Denn wer sieht nicht, worauf solche Thesen, die immerhin 1938 veröffentlicht wurden, also im Jahr des «Anschlusses» und des Münchener Abkommens, logischerweise hinauslaufen müssen: Wenn Frankreich ohne Verbündete dasteht, wenn ihm jede Kontaktaufnahme zu den Vereinigten Staaten und erst recht natürlich zu Russland untersagt wird, so bedeutet das zwangsläufig, dass Deutschland in ganz Osteuropa freie Hand erhält, während Frankreichs einzige Sicherheit in der Theorie der durchgehenden Frontlinien und einer immer stärkeren Aufrüstung gründet. Das ist genau das, was Deutschland wollte und was es versucht hat, uns bis zur letzten Konsequenz aufzuzwingen: das System, das darin bestand, zunächst die Tschechoslowakei zu zerschlagen und Frankreich von seinen sämtlichen Bündnispartnern, die es 1918 gewonnen hatte, zu isolieren, und das es Deutschland dann erlaubte, uns zu überfallen und im Handstreich niederzuwerfen.

Derartige Schlussfolgerungen drängen sich so zwingend auf, dass sie nicht einmal dem Verfasser entgangen sein können. Jedenfalls lässt sich die Tatsache, dass er sie sich zu eigen gemacht hat, nicht allein mit der Militärtechnik erklären. Wir haben es hier mit einer Politik zu tun, die argumentative Anleihen bei der Militärtechnik macht und sich unter deren Maske versteckt; diese Politik ist aber genau diejenige, die uns von Deutschland suggeriert wurde. Bisher war man der Meinung gewesen, mit seiner öffentlichen Förderung des Buchs von General Chauvineau hätte Marschall Pétain nichts weiter getan, als Dummheiten zu unterstützen, und er wäre lediglich einem schlichten militärischen Irrtum erlegen. Wir denken nicht daran, Zweifel an der Mittel-mässigkeit des Marschalls zu säen, aber man muss sich darüber

klar sein, dass sie ihn nicht gehindert hat, sich an einem politischen Manöver zu beteiligen, das dazu bestimmt war, dem Feind zu helfen, und sich damit eines regelrechten Verrats schuldig zu machen.

Eines Tages, und vielleicht schon bald, wird es möglich sein, all die Intrigen aufzudecken, die bei uns von 1933 bis 1939 zugunsten der Achse Berlin-Rom angezettelt wurden, um ihr die Vorherrschaft über Europa zu sichern, indem man das gesamte Gebäude unserer Allianzen und Freundschaften eigenhändig zerstörte. Natürlich darf man die Verantwortlichkeiten der französischen Militärs in diesem Punkt nicht isoliert sehen; Verantwortung tragen auch solche Politiker wie Laval, Journalisten wie Brinon*, Industrielle wie die von Le Creusot, Hintermänner wie die Agitatoren vom 6. Februar** –, aber wenn sie auch nicht die Alleinverantwortlichen sind, so übertreffen sie doch die anderen so sehr, was Gefährlichkeit und Schuldlast angeht, dass sie sich nicht einfach der Masse zuschlagen lassen. Für die Beweisaufnahme des kommenden Strafverfahrens wegen des grossangelegten Manövers des Landesverrats stellt das Buch General Chauvigneaus bereits heute ein Dokument ersten Ranges dar.

(Erstveröffentlichung in *Les Cahiers politiques*, Nr. 8 [tatsächlich Nr. 6], April 1944, S. 22 ff.)

* Fernand de Brinon (1885-1947), seit 1920 Anhänger einer deutsch-französischen Verständigung, 1935 Mitbegründer des Comité France-Allemagne, ab 1940 prominenter Kollaborateur, vertrat die Vichy-Regierung als Generalbevollmächtigter bei den deutschen Besatzungsbehörden in Paris, nach der Befreiung zum Tode verurteilt und hingerichtet. *A.d.Ü.*

** Anspielung auf die Ereignisse vom 6. Februar 1934, als rechtsradikale Ligen und Frontkämpfer-Verbände einen Sturm auf das Palais Bourbon organisierten, in dessen Verlauf es mehrere Tote und zahlreiche Verletzte gab. Aufgrund dieser Vorfälle sah sich die bereits durch den Stavisky-Finanzskandal kompromittierte Regierung Daladier zum Rücktritt gezwungen. *A.d.Ü.*

Anmerkungen

- ¹ Zur Illustration mögen einige Zitate genügen: «Die Ansichten General Chauvineaus über den Beginn der Landoperationen sind überaus klug» (S. XIV). «Gleichwohl findet sich in der gesamten Darstellung keine einzige grundlegende Fehleinschätzung, allenfalls gibt es einige Auslassungen hinsichtlich des Einsatzes der Luftwaffe» (S. XVIII und XIX). «Es ist das seltene Verdienst General Chauvineaus, dargelegt zu haben, dass sich die durchgehende Frontlinie nicht nur auf die Lehren der Geschichte gründet, sondern auch auf die technischen Eigenheiten der Waffen und der Befestigung» (S. XXI).
- ² Vgl. S. 80 und 81, Zeile 1 bis 5.
- ³ S.179.
- ⁴ S.180.
- ⁵ S.185.
- ⁶ S.190.
- ⁷ S. 190 und 191.
- ⁸ S.191.

Über die Reform des Erziehungswesens

Zu dieser Frage von erstrangiger Bedeutung, die das C.G.E. (Centre général d'études de la Résistance) in sein Arbeitsprogramm aufgenommen hat, werden die *Cahiers politiques* eine Reihe von Anmerkungen und Berichten veröffentlichen, wobei sie die Verantwortung den jeweiligen Autoren überlassen.

Überlegungen zu einer Revolution des Unterrichtswesens

Jedes nationale Unglück fordert zunächst einmal zu einer Gewissensprüfung heraus; im zweiten Schritt muss dann ein Plan der Erneuerung entworfen werden (denn die Gewissensprüfung ist nur ein grimmiges Vergnügen, weckt sie nicht das Bedürfnis nach einer Änderung der Verhältnisse). Wenn wir, nach dem baldigen Sieg, wieder unter uns sein werden, in einem befreiten Land, wird uns die grosse Aufgabe zufallen, ein neues Frankreich zu errichten.

Eine der vordringlichsten Aufbauarbeiten aber unter so vielen unerlässlichen wird die Erneuerung unseres Schulsystems sein. Ob in der Strategie, ob in der administrativen Praxis oder bei der moralischen Integrität, eins ist sicher: Unser Zusammenbruch war in erster Linie – und zwar nicht nur bei unseren politischen Führern, sondern auch (warum sollte man nicht den Mut haben, es auszusprechen?) bei einem erheblichen Teil unseres Volkes – eine zugleich intellektuelle und charakterliche Niederlage. Mit anderen Worten, unter den tieferen Ursachen dieser Niederlage haben die Unzulänglichkeiten der Bildung, die unsere Gesellschaft ihrer Jugend vermittelte, eine herausragende Rolle gespielt.

Zur Beseitigung dieser Mängel wäre eine zaghafte Reform unangebracht. Das Erziehungswesen eines Landes lässt sich nicht dadurch erneuern, dass man in die ausgetretenen Pfade zurückkehrt: Dazu bedarf es einer Revolution. Stören wir uns nicht an dem schlechten Klang, den dieses Wort augenblicklich angenommen hat, da ein abscheuliches Regime es zu Tarnzwecken gewählt hat. Im Unterrichtswesen wie auch sonst hat die sogenannte nationale Revolution unablässig geschwankt zwischen der Rückkehr zu überholten Praktiken und der sklavischen Imitation von Systemen, die unserem Volk fremd sind. Die Revolution, die wir erstreben, wird die authentischen Traditionen unserer Zivilisation zu bewahren wissen. Und sie wird eine Revolution sein, weil sie Neues schaffen wird.

Täuschen wir uns nicht: Die Aufgabe wird hart sein, und ohne tiefe innere Konflikte wird es nicht abgehen. Es wird immer schwierig sein, Pädagogen davon zu überzeugen, dass die Methoden, die sie lange und gewissenhaft praktiziert haben, vielleicht nicht die allerbesten waren; Erwachsenen klarzumachen, dass ihre Kinder es verdienen, anders erzogen zu werden als sie selbst; die ehemaligen Schüler der Grandes Ecoles zu der Einsicht zu bewegen, dass diese Lehranstalten, denen angehört zu haben sie mit solchem Stolz erfüllt, abgeschafft werden müssen. Allein, es besteht kein Zweifel, dass die Zukunft hier wie auch sonst den Wagemutigen gehört; die schlimmste Gefahr aber für alle, die im Unterrichtswesen tätig sind, wäre laue Willfährigkeit gegenüber den Institutionen, in denen sie sich im Laufe der Zeit bequem eingerichtet haben.

Es wäre vermessen, ein konkretes Programm dieser notwendigen Revolution auf wenigen Seiten entwerfen zu wollen. Wenn es soweit ist, wird man daran gehen, es in allen Details auszuformulieren, und diese Arbeit wird auf kooperativem Wege zu leisten sein. Für den Augenblick wollen wir uns auf einige Leitgedanken beschränken.

Will man in diesem Bereich überhaupt etwas erreichen, so erweist es sich als unabdingbar, dass das Frankreich von morgen für die Erziehung seiner Jugend wie für die Fortbildung seiner sämtlichen Bürger ungleich grössere finanzielle Mittel aufwendet als bisher.

In diesem Zusammenhang sei an zwei Episoden aus der Vorkriegszeit erinnert, die grell die Haltung derjenigen beleuchten, die die Niederlage an die Macht bringen sollte und die der kommende Sieg wieder davonjagen wird. Als André Tardieu, seinerzeit Minister für «Wohlfahrt», einen umfassenden Plan der «nationalen Ausstattung» vorlegte, ging er zuerst daran, alles wissenschaftliche Rüstzeug aus diesem Arsenal eines glücklichen Frankreich zu streichen (nachträglich wurden, wenn ich mich nicht täusche, noch einige Mittel für die Laboratorien im Etat untergebracht, weil man sich in letzter Minute eines Besseren besonnen hatte; schliesslich kann die Schwerindustrie nicht darüber hinweggehen, dass Techniker zu irgendetwas nützlich sind; die Bibliotheken hingegen blieben weiterhin unberücksichtigt; müssen sich «Realisten» denn um Bücher kümmern? Vor allem aber: Wozu sollen Franzosen, die zu arm sind, um sich selber Bücher kaufen zu können, überhaupt lesen?) Als Pierre Laval, damals Minister der grossen Busse, die Ausgaben der Republik radikal zu kürzen beschloss – wobei es vor allem darum ging, auf indirektem Wege die Löhne zu beschneiden –, erwarb sich die französische Regierung das traurige Privileg, unter allen zivilisierten Regierungen die einzige zu sein, die diese Sparmassnahmen auch auf den Bereich des geistigen Schaffens ausdehnte. «Was uns an euren herrschenden Kreisen immer wieder überrascht hat», sagte mir kürzlich ein norwegischer Freund, «ist das geringe Interesse, das sie den geistigen Dingen entgegenbringen.» Ein vernichtendes Urteil! Wir wünschten, so etwas könnte nie wieder zu Recht von uns behauptet werden.

Wir brauchen also neue Mittel. Für unsere Laboratorien.

Und vielleicht mehr noch für unsere Bibliotheken, die bisher die grossen Leidtragenden gewesen sind (nicht nur die wissenschaftlichen Bibliotheken, sondern auch die sogenannten Volksbüchereien, deren Zustand, verglichen mit dem der englischen, amerikanischen, ja sogar der deutschen, geradezu erbärmlich ist und einen der schlimmsten Schandflecke unseres Landes darstellt. Man braucht bloss einmal den Katalog einer Grossestadtbibliothek durchzublättern, von den Kleinstädten ganz zu schweigen, um deprimiert feststellen zu müssen, dass die Zahl der Neuerwerbungen seit etwa fünfzig Jahren stetig zurückgegangen ist, woran sich ablesen lässt, in welchem Masse die Bildung bei uns in Verfall gerät. Die sogenannte aufgeklärte Bourgeoisie liest kaum noch; und diejenigen, die sich, aus minderbemittelten Schichten stammend, selbst keine Bücher leisten, sie aber aus den Bibliotheken entleihen könnten, tun es nicht.) Für unsere wissenschaftlichen Forschungsinstitute. Für unsere Universitäten, Gymnasien und Volksschulen, die in hygienischer und atmosphärischer Hinsicht erneuert werden müssen, denn die Jugend kann schliesslich zu Recht verlangen, dass sie nicht länger in ungesunden Mauern, in der Dunkelheit schauerhafter Verliese eingesperrt wird. Mittel brauchen wir schliesslich auch, das sei ohne falsche Scham gesagt, um den Lehrkräften, und zwar Lehrkräften aller Stufen, eine Existenz zu sichern, die nicht luxuriös sein soll (es ist ja keineswegs ein Frankreich des Luxus, das uns vorschwebt), wohl aber frei von materiellen Beklemmungen, ein Auskommen, das diese Leute der Notwendigkeit enthebt, sich einen Nebenerwerb zu suchen, so dass sie den Kopf frei haben für ihre eigentlichen Aufgaben und in der Lage sind, ihre Lehrtätigkeit oder ihre wissenschaftliche Forschung in einem Geist auszuüben, der sich ständig aus den lebendigen Quellen der Kunst oder der Wissenschaft erneuert.

Allein, so unerlässlich diese Opfer auch sind, sie wären verge-

bens, kämen sie nicht einem gründlich verjüngten Unterrichtssystem zugute.

Eines der schlimmsten Übel des gegenwärtigen Systems lässt sich mit einem Wort bezeichnen: «Prüfungsbüffelei». Das Grundschulwesen ist sicherlich noch derjenige Bereich, in den dieses Übel bisher am wenigsten vorgedrungen ist, auch wenn er, wie ich fürchte, nicht völlig davon verschont geblieben ist. Der Unterricht an den Gymnasien, Universitäten und den Grandes Ecoles jedoch ist vollständig davon befallen.

«Prüfungsbüffelei». Mit anderen Worten: Fixierung aufs Examen und auf die Einstufung. Schlimmer noch: Was eigentlich nichts weiter sein sollte als ein Reagenz, um den Wert der Erziehung zu bestimmen, wird zu einem Selbstzweck, nach dem sich fortan die gesamte Erziehung richtet. Man hält die Kinder oder die Studenten nicht mehr dazu an, Kenntnisse zu erwerben, deren Solidität sich mit Hilfe des Examens einigermaßen überprüfen lässt. Stattdessen nötigt man sie, sich auf das Examen vorzubereiten. So ist ein dressierter Hund ja nicht etwa ein Hund, der viel weiss, sondern einer, der durch bestimmte vorgegebene Übungen darauf abgerichtet ist, die Illusion von Wissen zu erwecken. «Nächstes Jahr werden Sie bestimmt 'agrégé' sein», sagte in aller Naivität ein Mitglied der Prüfungskommission für die «agrégation» zu einem meiner Studenten, «aber dieses Jahr bringen Sie einfach noch nicht genug mit für den Wettbewerb.» Während der letzten zwanzig Jahre hat dieses Übel schreckliche Schäden angerichtet. Bei der Vorbereitung auf die «licence» hangeln sich unsere Studenten von einem Schein zum nächsten. Seit der «nationalen Revolution» wird man ohne ein Zusatzexamen nicht mehr zur Anwaltskammer zugelassen. Manche Gymnasien haben ein «Vorabitur» eingerichtet, was nur auf Kosten des normalen Studienablaufs möglich ist. In den medizinischen Buchhandlun-

gen in Paris werden Listen mit fertigen Prüfungsfragen für das Klinikum verkauft, die man nur noch auswendig zu lernen braucht. Bestimmte Privatanstalten haben den Lehrplan exakt nach Prüfungsthemen gegliedert, und zwar so treffsicher, dass, wie sie noch rühmend hervorheben, die meisten ihrer Kandidaten bei Prüfungen fast nie mit anderen Fragen konfrontiert werden als mit solchen, die zuvor bereits erörtert und entsprechend korrigiert worden sind. Der Reiz zukünftiger Examen übt auf allen Rängen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, seine Wirkung aus. Zum grossen Schaden für ihre Erziehung, bisweilen auch für ihre Gesundheit, müssen zahllose Kinder, die noch zu jung sind, Klassen besuchen, die für ältere gedacht sind, nur weil ihre Eltern um jeden Preis einen eventuellen Rückstand vermeiden wollen, der später zu Problemen mit der Altersgrenze für den Eintritt in diese oder jene Grande Ecole führen könnte. «Unsere sämtlichen wissenschaftlichen Lehrpläne für den Gymnasialunterricht» sagte mir ein Physiker, «sind auf den des Polytechnikums ausgerichtet.» Und die ewige Aufsatzschreiberei an den Gymnasien fördert weniger den – übrigens falsch verstandenen – Wettstreit unter den Schülern als vielmehr die Neigung zur Schluderei, deren katastrophale Folgen unsere bedauernswerte Jugend spätestens dann zu spüren bekommt, wenn sie mitten im Hochsommer in überhitzten Hörsälen über ihren Klausuren brütet.

Ich brauche wohl nicht weiter darauf einzugehen, wie nachteilig sich eine derartige Prüfungsmanie in intellektuellen Belangen auswirken muss. Allerdings stellt sich die Frage, ob man auch ihre moralischen Konsequenzen immer deutlich genug gesehen hat: die sowohl bei Lehrern als auch bei Schülern verbreitete Scheu vor jeder Initiative; die Unterdrückung jeglicher Neugier; der Kult des Erfolgs, der den Wissensdurst ersetzt; ein beständiges Zittern und Zagen statt unbekümmerter Lernfreude; die Hoffnung auf den glücklichen Zufall (denn die Art dieser Examen bringt es mit sich,

dass sie, unabhängig davon, wie gewissenhaft die Prüfer sein mögen, überwiegend Zufallsentscheidungen bleiben; man möge sich bitte an die erstaunliche und erschreckende Untersuchung Piéron und Laugiers erinnern, die das Unterrichtsministerium wohlweislich totschwieg, hatte sie doch ergeben, dass die Noten von einem Korrektor zum anderen, ja sogar bei ein und demselben Korrektor von einem Tag auf den anderen höchst beunruhigende Variationen aufweisen können); und schliesslich – ein ungleich fataleres Übel – die Hoffnung auf den Betrug. Denn allenthalben wird «abgeschrieben», ob in unseren Klassenzimmern oder in unseren Prüfungsräumen; in Wirklichkeit wird sehr viel häufiger und sehr viel erfolgreicher abgeschrieben, als unsere Behörden offiziell zuzugeben bereit sind. Natürlich weiss ich, dass es Gott sei dank auch noch rechtschaffene Personen gibt. Ich denke sogar, dass es viele sind. Ihnen gebührt Anerkennung. Ich kenne einen Schüler, den, nachdem er soeben, und zwar auf ehrliche Weise, Klassenbester geworden war, einer seiner Kameraden im Ton finsterer Bewunderung ansprach: «Da musst du aber gut abgeschrieben haben!» Ist das die Atmosphäre, in der man eine Jugend heranbildet?

Es ist mir, wie gesagt, nicht möglich, hier ein detailliertes Reformprogramm vorzustellen. So etwas zu entwickeln, wird eine delikate Angelegenheit sein. Einiges wird man freilich radikal beseitigen müssen. Wer glaubt noch an das «baccalauréat», an den hohen Wert und die intellektuelle Effizienz dieser aufbarer Schufferei beruhenden Zufallsauswahl? Selbstverständlich werden verschiedene Auswahlverfahren auch weiterhin notwendig bleiben, doch werden sie rationaler durchdacht sein und in ihrer Zahl so weit reduziert werden müssen, dass das Leben des Schülers beziehungsweise des Studenten in Zukunft nicht mehr durch eine wahnwitzige Kette von Prüfungen bestimmt und eingeeignet wird. An dieser Stelle möchte ich mich auf einen einfachen und in seiner Anwendung unkomplizierten Vorschlag beschränken.

Wie alle meine Kollegen habe ich Klausuren korrigiert und Kandidaten mündlich geprüft. Wie alle anderen gebe auch ich zu, dass ich mich dabei irren kann. Allerdings wird es mir, wie ich glaube, nur ziemlich selten passieren, dass ich eine sehr gute Leistung mit einer sehr schlechten oder auch nur mittelmässigen verwechsle. Wenn ich aber erleben muss, wie ein Prüfer befundet, dass beispielsweise diese oder jene Klausur in Geschichte oder in Philosophie oder selbst in Mathematik $13\frac{1}{4}$ Punkte von 20 verdient, eine andere aber $13\frac{1}{2}$, dann kann ich das, bei allem nötigen Respekt, nur als schlechten Scherz empfinden. Welche Präzisionswaage besitzt der Mensch, die es ihm erlauben würde, den Wert eines historischen Aufsatzes oder einer mathematischen Arbeit mit einer Approximation von 1,2% zu berechnen? Deshalb fordern wir mit allem Nachdruck, dass die Notenskala, nach dem Beispiel verschiedener anderer Länder, einheitlich und obligatorisch auf fünf grosse Kategorien reduziert wird: 1 bzw. «sehr schlecht», 2 bzw. «schlecht», 3 gleich «genügend», 4 bedeutet «gut», 5 entspricht «sehr gut» (nicht «perfekt», das verbietet die menschliche Unzulänglichkeit). Dieses Bewertungssystem soll zumindest überall dort gelten, wo keine Schwierigkeiten auftauchen, wenn es mehrere gleichrangige Kandidaten gibt. Was das Problem der Wettbewerbe um eine limitierte Zahl von Plätzen betrifft, so wird man einen Mathematiker zu Rate ziehen. Aber auch hier sollte es möglich sein, auf allzu komplizierte Verfahrensmodi zu verzichten, deren Absurdität uns nur deshalb nicht mehr auffällt, weil wir zu lange an sie gewöhnt sind. Alles ist besser als eine Dummheit, die im Laufe der Zeit zu einer Ungerechtigkeit wird.

Aber vielleicht ist der Missstand bei den Examen seinerseits nur ein Anzeichen für tiefergehende Deformationen. Wiederum will ich kaum von der Volksschule sprechen. Soweit ich sie kenne – wobei ich gestehen muss, dass sie mir weniger vertraut ist als das

Gymnasium und die Universität –, hat auch sie ihre Mängel. Allerdings scheint sie mir für die Zwecke, die sie zu erfüllen hat, weit eher geeignet zu sein, als dies bei den Anstalten der beiden anderen Bildungsstufen der Fall ist. Die gravierenden Mängel des Gymnasial- und Hochschulunterrichts liegen offen zutage. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen.

Der Hochschulunterricht ist von den Spezialschulen napoleonischen Typs völlig absorbiert worden. Die Fakultäten selbst verdienen kaum einen anderen Namen als den, den sie tragen. Was ist denn eine «Faculté des Lettres», wenn nicht in erster Linie eine Fabrik zur Produktion von Lehrern, so wie die «Ecole Polytechnique» eine Fabrik zur Produktion von Ingenieuren oder Artillerieoffizieren ist? Woraus sich zwei Konsequenzen ergeben, die beide gleichermaßen zu beklagen sind. Die erste ist, dass wir nur unzureichend auf die wissenschaftliche Forschung vorbereiten und dass infolgedessen die Forschung bei uns dahinsiecht. Man befrage doch etwa einen Mediziner oder einen Historiker zu diesem Thema; wenn sie ehrlich sind, werden ihre Antworten kaum voneinander abweichen. Darunter hat, nebenbei bemerkt, auch unser internationales Prestige erheblich gelitten: In vielen Fächern ist es so, dass ausländische Studenten nicht mehr zu uns kommen, weil ihnen unsere Universitäten nur eine Vorbereitung auf rein berufsorientierte Examen bieten, die für sie nicht von Interesse sind. Zweitens vermitteln wir unseren allzu früh spezialisierten Eliten nicht jenes hohe Mass an Allgemeinbildung, das für einen Entscheidungsträger unerlässlich ist, will er jemals etwas anderes sein als ein bornierter Experte auf seinem Gebiet. Wir züchten Firmenchefs heran, die zwar gute Techniker sein mögen, aber von den menschlichen Problemen im Grunde keine Ahnung haben; Politiker, die weltfremd sind; Administratoren, die eine Scheu vor dem Neuen haben. Keine unserer Führungskräfte erziehen wir zu jener Kritikfähigkeit, die sich allein (denn

hier verbinden sich die beiden soeben erwähnten Konsequenzen miteinander) am Beispiel und in der Praxis der freien Forschung aneignen liesse. Schliesslich schaffen wir aus freien Stücken kleine, hermetische Gesellschaften, in denen sich der Korpsgeist entwickelt, das heisst eine Gesinnung, die weder geistige Weitsicht noch staatsbürgerliches Verantwortungsbewusstsein zu fördern angetan ist.

Die Remedur? Noch einmal: Eine vorläufige Skizze wie diese muss notwendig auf das Detail verzichten. Nur soviel sei gesagt: Wir fordern erstens die Wiederherstellung echter Universitäten mit neuen Organisationsstrukturen, bei denen die starren Fakultäten, die sich als quasi autonome Körperschaften begreifen, in Zukunft durch lockere Gruppierungen von Disziplinen ersetzt werden; zweitens – parallel zu dieser grossen Reform – die Abschaffung der Spezialschulen. An ihre Stelle werden einige technische Hochschulinstitute treten, welche eine abschliessende Vorbereitung für bestimmte Berufszweige ermöglichen, dies freilich erst nach einem obligatorischen Universitätsbesuch. Für die Spezialausbildung einer bestimmten Kategorie von Ingenieuren etwa ist die «Ecole des ponts et chaussées» unerlässlich; doch gibt es andererseits keinen Grund, warum die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung, für die ja eigentlich die Universität zuständig ist, unbedingt einer Eliteschule wie der «Polytechnique» überlassen bleiben sollte.

Zwei Beispiele, die wir aus Gründen der Unparteilichkeit aus zwei politisch konträren Epochen unserer Geschichte auswählen, werden sicherlich besser als lange Reden verdeutlichen können, mit welcher Art von bürokratischer Erstarrung wir aufräumen wollen und welche Neuorientierung wir stattdessen anstreben.

Die Volksfront nahm sich seinerzeit vor, das Quasi-Monopol der «Sciences politiques» als Kadenschmiede für hohe Staatsbeamte zu brechen. Politisch war die Idee durchaus vernünftig. Schliesslich kann man es keinem Regime zum Vorwurf machen,

wenn es seine Beamten nicht aus einem Milieu rekrutiert, das ihm aufgrund seiner Traditionen fast durchweg feindlich gesonnen ist. Was aber stellten sich die Regierenden damals vor? Sie hätten daran denken können, eine grosse Ausschreibung für den Zivilverwaltungsdienst einzurichten, analog zu dem phantastischen Wettbewerb für den britischen *Civil Service*, sprich: einheitlich für alle Zweige der Verwaltung; vorrangig basierend auf Prüfungen in Allgemeinbildung und mit einem beträchtlichen Freiraum für individuelle Interessen; und schliesslich vorbereitet in welt-offenen Universitäten. Stattdessen zogen sie es vor, den Plan für eine neue Spezialschule zu entwerfen: eine zweite «Ecole des Sciences politiques», noch hermetischer als ihre Rivalin...

Das Vichy-Regime hat die «Ecoles normales» abgeschafft, eine Massnahme, die natürlich vorrangig politisch bedingt war. Als Vorwand dafür dienten absurde Beschwerden, von denen sich niemand täuschen lassen sollte. Die Allgemeinbildung und die pädagogische Qualifikation, die die Volksschullehrer in den «Ecoles normales» vermittelt bekamen und die sie fraglos auch in Zukunft wieder erhalten werden, waren gleichermassen solide. Gleichwohl wird man zugeben müssen, dass es gerade jungen Geistern bestimmt nicht schaden würde, wenn sie nach dem Abgang von diesen Lehranstalten, die zwangsläufig einseitig sind und ein notwendigerweise rigides Programm haben, mit Studenten anderer Fachrichtungen in Kontakt kämen und zugleich kritischere und lockerere Unterrichtsformen kennenlernten. Die «École normale» durch ein Praktikum an den Gymnasien zu ersetzen, wie Vichy es vorhatte, ist Unfug. Die künftigen Grundschullehrer können hier längst nicht so viel lernen, wie ihnen die ehemalige «École» zu vermitteln vermochte. Aber ich persönlich fände es begrüssenswert, wenn sie, nachdem die «Ecoles normales» erst einmal wieder in Betrieb sind, ihren Studiengang durch

ein sehr frei gestaltetes Jahr an den Universitäten abschliessen würden.

Seit einigen Jahrzehnten wird der Gymnasialunterricht fortwährend umgestellt. Sicher, die grotesken Widersinnigkeiten der vergangenen drei Jahre beweisen lediglich, dass das Regime absolut unfähig ist, etwas Neues zu schaffen oder auch bloss zu koordinieren. Doch das Missverhältnis zwischen Anspruch und Erfolg des Unterrichts ist älteren Datums. Es hat tiefe Ursachen. Das alte humanistische System hat sich überlebt und eine Leerstelle hinterlassen. Daher rührt ein starkes Unbehagen, das sich in vielerlei Weise Ausdruck verschafft. Immer hat es schlechte Schüler gegeben, aus denen später kluge und gebildete Menschen geworden sind. Ich meine mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, dass dies heutzutage sogar eher der Normalfall ist, während umgekehrt viele angeblich gute Schüler in ihrem Leben nie wieder ein Buch aufschlagen werden. Wobei noch zu fragen wäre, ob sie während ihrer ganzen Schulzeit tatsächlich je etwas anderes gelesen haben als «ausgewählte Stücke». Jedenfalls ist nicht zu leugnen, dass die Jugend sich heute immer weniger für den Unterricht zu begeistern vermag. Ich bin alt genug, um mich daran erinnern zu können: Vor vierzig Jahren ging man mit mehr Freude ins Gymnasium und war weniger froh, wenn man es verliess. Der Erfolg der Pfadfinderbewegung mag vielerlei Gründe haben. Aber machen wir uns nichts vor: Einer der wichtigsten ist das Versagen des offiziellen Erziehungswesens. Inmitten seiner Meute oder seiner Patrouille findet das Kind genau das, was ihm Gymnasium oder Realschule heute zunehmend seltener bieten: einen besseren Mannschaftsgeist, grössere Nähe zu den Vorgesetzten, «Interessenzentren», die besser geeignet sind, die Spontaneität einer unverbrauchten Intelligenz herauszufordern und wachzuhalten.

Statt mit dieser Kritik weiter fortzufahren, ist es sicher besser, in groben Zügen anzugeben, was wir wollen.

Wir fordern einen Gymnasialunterricht, der so vielen wie möglich offenstehen soll. Seine Aufgabe ist es, Eliten zu bilden, und zwar ohne Rücksicht auf Herkunft oder Vermögen. Sobald er ein für allemal von seinem Klassencharakter befreit ist, wird es natürlich notwendig, eine Auswahl vorzunehmen. Auf eine Aufnahmeprüfung wird man wahrscheinlich auch in Zukunft nicht verzichten können; sie muss sehr einfach und auf das kindliche Alter zugeschnitten sein: eher ein Intelligenztest als ein Abfragen von Wissen... oder von Nachplapperei. Auch Zwischenprüfungen wird es weiterhin geben. Aber nicht jährlich. Wer behauptet, man könne ein Kind oder einen Jugendlichen aufgrund der Leistung in etwa zehn Monaten beurteilen, der verkennt die gesamte Psychologie des Wachstums oder, besser gesagt, er ignoriert die Physiologie. Welche Entwicklung kann bisweilen innerhalb eines einzigen Monats stattfinden!

Wir fordern eine humanere Disziplin, wie sie natürlich nur in Klassen mit weniger Schülern möglich ist; eine Disziplin, die von Lehr- und Verwaltungskräften ausgeübt wird, denen zumindest die Grundsätze der oben erwähnten Psychophysiologie vertraut sind; eine entsprechende Ausbildung werden nicht nur die Volksschul-, sondern vor allem auch die Gymnasiallehrer absolvieren müssen, denen es heutzutage freigestellt ist, ob sie sich Kenntnisse auf diesem Gebiet aneignen oder nicht (ein Recht auf Ignoranz, von dem einige durchaus Gebrauch machen). Anstatt das Kind einer erbarmungslosen Einheitsnorm zu unterwerfen, wird man in Zukunft darauf achten, seine Vorlieben, ja sogar seine «Marotten» zu kultivieren. Die Idee der organisierten Freizeitgestaltung hatte ja etwas Segensreiches an sich, ehe sie von Vichy unter der Bezeichnung «allgemeine Erziehung» annektiert und verfälscht wurde. Man muss sie wiederaufgreifen und junges Personal mit ihrer Verwirklichung beauftragen. Einen grossen Raum wird dabei die Leibeserziehung einnehmen. Weit entfernt

von jedem lächerlichen Exzess, von jeder stupiden oder ungesunden Bewunderung für den Hochleistungssport, wird sie das sein, was sie sein soll: ein Mittel zur Kräftigung von Körper und Verstand, ein Appell an den Kooperationsgeist und die Loyalität.

Wir fordern eine sehr grosszügige Wahlfreiheit bei den Unterrichtsstoffen: eine Freiheit, die in Zukunft umso leichter wahrzunehmen sein dürfte, als die Abschaffung der Prüfungsschinderei ja eine grosse Vielfalt an Initiativen ermöglichen wird. Macht man sich eigentlich klar, dass Frankreich, bedingt durch das «baccalauréat», heute eines der wenigen Länder ist, in denen jedes pädagogische Experiment, jede Neuerung, sofern sie nicht sofort Allgemeingültigkeit erlangt, praktisch untersagt ist? Der für alle verbindliche Lateinunterricht ist eine Absurdität, ebenso die Einheitlichkeit eines allzu anspruchsvollen Lehrplans für Mathematik, gegen den bestimmte Gemüter, die deswegen vielleicht zu bedauern, keinesfalls aber zu verurteilen sind, eine instinktive Abneigung hegen. Im Übrigen entspricht es nicht im Mindesten unserer Absicht, die humanistische Tradition aus den Gymnasien zu verbannen. Latein wird, obwohl nicht auf Kosten der lebenden Sprachen, weiterhin unterrichtet werden. Schliesslich ist die Kenntnis des Lateinischen für jede Disziplin von historischem Charakter unentbehrlich. Sie eröffnet den Zugang zu einer Literatur, deren Einfluss sich noch keineswegs erschöpft hat. Vor allem aber stellt das Erlernen einer Sprache synthetischen Charakters eine Schulung des Verstandes dar, die sich kaum ersetzen lässt. Aber wenn dieses Studium Früchte tragen soll, so muss es ernsthaft betrieben werden, und das setzt voraus, dass die Stundenzahl für dieses Fach entsprechend hoch angesetzt wird. Statt eines stümperhaft heruntergestotterten Lateins, wie man es heute nur zu oft erlebt, lieber gar kein Latein; nichts muss man in der Erziehung mehr meiden als das Ungefähre. Deshalb fürchte ich, dass das Griechische, bei allem ästhetischen und intellektuellen Wert, den es besitzt, von Ausnahmefällen abgesehen nicht beibe-

halten werden kann. Eine Unze Latein, ein paar Gran Griechisch... Nein, dann schon lieber ein paar Pfunde Latein. Im Übrigen wird es keine falsche Scham vor Übersetzungen geben. Kein Schüler sollte vom Gymnasium abgehen, ohne mit den grossen Werken der Antike in Berührung gekommen zu sein. Es ist hundertmal besser, die gesamte *Odyssee* oder die *Orestie* in Übersetzung gelesen als sich darauf beschränkt zu haben, zwei oder drei Dutzend Verse mühsam im Original zu entziffern. Ein Justizbeamter des 17. Jahrhunderts, erzählt Tallemant des Réaux in seinen *Historiettes*, wurde von seinem Sohn, einem Jesuitenzögling, gebeten, ihm eine *Legenda aurea* zukommen zu lassen, stattdessen schickte er ihm den Plutarch von Amyot*. «Mein Sohn», schrieb er ihm dazu, «dies ist das Leben der Heiligen, wie es die anständigen Leute lesen.» Das Urteil dieses Rechtspflegers über die Hagiographie sei dahingestellt. Doch dem Urteil, das er über die griechische, wenn auch, wie bei Amyot, in einem französischen Gewand vermittelte, Literatur abgibt, kann man nur beipflichten.

Wir fordern, dass die wissenschaftliche Erziehung, die nach unserem Wunsch umfassend und gründlich sein soll, radikal von allem befreit wird, was bloss technischer Lernstoff ist. Der Gymnasialunterricht hat die Aufgabe, den Geist zu bilden, und nicht etwa die, von vornherein Ingenieure, Chemiker oder Landvermesser heranzuziehen. Sie werden später und anderswo schon diejenigen Schulen finden, die sie benötigen. Wir möchten, dass – vor allem bis zum Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren – den auf Beobachtung gründenden Fächern und zumal der im Freien praktizierten Botanik viel mehr Platz eingeräumt wird als in der Vergangenheit. Die Mathematiker mögen sich bitte daran

* Gemeint sind die *Parallelbiographien* des Plutarch in der berühmten Übersetzung des französischen Humanisten Jacques Amyot (1513-1593). A.d.Ü.

erinnern, dass sich der Mathematikunterricht am Gymnasium, die Geometrie beispielsweise, sehr viel weniger zur Akkumulation von Wissen eignet (ein Grossteil dieser erworbenen Kenntnisse erweist sich später für die Mehrzahl der Schüler ohnehin als unbrauchbar), sondern dass er ein phantastisches Instrument zur Schärfung des logischen Denkens ist. Wir sind der Meinung, dass bestimmte Lehrpläne, wie etwa der für Chemie, in denen die Masse der Fakten einfach zu gross ist, erheblich ausgedünnt werden können.

Wir fordern einen grosszügig konzipierten Geschichts- und Geographieunterricht – ich würde, zumindest für die Geschichte, sogar sagen: einen ganz und gar neuen –, der es ermöglicht, unserer Jugend ein wahrheitsgemässes und verständliches Bild der Welt vorzustellen. Hüten wir uns vor der Tendenz, die sich in den letzten Jahren immer mehr verstärkt hat, nämlich die Geschichte auf rein politische Ereignisse eines Europas zu reduzieren, das uns, zeitlich gesehen, ganz nah ist. Die weit zurückliegende Vergangenheit weckt das Gespür für die Unterschiede zwischen den Menschen und auch den Respekt vor ihnen, während sie gleichzeitig die Sensibilität für die Poesie der menschlichen Schicksale verfeinert. Für einen künftigen französischen Staatsbürger ist es heute ungleich wichtiger, sich ein richtiges Bild von den Zivilisationen Indiens oder Chinas zu machen, als etwa an den Fingern abzählen zu können, welches die Massnahmen waren, durch die aus dem «Empire autoritaire» Napoleons III. angeblich ein «Empire libéral» wurde. Auch hier, wie in den Naturwissenschaften, ist eine Neuorientierung unabdingbar.

Zusammenfassend sei gesagt: Wir fordern eine umfassende, vernunftbegründete Überprüfung der Werte. Die französische Tradition, die auch in einem langen pädagogischen Wirken zum Zuge kommt, ist uns teuer. Wir wollen ihre wertvollsten Güter

bewahren: ihre Menschenliebe; ihre Achtung der geistigen Spontaneität und der Freiheit; die Kontinuität der Kunstformen und der Denkweisen, die unser geistiges Klima prägen. Doch eins wissen wir: Wirklich treu bleiben können wir ihr nur, indem wir ihr eine Zukunft eröffnen.

Editorische Notiz

Die *Etrange défaite*, die Bloch im Sommer 1940 geschrieben hatte, konnte erst nach der Befreiung Frankreichs und zwei Jahre nach dem Tod ihres Verfassers zum ersten Mal in Druck gehen (Paris: Editions Atlas 1946). Noch im selben Jahr erschien eine zweite Auflage. Im Jahr 1948 brachte Oxford University Press eine englische Übersetzung heraus; ihr sollten später Übersetzungen ins Hebräische, Italienische, Japanische und Polnische folgen.

In Frankreich publizierte 1957 Albin Michel eine neue Auflage des Werks, deren Restbestände 1961 an Armand Colin gingen. 1990 legte Gallimard die *Etrange défaite*, vermehrt um einige kleine Texte Blochs aus den Jahren 1940-1944, als Taschenbuch neu auf.

Die vorliegende deutsche Ausgabe folgt im Wesentlichen den früheren Ausgaben der *Seltsamen Niederlage*, verzichtet aber auf das Vorwort von Georges Altman und berücksichtigt stattdessen die Polemik gegen den Philosophen Albert Rivaud («Ein Philosoph in feiner Gesellschaft»).

Der Verlag und der Verfasser des Vorworts danken Herrn Etienne Bloch, der das Zustandekommen der deutschen Ausgabe der *Étrange défaite* ermöglicht und tatkräftig gefördert hat.